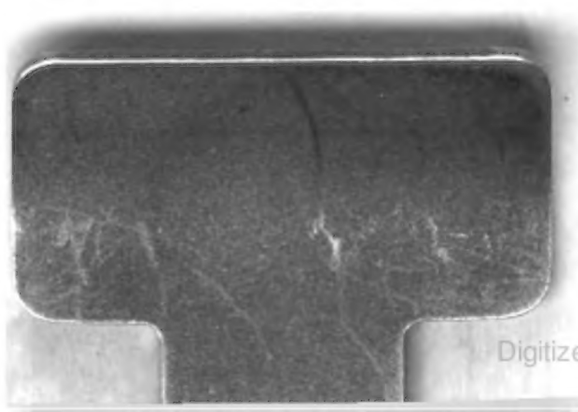
Crim.
133 o/6
Hitzig



Digitized by Google

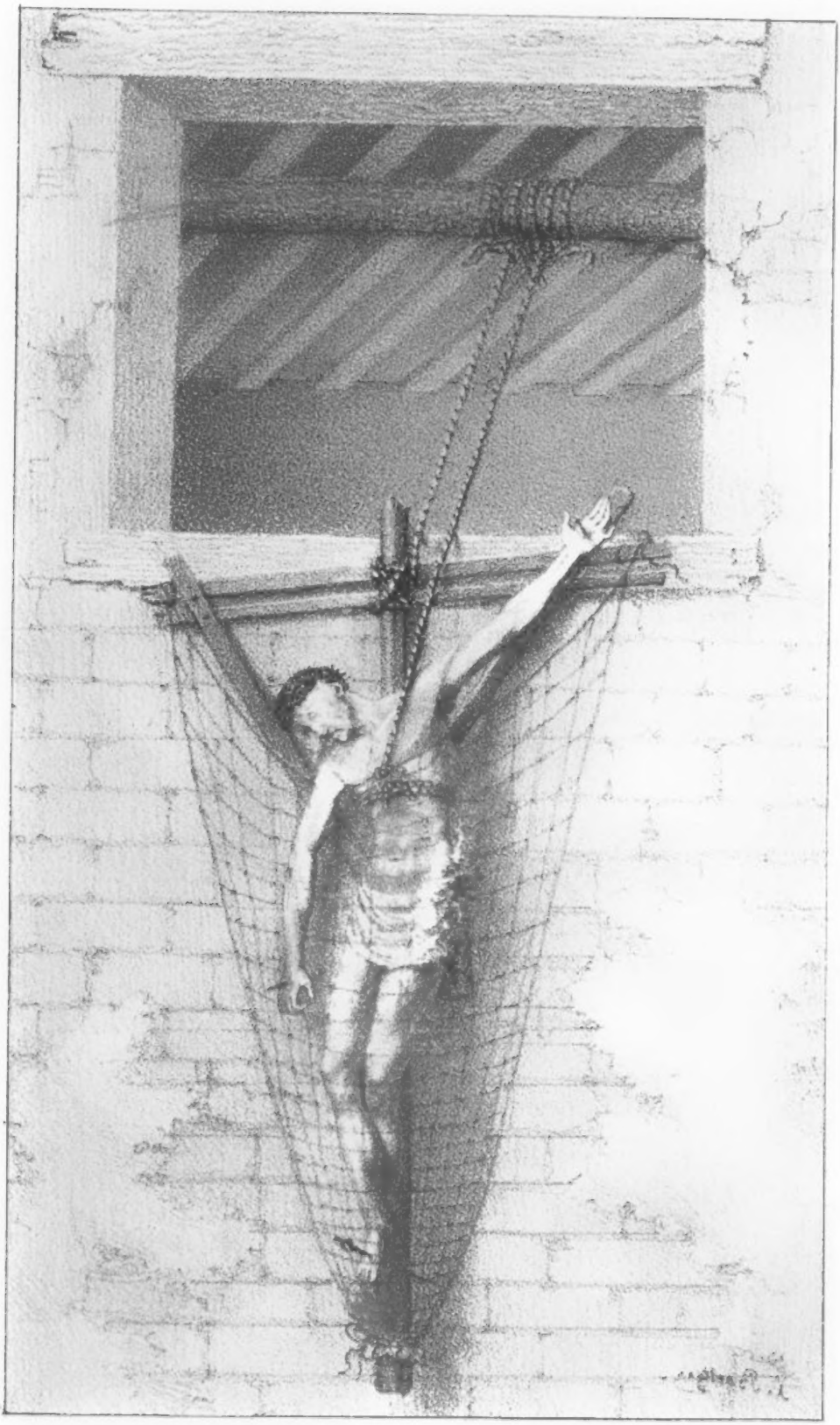
Digitized by Google

Der neue Pitaval.

Sechster Theil.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung
der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben
vom
Criminaldirector **Dr. J. E. Hitzig**
und
Dr. W. Häring (W. Alexis).

Sechster Theil.
Mit einer lithographirten Tafel.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1844.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Vorwort

zum fünften und sechsten Theile.

Die steigende Theilnahme im Publicum für unsern neuen Pitaval, die sich auch durch Zuschriften, Anfragen, Erklärungen und Einsendungen an die Herausgeber, selbst aus den entferntesten deutschen Provinzen sehr erfreulich uns zu erkennen gibt, kann den Eifer derselben nur ermuthigen, in dem angefangenen Werke fortzufahren. So viele Schachte wir schon angegraben, ist doch der Reichthum des noch nicht zu Tage Geförderten in diesen dunkeln Schreckensregionen immer noch sehr groß, und nur die Auswahl, um das juristische, historische und psychologische Interesse zugleich zu befriedigen, erzeugt Schwierigkeiten, die sich nicht immer beseitigen lassen. Wir glauben indeß im Interesse der Mehrzahl unserer

Leſer zu handeln, wenn wir die beiden letztern jenem erſten nicht unterordnen, und zur Vervollſtändigung unſerer Sammlung nach wie vor auch ſolche Fälle aufnehmen, welche dem ſtrengen Criminaliſten um deswillen nicht dahin zu gehören ſcheinen, weil da keine wiſſenſchaftlichen Zweifel ſind, noch ſpannende Kataſtrophen, welche man bei der Criminalgeſchichte im engern Sinne gern vorausſetzt. Das allgemeinmenſchliche Intereſſe muß in einer Sammlung wie die unſere indeß eben ſo ſein Recht behalten wie das hiſtoriſch nationale. Das zu ergründende Geheimniß darf dort in der ungewöhnlichen Entwickelung der Geiſteskräfte eines Verbrechers geſucht werden, und andererſeits haben gewiſſe ſpecielle Gattungen von Verbrechen in einer Nation, wie z. B. bei den Engländern die der Highwaymen und der Burkiten, einen Anſpruch auf Darſtellung, auch wenn die einzelnen Fälle der tragiſchen und novelliſtiſchen Spannung entbehren, und ihre Beurtheilung vor dem Richter darum keiner Frage unterliegt. Wir ſind Hiſtoriker, dieſer Geſichtspunkt muß, wie wir bereits ausſprachen, der vorwaltende bleiben. Es iſt unſere Aufgabe, in unſerer Sammlung ein möglichſt vollſtändiges und geläutertes Material aller merkwürdigen und charakteriſtiſchen Verbrechen, welche Criminalproceſſe hervorgerufen, auch wenn der Proceß nicht die Hauptſache blieb, zu liefern, ein Material, das für die Dauer, ſo hoffen wir, künftigen Criminaliſten, Pſychologen und Geſchichtſchreibern von

Werth sei, und ihnen die Mühe, auf die Quellen zurückzugehen erspart. Verbrechen, welche als Symbole verirrter Zeitrichtungen gelten können, sind uns daher, auch wenn die Processe an und für sich weniger Auffälliges bieten, von demselben Werthe zu unserm Zwecke, als verwickelte Criminalfälle, welche die Verirrungen eines Individuums mit allen Spannungen des Zweifels abspiegeln. Enthielten wir uns auch bisher, unsere Leser mit Räuber- und Diebesgeschichten, wie andern haarsträubenden Greueln zu unterhalten, welche die Würze gewöhnlicher Criminalgeschichten sind, so können wir, von diesem Standpunkte aus, doch nicht ganz davon abgehen, und wie wir in einem der vorigen Theile in der Geschichte von Nickel List und seinen Gesellen ein Bild der deutschen Räuber- und Gaunerverbindungen nach dem dreißigjährigen Kriege entworfen, werden wir in den folgenden auch diesen und jenen berühmten Räuber und Dieb vorzuführen uns nicht entbrechen können, insofern er als ein vorragender Repräsentant einer gewissen Zeit und Oertlichkeit erscheint.

Dankbar erkennen wir an, wenn man uns auf interessante Fälle aufmerksam macht, welche unter der Fülle des Stoffes uns entgehen könnten, und noch dankbarer, wenn man uns auf die minder zugänglichen Materialien dabei hinweist. Wenn wir nicht auf alle uns zugehende Anfragen speciell antworten, so bitten wir unser Schweigen nicht der Nichtbeachtung, sondern einer Ueberbeschäf-

tigung beizumeſſen, die Jedem erklärlich iſt, welcher ſich in dem weiten Felde umgeſehen hat, welches wir, neben andern Berufsarbeiten, durchackern müſſen. Auf verſchiedene Anfragen, ob uns Beiträge willkommen wären, bemerken wir, was auch für künftige gilt, daß wir darauf nicht eher antworten können, als bis wir den Beitrag, den man uns zudenkt, ſelbſt eingeſehen haben. Fälle, die für einen Ort und eine Provinz causes célèbres ſind, ſind es darum noch nicht für das größere Publicum. Demnächſt können wir das uns Zugeſandte in der Regel nur als Material betrachten, welches der Bearbeitung der Redaction unterliegt, indem wir keine journaliſtiſche Sammlung der Arbeiten und Anſichten verſchiedener Verfaſſer beabſichtigten, ſondern die Auffaſſung und Durcharbeitung der verſchiedenſten Stoffe aus einem Geſichtspunkt und mit der Rückſicht eben auf das Publicum, welches wir im Auge haben.

Haſtings Proceß, welcher den 5ten und der Tod des Herzogs von Bourbon, welcher den 6ten Theil beginnt, ſpielen in das politiſche Gebiet über, welches wir, nach reiflicher Ueberlegung, aus unſeren Criminalfällen nicht ausſchließen dürfen. Jener, ein Proceß, der wichtige Fragen für das Gemeinwohl entſchied, ward, England und Europa zu ſeiner Zeit bewegend, von Bedeutung für alle Folgezeit, und auch neuerdings werden wir, bei Gele-

genheit der Rückberufung des Lord Ellenborough wieder daran erinnert. Er repräsentirt zugleich die Heroenzeit und höchste Blüte des englischen Parlaments. Die letzte Darstellung eines Meisters (Mac Aulay) im Edinburgh Review, welcher selbst vor einigen Jahren, wie Hastings, aber als ein friedlicher und redlicher Gouverneur in Indien regierte, und der wir im Ganzen gefolgt sind, hat ihn, dem Streit der Parteien entrückt, in das hellste Licht gesetzt; er gehört der Weltgeschichte an. Desto dunkler ist der Tod des letzten Condé geblieben. Von großem Interesse als Criminalproceß für die Juristen, scheint er, als historisches Factum, nur ein neues Licht auf die kleinlichen politischen Intriguen zu werfen, von denen wir in dem Fall: „die vergifteten Mohrrüben" in einem früheren Theile ein sprechendes Beispiel gaben, sprechend freilich nur für die, welche Augen und Ohren für den Geist der Geschichte haben; für die Unverbesserlichen, welche durch kleine Künste ihn fesseln zu können meinen, sind alle Beispiele und Warnungsgerichte umsonst.

Der merkwürdige Fall des Sohnes der Gräfin von St.-Geran repräsentirt ein Verbrechen, welches, aus den Institutionen der Feudalzeit entspringend, damals häufig, heut nur noch in England vorkommt, wo die Primogenitur sich, der Zeit zum Trotz, in alter Kraft erhalten hat. Unsere Bedenken, die, wir bekennen es, nur aus modernen Anschauungen entsprungen sind, haben wir in der Erzählung angedeutet. Die Gerichte und

die öffentliche Meinung haben, ihrer Zeit, anders entschieden. Pitaval hat die Proceßacten in einer Vollständigkeit aufbewahrt, von der abzugehen, wir uns kein Recht zusprachen. Deutsche Aerzte haben übrigens die Möglichkeit des anscheinend schwer Glaublichen vertheidigt.

Der berüchtigte Räuber Exner erhielt in unserm Pitaval nur wegen der wichtigen juristischen Controverse über die Grenzen der Nothwehr, welche sein Tod hervorrief, einen Platz. Seine Lebensgeschichte und die seiner Verbrechen gehören der criminalistischen Lecture an, welche außerhalb unserer Grenzen liegt. — Die englischen Criminalfälle von den Hendron und Pendergras, wiewol pikant in den Details, foderten gleichfalls nur Aufnahme als Repräsentanten einer ganzen Gattung von Verbrechen, welche in England einst berühmt waren, und zu Sittenschilderungen Anlaß gaben, die uns jetzt in den ältern Romanen der Briten oft fremd dünken.

Die Highwaymen sind aus dem Leben verschwunden, Beiträge zur Geschichte ihrer einstigen Existenz aus wahren Quellen zu liefern, schien uns der Aufgabe unsers Werkes entsprechend. Da kein einzelner Fall uns aufstieß, der ihr Sein und Wesen ganz charakterisirte, sahen wir uns genöthigt, die endlosen Reports über sie von mehren Jahrzehnden durchzuarbeiten, um die charakteristischen Fälle auszulesen und zu

verbinden. Eine nicht geringe Arbeit. Ihnen reiht sich an die Geschichte des berühmten Diebesfängers Jonathan Wild, der ein eigenes Verbrechen wissenschaftlich und praktisch erst schuf, das nur in Londons Freiheit und unter seiner alten Policei Lebensluft fand. Wild wurde in seinen Bezügen zur englischen Policei, Justiz, ja selbst zur Gesetzgebung ein Mann von historischer Wichtigkeit.

Das grauenvolle Verbrechen der Burkiten ist ebenfalls nur eine Ausgeburt speciell englischer Verhältnisse. Wir bekennen, hier nur aus getrübten Quellen geschöpft zu haben. Man scheute sich wol, ein mehres Licht über das Entsetzliche zu verbreiten. Wenn unserer Darstellung hier die Klarheit abgeht, welche wir in unsern Berichten zu erstreben bemüht sind, so wolle man es diesem Umstande, vielleicht auch dem eigenen Grauen, das unwillkürlich unsere Feder lähmte, beimessen.

Die Fälle Castaing und La Roncière gehören der neuern französischen Criminalistik an, Celebritäten in diesem Felde, wo reiche Quellen zu Gebote standen, die aber bis auf den Grund erschöpft, doch noch des Dunkeln Vieles zurücklassen. Die psychologischen Zweifel, welche der letztere Proceß aufregt, gehören zu dem Interessantesten, was im ganzen Gebiet der criminalistischen Literatur uns begegnet.

Der Mord des Bischofs von Hatten erscheint als Thatsache wie ein gewöhnlicher Raubmord; der Charakter,

die Ausführung und die angeblichen Motive des Mörders Kühnapfel geben ihm aber eine höhere psychologische Bedeutung. — Der Brudermord des Herrn von Olnhausen, eines der seltsamsten Verbrechen in den Motiven, und eine Seelenverirrung, die man bei deutschem Blute kaum für möglich hält, verdanken wir Feuerbach's Mittheilungen.

Der religiöse Fanatismus lieferte in allen Zeitaltern außerordentliche Verbrechen und Verbrecher. Wären sie immer auf das Gebiet der bürgerlichen Criminalistik beschränkt geblieben! Dem entsetzlichsten Zauber-Processe aus der Zeit des intelligenten Frankreichs, dem Urban Grandier's, dessen vollständige Actenstücke uns Pitaval erhalten hat *), reihten wir den minder bekannten Proceß eines Schwärmers und Betrügers aus der Zeit Friedrich's des Großen, des neuen Messias

*) Der Verfasser des Romans Urban Grandier, oder die Besessenen von Loudun, hält sich vor den Lesern des Pitaval zu der Versicherung verpflichtet, daß die Darstellung des Processes nicht aus der Dichtung geschöpft und letztere nur die actenmäßigen Thatsachen mit jener gemein hat. Er hatte bereits als Referent seine Arbeit vollendet, als er, als Dichter, fühlte, daß zwischen den starren Zügen dieser gräßlichen Geschichte noch andere psychologische Verbindungsglieder liegen müßten, geistige Pulse, welche die Acten nicht aufbewahrt haben. So construirte sich ihm die Geschichte aufs Neue von Grund aus, und Das, was er Roman genannt, erwuchs zu der Gestalt, in welcher es dem Publicum vorliegt.

Rosenfeld an, dessen Geschichte Biester der Nachwelt aufbewahrt hat, zum warnenden Beispiele, wie Fanatismus und Schwärmerei, und in ihrer aberwitzigsten Gestalt, sich gerade in der Periode der nüchternsten Aufklärung geltend machen können, ja wie ein Pol vielleicht den andern anzieht. Nur als Anhang dazu zwei merkwürdige Verirrungsgeschichten des Wahnes, welche zwar zu Verbrechen, aber nicht zu Criminalprocessen wurden. Aus einer in Deutschland wol nicht bekannt gewordenen, in Venedig erschienenen Schrift eines Arztes, der diesen gekreuzigten Christus behandelte, hat die Verlagshandlung die Abbildung des Selbstmärtyrers Mattheo's von Casale entnommen und diesem Bande beigefügt. Auch in Italien hielt man damals, um Glauben für das Unerhörte zu finden, für nöthig, es durch ein Bild der vollendeten Operation den Sinnen zur Anschauung zu bringen.

Die authentischen Quellen zum letzten Fall in diesem sechsten Bande, Katharina Wächtler, verdanken wir der Güte eines hohen Senates der freien Stadt Hamburg, welcher auf unser Ansuchen die im vorigen Jahrhundert vor demselben geführten Acten, so weit sie beim großen Brande gerettet wurden, mit edler Bereitwilligkeit uns zukommen ließ, wofür wir Demselben unsern Dank hier wiederholen, und nur wünschen, daß auch andere Behörden uns mit ähnlicher Liberalität in unserm Werke künftig unterstützen möchten. Der Crimi-

nalfall ſelbſt gehörte zu den berühmteſten Proceduren ihrer Zeit in Deutſchland, einer der letzten, wo vor einem deutſchen Gerichte, aller Widerſprüche der jüngern Generation ungeachtet, auf die Tortur erkannt wurde und dieſelbe zur Anwendung kam.

Berlin, im Juli 1844.

W. H.

Inhalt des sechsten Theiles.

Seite

Der Tod des Prinzen von Condé 1830 1

Rudolph Kühnapfel 1841 67

Jonathan Wild 1725 114

Urban Grandier 1634 — 1637 157

Rosenfeld. Der neue Messias in Berlin. 1762 — 1782 232

Die beiden Christusfamilien zu Jöllenbeck. (Als Anhang zum Vorigen.) 1768 — 1780 273

Matheo von Casale. (Als Anhang zu den Vorigen.) 1805 283

Burke und die Burkiten. 1828 — 1831 296

La Roncière und Marie Morell. 1835 335

Maria Katharina Wächtler, geborene Wunsch. 1788 . 448

Digitized by Google

Der Tod des Prinzen von Condé.

1830.

Die Julirevolution war vorüber; Karl X. und seine Familie waren aus Frankreich fortgegangen und die neue Dynastie von den Franzosen anerkannt. Von den andern Bourbonen war nur der alte Herzog L. H. J. de Bourbon, der letzte Condé, Vater des zu Vincennes erschossenen Herzogs von Enghien, zurückgeblieben.

Der altersschwache, hinfällige Greis, kein bigotter und politischer Charakter, ein Wohlthäter der Armen und ein Mann von freundlicher feiner Sitte, der den Volkshaß gegen die Bourbonen in Frankreich nicht auf sich gezogen hatte, aber, vermöge Geburt und Erziehung, zu dem alten Regime hinneigend, hielt auf seinem Schlosse Saint-Leu-Taverny in Enghien seinen abgesonderten Hofstaat, meist aus Hofleuten und Dienern bestehend, welche seinen Jahren nahe standen.

Nur eine jüngere Dame befand sich an diesem Hofe und spielte an demselben eine bedeutende Rolle. Sophie Dawes' Abkunft ist zweifelhaft; es war darüber Streit, ob sie von Geburt Französin oder Engländerin sei. Nach den neueren Ermittelungen ist das Letztere wahrscheinlicher. Sie soll die Tochter sehr geringer Aeltern, Fischersleute

auf einer der England angehörigen Inseln an der französischen Küste, gewesen sein. Die blühende, lebhafte junge Dame lebte seit der Restauration am Hofe des Herzogs, wo ein französischer Offizier, der Baron von Feuchères, sie kennen lernte und, da sie ihm glauben machte, sie sei eine natürliche Tochter des alten Bourbon, heirathete. Der Herzog hatte ihr eine reiche Mitgift gegeben, die aber den Baron Feuchères nicht bestimmen konnte, als er das wahre Verhältniß entdeckte, länger der Gatte der Maitresse seines Wohlthäters zu bleiben.

Der Obrist trennte sich von seiner Frau und zog es vor, in ehrenwerther Armuth, ohne Einfluß und Aussichten, zu leben. Die Baronin Feuchères behielt seinen Namen, um den es ihr vor Allem zu thun gewesen, und blieb am Condé'schen Hofe. Sie pflegte und — beherrschte, so hieß es allgemein, den alten Fürsten.

Der Herzog von Bourbon war sehr reich und ohne Kinder und directe Nachkommen. Man wußte oder ahnete den Inhalt seines Testamentes. Ein jüngerer Sohn Louis Philipp's von Orleans, der Herzog von Aumale, sollte sein Universalerbe, unter der Bedingung, unter Adoption des Namens Condé, dieses Geschlecht fortzusetzen, die Baronin Feuchères eine bedeutende Legatarin werden.

Er war nicht ausgewandert, obgleich er sehr nahe mit Karl X. befreundet war. Er stand auch im freundschaftlichsten Verhältnisse mit der Orleans'schen Familie. Dennoch war er tief erschüttert über die unerwarteten Ereignisse, und alle die Schreckbilder der ersten Revolution waren, bei einigen Demonstrationen, ängstigend vor dem alten Manne aufgetreten. Namentlich hatten ihn die Caricaturen auf Karl X. als Jäger, die man ihm aus Paris geschickt, in Schreck gesetzt, denn auch er war, trotz seines Alters und seiner Hinfälligkeit, leidenschaftlich der

Jagd ergeben. Es wird behauptet, daß er daran gedacht, auch sein Vaterland zu verlassen und schon Vorbereitungen deshalb gemacht habe. Uebermannt von der Allgewalt des Ereignisses, dessen Motive und Nothwendigkeit er nicht faßte, unklar vor sich blickend, ohne einen festen Rückhalt, einen treuen, klaren Rathgeber, ließ er sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch und nur von Eindrücken des Augenblicks bestimmen, ohne einen bestimmten Vorsatz gefaßt zu haben.

Aengstlich war er; wer verargte es dem so hart Geprüften? Der Volkswuth gegen den Namen Bourbon nicht ein lockendes Schild entgegen zu halten, nannte er sich in letzter Zeit in seinen Unterschriften: Prinz von Condé; ein Name, dessen Erinnerungen das Volksgefühl minder aufreizten.

Noch kein Monat war seit der Julirevolution vergangen, als der Prinz von Condé nichts mehr von ihren Folgen zu fürchten hatte.

Am 26. August 1830 gegen Mitternacht hatte der diensthuende Kammerdiener Lecomte und der erste Leibchirurg Bonnie den Herzog in seinem Schlafzimmer verlassen. Alle Thüren, die dahin führten, waren verschlossen. Während der Nacht hatten die Leibjäger und Gendarmen im Park und um die Baulichkeiten von St.-Leu ihre gewöhnlichen Runden gemacht, ohne daß ihnen etwas aufgestoßen wäre, oder daß sie ein besonderes Geräusch gehört hätten. Niemand hatte versucht, ins Schloß einzudringen, Niemand konnte eindringen.

Im Entresol, unter den Zimmern des Prinzen, schlie-

fen die Frauen Lachassine und Dupré. Auch sie hatten während der ganzen Nacht keinen Lärm gehört.

Der Kammerdiener Lecomte kam am 27. August Morgens 8 Uhr, um, wie sein Herr befohlen, ihn zu wecken. Er öffnete die erste Thüre, welche auf den großen Corridor führt, mit seinem Schlüssel. Aber die Thür nach dem Schlafzimmer des Prinzen war noch verschlossen. Auch zu dieser führte der diensthuende Kammerdiener jedes Mal einen Schlüssel. Die Thür war zwei Mal verschlossen, wie er sie gestern Abend verlassen; aber sie war auch noch verriegelt. Der Prinz that dies in jeder Nacht. In der Regel aber hatte er des Morgens, wenn er den Kammerdiener erwartete, den Riegel schon zurückgezogen. Schlief er noch, so klopfte der Diener, und der Prinz stand auf, um zu öffnen, legte sich dann aber wieder ins Bette.

Lecomte klopfte nun mehre Male, aber der Prinz regte sich nicht, noch antwortete er. Der Kammerdiener ging darauf in seine Schlafstube zurück und wartete etwa 20 Minuten. Da kam der Leibchirurg Bonnie zu ihm, damit er ihn zu seinem Morgenbesuche beim Prinzen führe, wie das auch an der Tagesordnung war.

Lecomte ging zum zweiten Male hin. Die Thür war noch immer verriegelt. Er klopfte sehr stark, aber wieder vergebens. Er eilte zu Bonnie, den er in seiner Stube gelassen, zurück, und nun gingen Beide hin. Sie pochten aus Leibeskräften, aber drinnen blieb es tief still.

Ihre Angst wuchs mit jedem Augenblicke. Sie liefen nun Beide nach den Zimmern des Grafen de la Villegontier, des ersten Kammerherrn des Prinzen. Da dieser aber in einem Geschäfte abwesend war, stiegen sie hinunter in das Zimmer der Baronin Feuchères, welche sie

noch im Bette fanden. Sie theilten ihr ihre Befürchtungen mit. Augenblicklich sprang die Dame auf und halb angekleidet stürzte sie nach der geheimen Treppe, welche aus ihren Zimmern nach den Zimmern des Prinzen führt. In den Aussagen über diesen Umstand walteten später einige Zweifel ob. Die Gegner der Feuchères behaupteten, sie habe sich widersprochen und zuerst angegeben, daß sie die große Haupttreppe, später, daß sie die kleine Nebentreppe hinaufgestürzt sei. Die Wahrheit ließ sich nicht mehr ermitteln, da die Feuchères selbst nicht mehr jeden Umstandes aus dem Zustande jener ersten Aufregung sich entsann. Lecomte öffnete ihr die Thür (vermuthlich oben) und sie klopfte mit Heftigkeit an die Thür des Schlafzimmers. Laut rief sie: „Monseigneur! Monseigneur! öffnen Sie! Ich bin es, Monseigneur!" — Keine Antwort.

Jetzt verbreitete sich Lärm und Schreck durch das ganze Schloß. Alles läuft zusammen: die Kammerdiener Leclerc, Manoury, die Herren Méri Lafontaine, der Abbé Briant. Frau von Feuchères gibt die Anordnungen, man solle die Thüre erbrechen. Sie stürzen die Treppe (die Vordertreppe) hinauf, Dubois mit Eisenstangen. Manoury hämmert und stößt mit Leibeskräften gegen die untere Füllung der Thüre bis sie einbricht.

Durch das Loch kriechen zuerst Manoury und der Arzt Bonnie, dieser voran. Ihnen folgt Lecomte.

Sie stürzen zuerst auf das Bette zu. Der Prinz lag nicht darin.

Es war etwa um ¾ auf 9 und am Ende August; aber das Zimmer war fast ganz dunkel, denn die Laden der Fenster nach Norden und Osten waren fest verschlossen. Aber ein Wachslicht, welches jeden Abend in den vordern Kamin gesetzt wurde, warf, obgleich auf dem

Punkte zu erlöschen, ein Dämmerlicht auf die Gegenstände.

Bei diesem Scheine erblickten Manoury und Bonnie den Prinzen, aufrecht stehend am Fenster auf der mitternächtlichen Seite, die rechte Backe gegen den Fensterladen gelehnt, unbeweglich und in der Stellung eines Horchenden.

Bonnie stürzt sogleich auf den Prinzen zu, stößt einen Stuhl, der neben ihm steht, fort, ergreift ihn mit den Armen, um ihn ins Bett zurück zu tragen. Aber der Körper, das Gesicht sind eiskalt.

Er reißt augenblicklich den Laden an dem Fenster, was nach Morgen stößt, auf, und beim Tagesschein sieht er den Herzog an einem Schnupftuch am Riegel des Fensterladens aufgehängt. Der Kopf ruht auf der Brust; das Gesicht ist bleich und entfärbt, die Arme hängen straff gegen den Leib zu herab, die Knie sind halb gebogen, die Fußspitzen berühren den Boden.

Bonnie berührte nur den Körper, ohne ihn zu verrücken. Der Prinz war todt, jede Hülfe fruchtlos. Bonnie wollte auf der Stelle das Tuch losschneiden, an welchem der Prinz hing. Aber Manoury schrie: „Was wollen Sie thun? Man würde uns Alle eines Verbrechens anschuldigen, und wir sind Alle unschuldig.“

Jetzt erst schob Manoury den Riegel der Thür zurück und ließ Die von draußen ein. Die Diener, die höheren Hausbeamten, drängten sich herein, das traurige Schauspiel mit ihren eigenen Augen zu sehen. Nur Frau von Feuchères ließ man nicht hinzu. Man führte sie, um ihr den entsetzlichen Anblick zu ersparen, in ein Nebenzimmer.

Wenige Augenblicke darauf aber schon ließ der Graf de la Villegontier Alle hinausgehen und die Thüren schließen bis zur Ankunft der Obrigkeiten.

Um 10¾ kam der Maire von Saint-Leu, Tailleur, in Begleitung seines Adjuncten Leduc, eines Mitglieds des Municipalrathes, Saint-Hilaire, und des Chirurgus Letelletier, und nahmen, nach den Erklärungen Lecomte's, Manoury's, Leclerc's und des Arztes Bonnie einen procès verbal auf über alle den Todesfall betreffenden Umstände, und die Lage der Oertlichkeit, des Leichnams und die Umstände, welche der Augenschein ergab.

Das Schlafzimmer des Prinzen lag im linken Flügel des Schlosses, mit der Aussicht durch zwei Fenster auf den Park, des einen nach Mitternacht, des andern nach Morgen. Verstehen wir die im procès verbal sowol als in dem spätern Berichte des Architekten Grisart ohne die nöthigen Zeichnungen und Modelle nicht ganz deutliche Beschreibung richtig, so führten aus der Schlafstube drei Thüren auf den großen Corridor, welcher das ganze Schloß durchläuft; wahrscheinlich aber gehörten zwei dieser Thüren zu dem anstoßenden Ankleidecabinet und Saale, welche beide in Verbindung mit dem Schlafzimmer als ein Ganzes, l'appartement du duc, bezeichnet werden; ja es wird noch wahrscheinlicher, daß alle diese drei Thüren nicht unmittelbar aus dem Schlafzimmer und nicht unmittelbar nach dem Corridor führten, wie aus dem procès verbal der Gerichte von Pontoise, an seiner Stelle, hervorgehen wird; hier folgen wir indessen vorerst den Beschreibungen in den früheren Protokollen. Außer diesen drei Thüren wären noch zwei andere Thüren im oder am Schlafzimmer gewesen, von denen die eine in die ganze Reihe von Zimmern des Prinzen, die zweite aber zu der kleinen Treppe nach unten führte. Diese Widersprüche sind aber in sofern ohne Bedeutung für die Folge, als so viel gewiß ist, daß alle diese Thüren verschlossen und verriegelt noch von den

Gerichtspersonen gefunden wurden, und daß, nach dem Zeugniß der von ihnen vernommenen Kammerdiener und des Arztes, auch diese bei ihrem Eindringen diese Thüren in demselben Zustande fanden, dergestalt, daß man durch dieselben nicht in das Schlafzimmer des Prinzen während der Nacht eindringen können. Die einzige Thür, durch welche man zu ihm konnte, war die Mittelthür, welche mittelbar auf den großen Corridor führte, dieselbe, zu welcher der diensthuende Kammerdiener den Schlüssel hatte, und dieselbe, welche er von innen verriegelt fand und welche dann eingebrochen wurde.

Der Architekt Grisart, welchem bei dem folgenden Processe der Auftrag wurde, die Oertlichkeiten aufzunehmen, fand die Lage so verwickelt, daß er seine Beschreibung durch die beigefügten Risse nicht klar genug für die Instructionsrichter zu machen sich getraute, und deshalb durch einen zugezogenen Tischler ein Modell von diesem Seitenflügel des Schlosses, oder vielmehr nur von den Appartements des Prinzen und dem, was darunter lag, anfertigen ließ. Zu dieser Aufnahme bedurfte er allein 26 Termine. Es wird demnach uns unmöglich, das Detail dieser Localitäten vermittelst Worte zur klarsten Anschauung zu bringen; indessen werden die als gewiß in der Untersuchung herausgestellten Resultate und Grundzüge genügen, damit der Leser sich selbst ein Bild der Localität und ihrer Communicationen entwerfe.

Unterhalb der Appartements des Prinzen war ein Entresol angebracht, ungefähr in denselben Abtheilungen wie jene; und dieser Entresol war von der Höhe der Parterreetage abgenommen. In diesem Entresol, in einer Stube dicht unter der Schlafstube des Prinzen, im Eck des Flügels, wohnte der Kammerdiener der Baronin Feuchères, Dupré. Nur ein dünner Breterverschlag

trennte dieses Entresolzimmer von der kleinen Treppe, welche nach dem prinzlichen Schlafzimmer hinauf führte. Dicht an jenem Entresolzimmer befand sich ein anderes, welches den Ofen und den Kessel enthielt zu dem Badezimmer, welches darunter im Parterre angebracht war. Daneben noch ein drittes Entresolzimmer, wo die Frau Lachassine wohnte.

Alle drei Entresolzimmer haben mit einander Verbindung, und aus beiden Wohn- und Schlafzimmern des Dupré und der Lachassine kann man, indem man durch das Ofenzimmer geht, nach der verborgenen Treppe gelangen. Diese verborgene Treppe, welche aus dem Entresol ins Schlafzimmer des Prinzen hinaufführt, hat aber auch eine Fortsetzung, welche nach der Parterreetage hinunterführt, in welcher die Baronin Feuchères und der Baron Flassans und seine Gattin wohnten.

Das Entresol erstreckt sich aber auch noch nach der andern, der Hofseite, hin. Jenseits des langen Corridors in der ersten Etage, gerade gegenüber den Appartements des Prinzen, waren die Zimmer für den dienstthuenden Kammerdiener und daran stoßend die des Generals Lambot. Unterhalb dieser Zimmer befanden sich nun im Entresol, nach dem Hofe hinaus, die Stuben des Abbé Briant, des Almoseniers der Baronin Feuchères, und einer Kammerjungfer der Baronin Flassans. Von diesen letzteren Zimmern des Entresol kann man nach der geheimen Treppe nur durch das Zimmer der Lachassine und durch das Ofenzimmer gelangen, wenn man nicht die große Schloßtreppe hinabsteigen will und, vom Parterre aus, zwischen den Wohnungen der Feuchères und Flassans den untern Eingang zu derselben aufsuchen.

Die Zimmer im Parterre waren so getheilt, daß die Feuchères die nach dem Park, also unterhalb der prinz-

lichen, Baron Flassans und seine Gattin die nach dem Hofe, also unter den Zimmern des dienstthuenden Kammerdieners und des Generals Lambot bewohnten.

Dieser umständliche Bericht über die Oertlichkeit konnte natürlicherweise noch nicht im procès verbal aufgenommen werden. Dagegen erfolgte die genaueste Aufnahme über den Befund des Leichnams.

Der Körper des Prinzen hing an dem Griffe der Riegelstange (espagnolette), welche den Fensterladen verschloß; der Griff war 6½ Fuß vom Fußboden entfernt. Aufgeknüpft war der Körper vermittelst zweier weißleinener Tücher. Das eine war um seinen Hals geschlungen und vorn zugeknüpft, der Knoten ein wenig auf die rechte Seite verschoben. Durch dieses Tuch war das andere geschlungen und hing, gleichfalls zugeknüpft, an dem Riegelgriffe. Der Kopf, vorn überhängend, hatte eine Wendung nach links genommen und berührte mit der Backe den Fensterladen. Die Zunge hing aus dem Munde, das Gesicht war farblos; aus Mund und Nase kam einige Feuchtigkeit. Die Arme hingen straff, nach vorn zu, herab; beide Hände waren geschlossen. Die Fußspitzen berührten den Fußboden, die Hacken schwebten in der Luft, der rechte 1½, der linke 3 Zoll hoch; die Kniee waren eingebogen.

Die Kleidung bestand in Schlafhosen von weißer Leinwand, unter den Knieen zugebunden. Oben am Leibe war nur ein Knopf losgeknöpft. Das Hemde war am Halse mittelst eines Knopfes, an den Handgelenken aber mit Doppelknöpfen von Gold, worin Haare waren, zugeknöpft. Auf dem bloßen Leibe trug er eine Flanelljacke, die von oben bis unten zugeknöpft war, auf dem Kopfe aber ein rothgelbes seidenes Foulardtuch, welches auf der Stirn mittelst eines Knotens und zweier Schleifen zu-

gebunden war. Am Finger der linken Hand steckte ein einfacher goldener Ring. Seine Haare waren auf dem Genick mit einem schwarzen Bande zusammengebunden. An den Füßen fand man Blutunterlaufungen (ecchymosées), von einer ältern Krankheit her."

Das Bette war offen und in vollständiger Ordnung. Alles hatte den Anschein, als ob er sich zum Schlafen wirklich niedergelegt hatte. Die Bandage, welche er bei Tage immer trug, und nur bei Nachtzeit ablegte, fand sich im Bette. Sein weißes Schnupftuch fand sich unter dem Kopfkissen und seine grünmaroquinen Pantoffeln am Fuße des Bettes.

Diesen so redigirten procès verbal, aus dem wir nur Das fortließen, was in der obigen Erzählung schon angegeben ist, unterzeichneten, nach deutlicher Vorlesung, alle Gegenwärtigen, und unter diesen auch der Arzt Bonnie.

Die beiden Aerzte Bonnie und Letelletier, welcher Letztere in Saint-Leu praktizirte, nahmen noch ein besonderes Protokoll auf, nachdem sie den Körper genau untersucht hatten, und mit Bezugnahme auf die Anführungen im gerichtlichen procès verbal erklärten sie darin: der Tod sei bestimmt durch die Strangulation hervorgebracht. Nach der Lage des Körpers und den Gegenständen umher, sei es höchst wahrscheinlich, daß der Prinz, nachdem er sich niedergelegt, bald darauf aufgestanden, auf den Stuhl, den er ans Fenster gestellt, gestiegen sei und sich die fest zusammengeknüpften Schnupftücher umgebunden, und dann den Stuhl fortgestoßen habe. Dann habe die Wucht des Körpers nach und nach die Knoten der Tücher verzogen, und diese hätten sich so gedehnt, daß die Füße endlich den Fußboden erreichten. Wahrscheinlich würden auch noch die Hacken den Boden erreicht haben, wenn nicht die Erstarrung der Glieder

früher eingetreten wäre. Nach der Kälte und dem Grade der Erstarrung der Glieder zu schließen, müsse der Körper, als sie ihn 10¾ Uhr untersuchten, bereits 8 Stunden gehangen haben.

Der Maire Tailleur und der Municipalbeamte Saint-Hilaire, welcher das Protokoll geführt zu haben scheint, erklärten später, daß sie alles Das, was sie über Lage und Beschaffenheit des Leichnams darin aufgenommen, nach den Angaben der beiden Aerzte niedergeschrieben hätten, die Ausdrücke im procès verbal seien also eigentlich deren Eigenthum und man habe bei der Vorlesung beiden Doctoren ausdrücklich bemerkt, daß sie genau auf die Worte Acht haben möchten; er, Saint-Hilaire, habe eigentlich selbst nichts dazu gethan, als daß er den Abstand der Hacken des hängenden Leichnams vom Boden ausgemessen habe.

Der Arzt Bonnie kam dadurch später in Verlegenheit, als er behauptete, er habe keinen Stuhl neben dem Leichnam stehen gefunden, noch ihn fortgeschoben. Als man ihm seinen procès verbal vorhielt, erwiederte er, das von ihm und Letelletier aufgenommene Protokoll sei von dem Letzteren allein redigirt worden und er habe es nur unterzeichnet, Letelletier aber behauptete, er habe nur auf das Dictat seines Collegen geschrieben, der in dem Augenblicke zu angegriffen von der fürchterlichen Scene war.

Der Körper des unglücklichen Prinzen blieb am Fenster bis Ein Uhr Mittags hängen, wo endlich der Friedensrichter von Enghien erschien, ihn abzunehmen und aufs Bette zu legen befahl. Auch der Friedensrichter nahm einen neuen procès verbal auf, welcher in allem Wesentlichen mit dem des Maire übereinstimmt.

Um 11½ Uhr desselben Morgens wußte man schon im

Palais Royal die furchtbare Neuigkeit. Der König schickte auf der Stelle seinen Aide de Camp, Herrn von Rumigny, den Baron Pasquier, den Großreferendar, Marquis von Sémonville, und andere Beamten, darunter auch den General Lambot, nach Saint-Leu, wo sie um 3 Uhr Nachmittags zur selben Zeit ankamen, als auch schon der Instructionsrichter und der königliche Procurator von Pontoise erschienen.

Diese Letzteren, begleitet von zwei Aerzten, nahmen einen vierten procès verbal auf, in welchem sie die drei früheren des Maire, der beiden Aerzte und des Friedensrichters von Enghien, nachdem dieselben den darin benannten Personen vorgelesen waren, verificirten, und darauf ihre eigenen Wahrnehmungen niederlegten. Die Besichtigung seitens der beiden mitgebrachten Aerzte sollte nur eine vorläufige sein, da die beiden Großwürdenträger aus Paris, Pasquier und Sémonville, die erwartete Ankunft zweier berühmten Aerzte aus Paris, des Dr. Marc und Marjolin, ankündigten. Die hinzugefügten eigenen Wahrnehmungen beschränkten sich zumeist auf den vorgefundenen Zustand der erbrochenen Thüre, die in ihrer Höhe, Breite, Holzdicke auf das allergenaueste beschrieben wird. Beachtenswerth wäre allein der Umstand, daß der kupferne Riegel durch die Heftigkeit und die Stöße beim Erbrechen der Thüre sich nach innen gekrümmt hatte.

Aber der Richter von Pontoise gibt uns in seinem procès verbal noch eine Beschreibung des Zimmers und seiner Zugänge, welche uns aufs Neue beweist, wie mislich die Schilderung verwickelter Oertlichkeiten ohne beiliegenden Riß und Modell ist; denn die Anschauung, welche wir hier gewinnen, weicht bedeutend von der ab, welche wir aus den früheren Beschreibungen entnahmen. Aber diese, obgleich nicht die ganze Oertlichkeit umfassend,

ist weit anschaulicher; vermuthlich weil dem Richter von Pontoise hier die Gegenstände selbst fremd waren, er sich also gedrungen fühlte, auch Das auszusprechen, was den mit der Oertlichkeit näher Vertrauten so bekannt schien, daß es ihnen nicht nöthig vorkam, es zu erwähnen.

Nach dieser Beschreibung ist das Schlafzimmer des Prinzen ein längliches Viereck. Wenn man eintrat (durch die erbrochene Thür) stand das Bette an der linken Wand. Ihm gegenüber an der Wand nach Morgen das Fenster, dessen Laden Manoury zuerst eröffnete. Nach Mitternacht, geradüber von der Eingangsthüre also, war das verhängnißvolle Fenster, aber mehr nach der rechten Seite, dem Winkel nahe, und zwar so, daß es nicht sehr entfernt war von dem Fenster an der Morgenseite. Rechts vom Eintritt (wahrscheinlich im Winkel) und fast dem Fenster nach Norden gegenüber, war der Kamin.

Diese Schilderung gibt uns ein vollständiges Bild, wenn man nur etwas die Phantasie zu Hülfe nimmt, von einem unregelmäßigen Eckzimmer eines alterthümlichen Schlosses. Wo aber bleiben die vielen Thüren? Wo hätten sie Platz, da auf zwei Seiten Fenster, auf der dritten (doch wahrscheinlich zugelosen) das Bett steht, und an der vierten (gegen Mittag) außer der Eingangsthür noch der Kamin angebracht ist? Das Protokoll kommt uns zu Hülfe, indem es wörtlich sagt: „Das Zimmer konnte keinen andern Aus- und Eintritt haben, als die beiden Fenster und die schon beschriebene Thür. Auch auf dem Corridor haben wir uns überzeugt, daß kein directer Eingang von demselben in das Schlafzimmer führte."

Somit sind die drei Thüren, welche aus dem Appartement des Prinzen auf den großen Corridor führen, Thüren, welche aus dem Verschlage davor, oder aus dem

Saale und dem Ankleidecabinet dahin gingen. Desgleichen gingen aus diesem Verschlage, oder dieser Passage, die beiden Thüren nach der Seite von Zimmern und — nach der geheimen Treppe. Dies wäre in Ordnung und das Factum, auf das es allein ankommt, somit constatirt, daß, wenn der Prinz ermordet worden, der Mörder nur durch diese eine einzige Thür, welche von innen am Morgen verriegelt gefunden wurde, gekommen sein könne. Aber gleich hinter jener Versicherung steht in demselben Protokolle Folgendes: „In einem Winkel des Zimmers stand, zwischen den beiden Thüren, eine einläufige Flinte mit einem Steinschloß, die noch nicht gebraucht schien." Woher kommen nun diese beiden Thüren? Ist es ein Schreibfehler oder ist ein anderes Zimmer damit gemeint? Letzteres ist nach dem Zusammenhange kaum denkbar.

Die Formalitäten von Seiten der Behörden wurden in diesem außerordentlichen Falle auch mit einer außerordentlichen Genauigkeit beobachtet. Die Herren von Rumigny, Pasquier, Sémonville verfolgten jeden Schatten einer Spur, um sich zu überzeugen, daß gegen den Prinzen keine äußere Gewalt gebraucht worden. Sie ließen sogar den Körper des Unglücklichen wieder an die Stelle zurückbringen, „wo er im Augenblicke des Hängens gewesen sein mußte". Mit andern Worten: sie ließen den Leichnam also wieder mit den Schnupftüchern an der Riegelstange aufhängen! Auch mußte Bonnie den Stuhl wieder an die Stelle hinsetzen, wo er ihn gefunden haben wollte, was er auch, nach Pasquier's späterem Zeugnisse, that. Danach stand dieser Stuhl etwas in schiefer Richtung gegen die Beine des Leichnams gerichtet.

Jetzt mußten auch die Aerzte aus Pontoise einen vorläufigen Befundbericht über den Körper abgeben und

darüber einen **procès verbal** aufsetzen, der, mit dem vorigen übereinstimmend, kein anderes Resultat hatte, als daß, allem Vermuthen nach, der Prinz in Folge der Strangulation erstickt sei, daß es aber nöthig sei, den Körper zu öffnen, um über seine Todesursache Gewißheit zu erhalten.

Um 9 Uhr Abends kamen endlich die Aerzte **Dr. Marc**, Leibarzt Louis Philipp's und Mitglied der Akademie (ein geborener Deutscher), **Dr. Marjolin**, Professor an der Facultät zu Paris, und **Dr. Pasquier**, Chirurg des Herzogs von Orleans, und wurden zur Besichtigung des Leichnams aufgefodert. Früh am andern Morgen (28. August) aber kam noch eine neue juristische Autorität, der Generalprocurator **Bernard** mit seinem Gehülfen Legorrec, abgesandt von dem damaligen Großsiegelbewahrer Dupont de l'Eure, um alle Nachforschungen zu dirigiren. Es fehlte also an obrigkeitlichen Autoritäten und Sachverständigen nicht, von denen Jeder die Sache von einer neuen Seite anzugreifen Lust hatte, um auf neue Entdeckungen zu kommen, oder für sich wenigstens den Ruhm zu vindiciren, daß er in einem vergessenen Winkel noch einen Gegenstand beobachtet, der, den Augen der Andern entgangen, noch nicht zur Sprache gekommen war. Der Generalprocurator Bernard richtete seine Untersuchungen auf die Fußgänge um das Schloß, wo nirgend Fußtritte oder Mauerverletzungen unterhalb dem Fenster des Schlafzimmers bemerkt wurden, wie es denn auch kaum begreiflich gewesen wäre, wie ein Mörder von außen durch die mit Jalousien, schließenden Flügeln und fest eingeriegelten Läden, also durch eine dreifache Schutzwehr bewahrten Fenster, einbrechen sollen, ohne großes Geräusch und ohne die sichtbarsten Spuren zu hinterlassen.

Das Gutachten der pariser Aerzte nach der genauesten

Besichtigung des Körpers von außen war in allen wesentlichen Punkten nur eine Wiederholung der früheren Gutachten. Zwar fand man am Leibe und andern Gliedern große sehr lebhaft geröthete Flecke, sie wurden aber als Folgen der Stagnation des Blutes erkannt. Auch am rechten Unterarm fand sich eine leichte Blutunterlaufung. Desgleichen war die Haut an der äußern Seite des rechten obern Beines leicht geschunden; diese Reibung war frisch und etwas mit Blut gefärbt. Eben dergleichen Stellen fanden sich zwei am linken Beine. Alle Symptome zusammengefaßt und in Verbindung mit den Beobachtungen der Gerichtspersonen über die äußern Verhältnisse, ließen indeß in den Aerzten keine Gedanken darüber aufkommen, ob etwa der Tod durch fremde Hand erfolgt sein könne. Auf der ganzen Oberfläche des Körpers zeige sich auch keine Spur von einer angewandten Gewalt oder einem versuchten Widerstande. Was aber die Blutflecken und Schindungen am Arm und an den Beinen betreffe, so seien sie der Meinung, daß diese geringfügigen Verletzungen nichts als die Wirkung von Reibungen seien, welche die Beine gegen den scharfen Rand des am Fenster stehenden Stuhles und der Arm gegen die Kanten der Fensterladen bei den letzten Zuckungen des noch lebendigen Körpers hervorgebracht haben.

Auf Verlangen des Generalprocurators Bernard wurde darauf von denselben Aerzten auch zur Oeffnung des Leichnams geschritten. Auch bei dieser ergab sich nichts, was den bisherigen Muthmaßungen widerstritten hätte. „Evident ergibt sich," schließen die Obducenten ihren Bericht, „daß der Tod die Folge der Strangulation war, daß diese Strangulation durch keine fremde Hand bewirkt worden; daß der Tod bewirkt worden durch die Anhäufung und den Stillestand des schwarzen Blutes in

den Gefäßen des Gehirns und noch mehr in denen der Lunge."

Zunächst ging nun die vorläufige Untersuchung auf den geistigen Zustand des Prinzen in den letzten Tagen, und die Aussagen seiner höhern Beamten und der Mehrzahl seiner Diener gewährten dem Procurator die Ueberzeugung, daß derselbe sich einem Trübsinn hingegeben, welcher gewöhnlich dem Selbstmorde vorangeht. Die Aussagen der darüber vernommenen Zeugen, als der Baronin Feuchères, des Generals Lambot, des Oberstallmeisters, Baron Flassans, können wir hier übergehen, da die wesentlichsten Punkte derselben bei der späteren Gerichtsverhandlung zur Sprache kommen.

Einen augenscheinlichen Beweis dieser trüben Stimmung des Herzogs lieferten zerrissene Papierstücke, welche man am 28. August in dem Kamine vorfand. Seit den Julitagen schrieb der Prinz sehr häufig im Geheimen und verbrannte dann die meisten dieser Papiere. Der Frotteur Dubois fand sehr oft des Morgens beim Reinigen des Zimmers Asche, verbrannte Papierschnitzel und Wachsflecke auf der Vorschwelle des Kamins, woraus er schloß, daß der Herzog diese Papiere beim Wachslichte verbrannt hatte. Vor den Julitagen war dies nicht geschehen. In den letzten fünf Tagen hatte im Kamin kein Feuer gebrannt. An dem gedachten Tage aber fand man auf der Asche mehre zerrissene Papierschnitzel, die wahrscheinlich bestimmt waren, verbrannt zu werden, ohne daß es dazu gekommen war. Bei flüchtiger Betrachtung fand man darin die Worte: **Roi — Vincennes, infortuné fils** — von der Hand des Prinzen. Herr von Rumigny, der Graf von Villegontier und der königliche Cabinetssecretair Guillaume gaben sich alle Mühe, sie zusammenzusetzen, um einen Sinn herauszufinden. Es ward ihnen aber zu

ſchwer und ſie ließen von dem langweiligen Geſchäfte ab. Aber der Generalprocurator Bernard blieb emſig dabei und fand unter den nicht angebrannten Schnitzeln (nur eins ſoll eine Spur von Feuer getragen haben) und indem Jedermann ihm half, beſonders der Baron Flaſſans, Graf Belſunce und Herr von Rumigny, die Stückchen zuſammenzufügen, endlich zwei Schriften, des Inhalts:

Saint-Leu appartient au roi
Philippe
ne pillés, ni ne brûlés
le château ni le village
ne faites de mal à personne
ni à mes amis, ni à mes
gens. On vous a égarés
sur mon compte, je n'ai
rerir on aient
coeur la peuple
et l'espoir du
Bonheur de ma patrie.

Die Lücken dieſer dunkeln Schrift werden durch das folgende Blatt, wahrſcheinlich eine veränderte Redaction, ergänzt:

— Saint-Leu et ses depend
appartiennent à votre roi
Philippe: ne pillés ni ne brûlés
le . . . . . le village
ne . . . . . mal à personne
ni . . . . . es amis, ni à mes . . . gens
on vous a égarés sur mon compte
je n'ai qu'à mourir en souhaitant

bonheur et prospérité au peuple
français et à ma patrie

Adieu pour toujours

L. H. J. de Bourbon,
Prince de Condé.

P. S. Je demande à être enterré
à Vincennes, près de mon infortuné fils.

Alle von dem Hofe des Verſtorbenen erkannten in dieſen Schriften die Handſchrift des verſtorbenen Prinzen. Der Cabinetsſecretair des Königs, Guillaume, bekundete ſpäter, daß die Tinte nach ſeinem beſten Wiſſen damals ſo friſch geweſen, daß er etwa auf ein viertägiges Alter der Schriften geſchloſſen habe.

Mehr wurde nicht ermittelt.

Nachdem der Generalprocurator ſeinerſeits über den ganzen Hergang an den Großſiegelbewahrer berichtet, wurden ſämmtliche Acten an das Tribunal erſter Inſtanz in Pontoiſe abgeliefert, welches, auf Antrag des dortigen königlichen Procurators vom 2. Sept. 1830, und nachdem es auch ſeinen Inſtructionsrichter, Soret de Bois Brunet, in das Schloß St.-Leu geſandt und dort noch ein Mal die ſtrengſten Nachforſchungen anſtellen laſſen, am 7. Sept. eine Ordonnanz des Inhalts erließ:

daß, angeſehen, daß aus den Aufnahmen in evidenter Weiſe ſich ergebe, wie der Tod des Prinzen von Condé ein freiwilliger geweſen und das Reſultat eines Selbſtmordes, demnächſt die öffentliche Verfolgung keine neuen Anzeigen noch einen Schuldigen zu verfolgen habe und daß Alles gethan, was geſchehen können, kein Grund ſei, eine Unterſuchung zu eröffnen.

Das Testament des Prinzen wurde eröffnet und täuschte viele Erwartungen. Der Herzog von Aumale, der Sohn Louis Philipp's, war, wie man es wußte, zum Haupterben, unter den Formen der Adoption, ernannt; er sollte den Namen und das Haus Condé fortsetzen. Ein Legat von beinahe 10 Millionen Francs war der Baronin Feuchères ausgesetzt; aber alle übrigen Vermächtnisse waren in Vergleich dagegen unbedeutend, und man warf der Feuchères von Seiten der prinzlichen Hofbeamten vor, daß sie es gewesen, welche den alten Herzog abgehalten, seine Getreuen besser zu bedenken. Der Unwille gegen sie war allgemein. Man wollte sich an den König Louis Philipp wenden, daß er zu Gunsten der alten treuen Diener besser verfüge, man foderte die Feuchères selbst auf, daß sie sich bei demselben dafür verwende, aber der Graf Belsunce erklärte: er wolle lieber allem Elend ausgesetzt sein, als den Bemühungen der Frau von Feuchères etwas verdanken müssen.

Im October trat der Prinz Louis de Rohan, einer der übergangenen natürlichen Erben des letzten Condé, öffentlich hervor. In Schriften wurde der Selbstmord des Herzogs bezweifelt, und der Kläger suchte das Testament als ein erschlichenes anzugreifen und auszuführen, daß der Prinz von Condé ermordet sei.

Der Proceß spielte in das Gebiet der Politik über. Es war der erste Reactionsversuch der Legitimisten, oder vielmehr ein erstes ihrer kleinlichen Manoeuvres, die bis auf den heutigen Tag sich wiederholen, ihrem Haß gegen Louis Philipp durch moralische Verdächtigungen zu fröhnen. Ihre ersten Wortführer reihten sich an den klagenden Prinzen von Rohan. Indem sie das Testament als erschlichen darstellten, ward der Vorwurf des Erschleichens auf den Vater des Prinzen geschleudert, welcher die

Hauptvortheile des Testamentes bezog. Indem sie den Tod des Herzogs als einen Mord darstellten, konnte auf mittelbarem Wege auch ein Verdacht der Begünstigung des Verbrechens auf den neuen Thron zurückfallen, dessen Mitglied durch den Mord früher in den Besitz der Erbschaft kam. Wenn die Feuchères aber als Mörderin in der öffentlichen Meinung erschien, so erschien auch Louis Philipp im Lichte der Complicenschaft, wenn nicht des Mordes selbst — was man freilich nicht auszusprechen wagte — doch, daß er der Verwendung, der Freundschaft und Begünstigung des blutbefleckten Weibes die Erbeseinsetzung seines Sohnes verdanke. Denn die Feuchères, als vom überwiegendsten Einfluß auf den Herzog, hatte dessen Testament allein dictirt, und dieser Schatten eines Verdachtes, eines frühern freundlichen Verkehrs mit der Freundin des reichen Erblassers, scheint allerdings auf dem Vater des Herzogs von Aumale haften geblieben zu sein. Sie war so mächtig, einflußreich, daß sie nicht allein Testamente machen und Erben einsetzen, sondern auch Testamente umstoßen und eingesetzte Erben wieder streichen konnte. Die Klugheit gebot also, daß man wenigstens die Bereitwilligkeit einer so gefährlichen Frau nicht von sich abweise; und hier trat ein Fall ein, wo schon durch die Negation der Verdacht einer Complicenschaft erwachsen konnte.

Unter der Dienerschaft des Herzogs hatte sich der Verdacht schon früh verlautbart. Sei es aus Unzufriedenheit bei Eröffnung des Testamentes, oder weil sich ihnen wirklich eine andere Ueberzeugung aufdrängte als die, welche aus den gerichtlichen Verhandlungen hervor-

ging. Nach Angabe der Feuchères hat eine Aeußerung des gewesenen Almoseniers, Abbé Pellier, bei der Leichenpredigt nicht wenig dazu beigetragen, diesen Verdacht zu wecken. Einem Selbstmörder versagt die katholische Kirche ihren Beistand bei der Beerdigung. Auch fehlten viele der Geistlichen, welche ihr beiwohnen müssen, bei der Grablegung zu Chantilly. Der Almosenier aber half sich aus der Verlegenheit, in welche ihn seine Doppelstellung als Priester und als Hofmann versetzte, indem er in einer rührenden und ergreifenden Rede in der Kapelle die dunkeln Worte mit Emphase ausrief: „Der Prinz ist unschuldig an seinem Tode vor Gott!"

Die Zuhörer schauderten, und von nun an machte sich der Argwohn Luft; oft auf sehr ungeeignete Weise. Ein Diener des Prinzen, der in der Türkei und Aegypten gereist war, erklärte, er habe dort wenigstens hundert Gehängte gesehen, aber diese hätten alle ganz anders ausgesehen, als sein Prinz. Ihr Gesicht wäre schwarz gewesen, da das Blut zum Kopfe steigt, ihre Augen hätten offen gestanden und die Zunge weit aus dem Halse herausgehangen, indem sie dieselbe mit den Zähnen gebissen hätten, während das Gesicht des erhängten Prinzen ganz blaß gewesen wäre und er die Zunge nur ein Bischen aus dem Munde vorgestreckt gehabt habe.

Zu der Partei der Argwöhnenden gesellte sich alsbald der Oberchirurg des Prinzen, der viel erwähnte Bonnie, welcher, ungeachtet seiner Mitunterschrift der gerichtlichen Protokolle, jetzt behauptete, daß er sich nicht entsinne, einen Stuhl vor dem schwebenden Leichnam stehen gesehen, noch ihn fortgerückt zu haben, um zu demselben zu gelangen, und, zur Bestärkung jener Vermuthung des Dieners, hinzufügte: „daß die Zunge nicht über den Lippenrand vorgeragt habe, daß der Mund nur wenig ge-

öffnet und die Augen geschlossen gewesen seien. Wenn der Prinz in lebendem Zustande sich aufgehängt hätte, oder von Andern wäre aufgehängt worden, so hätte die Zunge weit aus dem Munde hängen müssen, dieser hätte weit aufstehen, die Augen hätten weit aufgesperrt, aus ihren Höhlen vorglotzen, die Zunge hätte schwarz und feucht, das Gesicht von Blut stark unterlaufen sein müssen. Da gerade das Gegentheil sich fand, spreche die Vermuthung dafür, daß er vorher erwürgt und erst als Leiche aufgeknüpft worden."

Der Generalinspector der prinzlichen Forsten, Méry Lafontaine, machte zwei Mal die Probe, sich selbst an den zusammengeknoteten Schnupftüchern ganz in der Art, wie der Verstorbene, am Fenster aufzuhängen, und da er den Kopf bequem durch den Ring des Halstuches stecken und, wiewol kleiner als der Todte, bequem in dieser Stellung die Erde berühren konnte ohne das allergeringste Misbehagen, so schloß er mit fester Ueberzeugung für sich selbst, daß der Prinz auf diese Weise nicht freiwillig seinem Leben ein Ende gemacht haben könne.

Der Haupteinwand, daß die Thür zum Schlafzimmer von innen verriegelt gefunden worden, ward durch Experimente beseitigt, die verschiedene Personen an verschiedenen Thüren anstellten. Vermittelst eines Bandes oder eines Bindfadens, welche sie vorher durch das Schlüsselloch gezogen, konnte nämlich der Draußenstehende den Riegel unter dem Schlosse zuziehen, und dies Experiment ging sogar, wenn der Riegel überhaupt leicht schloß, ohne alle Schwierigkeit von statten. Leicht konnte man, wenn es geschehen, den Bindfaden an dem einen Ende herausziehen, so daß keine Spur der Operation zurückblieb. An der Thüre zum Schlafzimmer konnte man die Probe indeß nicht machen, da Schloß und Riegel durch

den gewaltsamen Aufbruch der Thüre gänzlich verbogen waren.

Jetzt verbreitete sich der Glaube an einen Mord. Die Phantasie verarbeitete ihn, man sammelte die geringfügigsten Erinnerungen, welche damit stimmen konnten. Es wurde sogar schon gefährlich, nicht daran zu glauben. Die moralischen Motive kamen hinzu. Der Satz wurde aufgestellt: es sei unmöglich, daß ein Condé sich selbst ums Leben bringen könne! — Der Almosenier der Feuchères hatte einmal geäußert: „Der Prinz hat sich in einem Anfall von Delirium aufgehängt!" Dies genügte, ihn selbst der Theilnahme am Verbrechen zu verdächtigen.

Im Schlosse St.-Leu glaubte man Alles. Damit auch das Publicum diesen Glauben theile, erschien eine Brochure: **L'appel à l'opinion publique.** Sie war im Interesse der Partei des Prinzen von Rohan abgefaßt, und erinnerte an mehre der Fälle, die unser Pitaval bereits aufnahm, wie die Castaing'sche Vergiftung der Brüder Ballet, vor Allem aber an Pichegru's Erdrosselung im Gefängniß, welchen der Moniteur, dessen ungeachtet, am nächsten Morgen sich selbst aufhängen ließ.

In der Schrift war angedeutet: ein Project des Prinzen, zu entfliehen, um nur von der Feuchères los zu kommen, deren Tyrannei ihm unerträglich geworden; das Manoeuvre, wie er im Bette erstickt worden; seine Papiere seien von den Mördern verbrannt worden; ein Riemen mit einer Schlinge (um den Riegel zuzuziehen) sei auf der verborgenen Treppe gefunden worden (ein Gerücht, was sich als grundlos bei der Untersuchung erwies); die eine Schrift sei ein Placat gewesen, bestimmt, angeschlagen zu werden nach seiner Flucht. Endlich enthielt es auch, in Form eines Traumes, noch deutliche

Insinuationen gegen eine höher stehende Person, als das Haupt der Verschwörung, „welche die Verwegenheit eines Catilina mit der allezeit fertigen Stärke eines Herkules vereine u. s. w.“

Von der legitimistischen Partei wurden die französischen und englischen Zeitungen mit Artikeln überfüllt und Pamphlete über Pamphlete folgten sich, unter denen eines den Titel führte: **Les secrets de Saint-Leu.** Sie waren von einer Wirkung, die sich auch bald, über Frankreich hinaus, auf Europa erstreckte.

Zu Anfang November begann die neue Instruction vor den Gerichten von Pontoise auf Antrag des Prinzen Louis von Rohan, welcher ausführte, daß mehre Zeugen nicht alles Das gesagt hätten, was sie wüßten. Aber die Gerichte von Pontoise hatten schon in der ersten Verbaluntersuchung auf eigene Prüfung der Verhältnisse entschieden, daß nichts im Criminalwege zu untersuchen sei. Man mochte daher fürchten, daß sie in Voreingenommenheit ihr erstes Urtheil bestätigen würden, und um deshalb erlangten die Kläger, die als Civilpartei auftraten, daß die Untersuchung dem Provinzialgericht abgenommen und am 2. Februar 1831 vor den königlichen Gerichtshof von Paris gezogen wurde.

Zum Beweise dafür, daß der Prinz von Condé sich nicht selbst den Tod gegeben, sondern als Opfer eines Mordanfalls gefallen sei, wurden folgende Umstände angeführt:

1) Der Prinz habe eine außerordentliche Furcht vor dem Tode gehabt und einen Abscheu gegen den Selbstmord. Wenn er sich aber selbst ums Leben bringen

wollen, sei es höchst unwahrscheinlich, daß er gerade das Mittel anwenden sollen, durch welches er umgekommen.

2) Daß es für den Prinzen unmöglich gewesen, auf den Stuhl zu steigen und die Knoten zu knüpfen.

3) Ob die Schriften, deren Fragmente im Kamin gefunden worden, von der Hand des Prinzen seien, darüber dürften noch Zweifel herrschen; wenn aber, so könnten die Motive ganz andere seiyn, als die man ihm unterlege.

4) Das Bett, der Stuhl, auf welchem der Prinz sich auszukleiden pflegte und die Pantoffeln seien in einem ganz ungewöhnlichen Zustande am Morgen vorgefunden worden.

5) Eine Untersuchung der Möglichkeit, Jemanden unter den obschwebenden Verhältnissen zu tödten, ohne daß der Leichnam andere Spuren von Gewalt an sich trüge, als die, welche man am Körper des Prinzen wahrgenommen.

6) Daß es möglich und leicht sei, den innern Riegel des Schlosses von außen mittelst eines Bandes oder Fadens zuzuziehen.

7) Die Motive und das Interesse, welches einzelne Personen seiner Umgebung an seinem Tode haben könnten.

Die Untersuchung über diese neu aufgestellten Punkte wurde mit Eifer, nachdem mehre Zeugen schon vor den Gerichten von Pontoise vernommen worden, in Paris fortgeführt und durch die Ordonnanz vom 21. Juni 1831 geschlossen. Dieselbe gibt das vollständige Resumé über alle aufgestellten Punkte in der obigen Ordnung.

1. Der Prinz von Condé fürchtete den Tod. Darin stimmen alle vernommenen Zeugen überein. Er fürchtete ihn, obgleich er in Augenblicken der Gefahr großen Muth bewiesen und im Schmerz stets eine merkwürdige Ausdauer gezeigt hatte.

Auch hatte er bei mehren Gelegenheiten sich dahin geäußert: daß er den Selbstmord für einen Act der Feigheit halte.

Sämmtliche Zeugenaussagen darüber zu wiederholen, wäre zu unserm Zwecke überflüssig. Wir heben nur einige heraus. Zum Baron von Saint-Jacques hatte er geradezu geäußert: „Der Gedanke an den Tod verursacht mir eine Angst, die ich gar nicht aussprechen kann."

Zum Arzt Bonnie hatte er gesagt: „Unser Leben gehört uns nicht, wir können es nicht ohne Befehl Dessen verlassen, welcher es uns geschenkt hat."

Seine sämmtlichen Kammerdiener bezeugen, daß er immer ein Entsetzen vor dem Selbstmorde verrathen, und ihn für eine erbärmliche Feigheit ansah.

Als der Exminister Polignac nach der Julirevolution gefangen genommen wurde, hatte der Zahnarzt des Prinzen, Hostein, in Gegenwart des Fürsten geäußert: an Polignac's Stelle hätte er, Hostein, sich lieber eine Kugel durch den Kopf gejagt, als sich arretiren lassen. Der Prinz von Condé tadelte ihn darüber und schloß mit den Worten: „Bedenken Sie, Monsieur Hostein, daß ein Mann von Ehre sich niemals den Tod gibt. Nur ein Feiger könnte das thun." Derselbe Hostein erklärte: „Der Prinz war der erste Chevalier seiner Zeit. Grundsätze sträubten sich gegen den Gedanken Selbstmordes, und sicherlich hat der letzte der Cond einer solchen Todesart niemals opfern können."

Gegen diese Zeugnisse sind keine Gegenbeweise geführt worden, im Gegentheil darf man diese Gesinnung und die Aeußerungen derselben als constatirte Thatsache annehmen. Aber der Prinz hat zu anderer Zeit auch ganz entgegengesetzte Ansichten geäußert, aus denen hervorgeht, daß ihm das Leben eine Last war und daß er den Tod wünschte.

Die Juliereignisse hatten ihn moralisch und physisch tief erschüttert. Er war seitdem traurig und nachdenkend. Der Greis konnte sich in die neuen Ideen nicht finden, er sah mit der Revolution alle die Schrecken und Blutscenen und Verfolgungen hereinbrechen, deren Zeuge er in seinen jüngern Jahren bei der ersten Revolution gewesen. Vom freundlichsten Gemüth, von aufrichtiger Liebe für Karl X. erfüllt, litt er für diesen mit; die letzten Schmähungen, welche derselbe erduldet, fühlte er tief, ohne an sich zu denken; und wenn er an sich dachte, so sah er Dasselbe auch ihm bevorstehend. In den ersten Tagen der Julirevolution wußte freilich Niemand, zu welcher Wendung die Dinge gedeihen würden. Als die Ruhe wieder eingetreten war, versuchten seine verständigern Umgebungen auch seine Furcht zu beschwichtigen, Louis Philipp und seine Familie thaten alles Mögliche, den Greis zu trösten. Die neue Königin besuchte ihn selbst in St.-Leu und suchte ihn aufzurichten und mit den neuen Verhältnissen zu versöhnen. Aber ihre Bemühungen wurden durch die exaltirten Legitimisten in seiner Umgebung paralysirt. Wir lesen es nicht sowol in den Gerichtsverhandlungen als in den besonders herausgegebenen Schriften, wie man den unglücklichen Greis in seinen eigenen Zimmern ängstete. Die älteren Hofleute, welche die erste Revolution überstanden hatten, meinten zwar, es sei nun genug geopfert für die Idee des alten Königthums, man müsse sich in

die Dinge schicken und zufrieden sein, daß die Gegenwart vernünftigere Aussichten gewähre, als die Vergangenheit; der Prinz könne seine übrigen Tage in Ruhe verleben inmitten der Bürger und Landleute seiner Ortschaften, von denen er als ein guter Vater geliebt werde. Aber die jüngern Hofleute arbeiteten dagegen. Sie machten es dem Greise zur Ehrenpflicht, noch ein Mal, wenn nicht die Waffen zu ergreifen, wovon damals nicht die Rede war, aber zum zweiten Male auszuwandern. Ein Condé dürfe die Lilien nicht verlassen, ein Condé dürfe mit der Revolution nicht paciſciren. Es kam zu heftigen, erschütternden, den Greis tief kränkenden Scenen; denn was darf sich nicht ein Legitimist zu Ehren des Begriffes erlauben, den er vertheidigt! Wenn von der einen Seite vorgestellt wurde, daß Louis Philipp dem Prinzen die Versicherung gegeben, er habe nichts zu fürchten, und den Rath, er möge ruhig bleiben, wo er sei, so rief der Graf von Belsunce höhnisch dagegen: ob der Prinz von Condé bei der ersten Revolution, wenn er als Mann handeln wollen, sich zuerst den Rath des Herzogs von Orleans erbeten habe! Der arme 75jährige Fürst wollte gern bleiben, er hatte eine große Furcht vor einem zweiten, trostlosen Exile; aber seine Hofleute hatten schon Pferde bestellt, um nächtlich mit ihm zu entfliehen. Belsunce hatte die Einwohner des prinzlichen Ortes Chantilly verhindert, auf das Schloß die dreifarbige Fahne zu pflanzen und gedroht, sie sollten nur über seinen Leichnam den Weg zur Dachfirste finden. Aber der Prinz sah mit Angst die zu seinem Schutz detachirten Gendarmen noch immer mit der weißen Kokarde umhergehen. Er fürchtete, daß sie ergriffen, gemishandelt und zerrissen werden könnten. Wenn seine Leute nach Paris reisten, mußten sie dreifarbige Kokarden anstecken und endlich entschloß er sich,

nicht allein selbst die entsetzlichen Farben zu tragen, er hieß auch seine Leute in seiner Gegenwart sie anlegen, und theilte und tauschte Bänder. Er liebte nicht das Lesen; jetzt aber durchflog er jeden Morgen alle pariser Zeitungen mit innerer Angst, er horchte auf alle Gerüchte und ließ durch Couriere aus der Hauptstadt sich fast stündlich Meldungen von den Vorgängen machen. Da man ihm vorstellte, daß Karl X. durch seine feudalistische Jagdliebhaberei sich besonders die Ungunst des Volkes zugezogen, stand er in der letzten Zeit von diesem, seinem Hauptvergnügen, ab. Das Wild in seinem Park hatte viele Verwüstungen auf den benachbarten Aeckern angerichtet; auf Anfrage seines Generalintendanten, der jährlich bedeutende Entschädigungsgelder deshalb zu zahlen hatte, fügte er sich bereitwillig darein, die Zahl des gehegten Wildes zu beschränken, einen Theil der Jagdhunde und des Jagdgefolges abzuschaffen. Er war zu Allem bereit, was man ihm anrieth, um die gefürchtete Wuth des Volkes abzuwenden. Aber des Rathes war zu viel, zu widersprechender; man spielte mit dem willenlosen, guten alten Mann, wie der Wind mit dem Rohre.

Als die schlagendsten Zeugnisse für den Grad seiner melancholischen Stimmung werden durch das Gericht folgende herausgehoben.

„So war es mir noch aufgespart," äußerte er fast gegen Jedermann, „eine zweite Revolution zu sehen! Ich habe um einige Tage zu lange gelebt." — „Er war seit den Julitagen fast ganz erschlafft, willenlos und trüb vor sich hinstarrend." — „Immer im Nachdenken vor sich die Augen irren lassend, las er die Journale mit einer ungemeinen Aengstlichkeit, Jedermann mußte das bemerken." — „Seit den Julitagen sprach er weit mehr, als sonst seine Gewohnheit war, mit seiner Umgebung, und

immer war der Refrain: „„Und was wird nun noch kommen!““ — „Zwei Revolutionen wären doch zu viel, und er möchte lieber todt sein.“

Der Prinz hatte aus Rambouillet Briefe gelesen, welche an die Marquise von Chabannes gerichtet waren; er schien davon aufs tiefste ergriffen und äußerte nur: „Man muß davon nicht sprechen. Es hat mich furchtbar geschmerzt.“ — „Ich erkannte ihn kaum wieder,“ sagte die Marquise, „so traurig und benommen erschien er mir.“

Mehr als zehn Mal hatte er zu seinem Oberkammerherrn, dem Grafen de la Villegontier, gesagt: „Lieber todt sein!“ „Und dieser Gedanke führte ihn jedes Mal bis zum Jahre 1804 zurück, wo der Herzog von Enghien erschossen war!“

Karl's X. Unglück war es vor Allem, was ihn so tief ergriffen und einen Ueberdruß am Leben hervorgerufen hatte, darin stimmen alle Personen aus seiner Umgebung.

Der Tag vor seinem Tode war sein Namenstag. Als er die Gratulationen seiner Hausbeamten, der Obrigkeiten und Einwohner von Saint-Leu empfing, rief er aus: „Ach, welch ein Namenstag! Guter Gott, was ist das für ein Fest!“

Als ihn der Abbé-Pelier, sein Almosenier, fragte, ob er am nächsten Sonntage sich nach Chantilly begeben werde, antwortete er: „Ach! was das betrifft, darüber kann ich Ihnen nichts sagen. Ich habe andere Dinge im Kopfe!“

Der Abbé Dehard, Curé von Saint-Leu, machte am 24. August bei dem Prinzen seine Aufwartung. Der Prinz begleitete ihn beim Fortgehen und ergriff dann seine beiden Hände mit einem ganz besondern Ausdruck.

„Da dachte ich," sagt der Zeuge, „daß der Prinz mir nur sein Lebewohl vor seiner Abreise nach Chantilly sagen wollte; aber später betrachtete ich diese feierlich zärtliche Art der Entlassung als ein letztes Lebewohl, welches er mir sagen wollen." Danach konnte er bei Empfang der Todesnachricht nicht anders als glauben, daß er selbst Hand an sich gelegt habe.

Am Tage vor seinem Tode empfing der Prinz den Grafen von Cossé-Brissac, der ihm eben die Nachricht von den in Paris herausgekommenen Caricaturen auf Karl X., als Jäger, überbrachte. Sie wirkte auf ihn wie schon erwähnt, niederschlagend. Am selben Tage war auch der General Lambot von Paris zurückgekehrt und wollte ihm, als er sich beurlaubte, einige Papiere zurücklassen, damit er sie morgen unterzeichne. Aber der Prinz erwiderte, er wolle sie auf der Stelle unterzeichnen, was auch geschah.

Am Abende spielte er, wie gewöhnlich, seine Partie Whist. Als er um 11½ Uhr in sein Schlafzimmer ging, machte er im Vorzimmer beim Vorübergehen seinen Leuten ein Zeichen mit dem Kopfe, was er sonst nicht that. Am andern Morgen sprachen die Leute darüber als über einen ungewöhnlichen Vorfall.

Der Kammerdiener Lecomte und der Arzt Bonnie begleiteten ihn bis ins Schlafzimmer. Bonnie glaubte, daß der Prinz, der mit ihm kein Wort sprach, noch immer das Tischgespräch und die Caricaturen im Kopf gehabt habe. Sonst gab er seine Befehle für den folgenden Tag, heute vergaß er es, und Lecomte mußte noch ein Mal zurückkehren, um ihn danach zu fragen. Auch da bekam er kaum ein Wort aus ihm heraus.

Wenn er in dieser Gemüthsverstörung sich auch wirklich zum Selbstmorde entschlossen, so kam es doch Vielen

als aufs höchste unwahrscheinlich vor, daß er, ein Condé, sich gerade zum Strange werde entschlossen haben. In dieser Beziehung aber ist eine Aussage seines Jagdinspectors und Postmeisters zu Chantilly nicht unerheblich.

Dieser, Chalot mit Namen, hatte einen Schwager durch Selbstmord verloren. Er hatte sich am Fensterhaken aufgehängt. Der Prinz fragte Chalot, wie er gerade zu dieser Todesart gekommen sein möchte und richtete deshalb an ihn viele Fragen. „Er wollte sogar," sagt der Zeuge, „daß ich ihm vormachen sollte, wie mein Schwager sich aufgeknüpft hätte. Ich erwiderte ihm, daß er sich dazu eines Tisches und eines Stuhles bedient, und als er fest hing, habe er beide mit dem Fuße fortgestoßen. Damals meinte ich, es sei eben sowol Neugier als Theilnahme für meine Familie, welche den Fürsten zu so genauer Nachfrage nach dem Schicksale meines unglücklichen Schwagers veranlaßt. Er fügte noch hinzu, es sei zu verwundern, daß mein Schwager zu solchem verzweiflungsvollen Schritte sich hinreißen lassen, da er doch erst 35 Jahre alt gewesen, Vermögen und eine königliche Anstellung gehabt. Als ich aber alle Umstände vom Tode des Prinzen erfuhr, sagte ich zu einem meiner Freunde, der gerade bei mir war, und ohne irgend dabei an etwas Schlimmes zu denken: „„Es ist doch seltsam; Vor 6 Monaten fragte mich der Prinz nach allen Umständen über den Tod meines Schwagers, und nun hat er sich in eben der Art umbringen müssen!""

---

2. Der Prinz war hinfällig und schwach, er konnte nichts ohne fremde Hülfe thun; wie ist es

denkbar, daß er alle Vorbereitungen zum Morde allein gemacht und, wie er erfolgt ist, ins Werk gesetzt haben soll!

Der Prinz stieg niemals, sagen die Ankläger, auf einen Stuhl, und seit er seinen Schenkel gebrochen, ward es ihm sogar schwer, die Stufen der Treppe heraufzusteigen. Dies ist eine nie bestrittene Thatsache, aber die Aerzte, welche den Körper besichtigt und secirt, haben keine Schwierigkeit dafür entdeckt, daß der Prinz nicht auch auf einen Stuhl hätte steigen dürfen, da er auch zu Pferde stieg. Dieser Einwand scheint damit beseitigt.

Sein eigener Chirurg Bonnie hat nicht allein die Vorstellung von der Möglichkeit gehabt, daß der Prinz auf einen Stuhl steigen können, sondern er ist es auch gewesen, der zuerst den Gedanken angab, daß er sich wol des Stuhls bedient haben möchte, um sich an dem Griff der Riegelstange festzuknüpfen. Er hatte den Stuhl verrückt, um sich dem Körper zu nähern und später ihn wieder in die vorige Stellung gebracht, und die pariser Aerzte, die ihn so fanden, haben die Wahrscheinlichkeit ausgesprochen, daß er sich dieses Mittels werde bedient haben. Daß Bonnie später den Umstand mit dem Stuhle verleugnet, ist hierauf ohne Einfluß und auch an und für sich ohne Bedeutung, da er den Widerruf seiner gerichtlich abgegebenen Erklärung durch nichts motiviren können.

Aber der Prinz war unfähig, die Knoten in den Schnupftüchern selbst zu schlingen, denn er war durch einen Säbelhieb so in der rechten Hand verwundet worden, daß er sich ihrer nur ungeschickt bedienen konnte. Auch hatte ein Knochenbruch die Wirkung hervorgebracht, daß er die Arme nur mit Schwierigkeit aufheben und die Hände in dieser Stellung bewegen konnte.

Dieser Einwand fällt indeß ebenso hinweg, da es desgleichen feststeht, daß der Prinz sehr oft auf die Jagd ging, zuweilen sein Gewehr selbst lud, und mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit zielte und schoß, selbst über den Kopf weg.

Dieser Punkt wurde übrigens mit der größten Sorgfalt behandelt. Nach dem Gutachten des Doctor Pasquier war der Unglückliche, als er auf dem Stuhle stand, mit dem Halse in gleicher Höhe mit dem Griff der Riegelstange, und um die Knoten zu machen, hatte er nicht nöthig, die Hände höher als bis an sein Kinn zu bringen. Alle Aerzte erklärten, daß der Knochenbruch die freie Bewegung der Arme nicht gehindert habe. Auch steht es fest, daß der Prinz sich jeden Abend das Foulardtuch selbst um den Kopf wand und zuband. Auch knüpfte er sich jeden Morgen das Cravattentuch, nachdem die Kammerdiener es ihm zwei Mal um den Hals geschlungen, selbst vorn zu. Er wußte nicht den Weberknoten (noeud de tisserand) zu machen, sagt ein Zeuge, oder that es wenigstens sehr ungeschickt, aber die Schleife an seinem Halstuche machte er in der Regel selbst.

Der Diener Romanzo hatte beide Schnupftücher, an welchen der Prinz gehangen, losgeknüpft. Das um den Hals war zwei Mal umgeschlungen (wie der Prinz seine Cravatte umzuschlingen pflegte) und vorn mit einer Schleife (wie die Cravatte); das, was an der Riegelstange hing, war mit einem simpeln Knoten (noeud droit), der schwer aufzumachen war.

Der Maire von Saint-Leu hatte die Knoten der Schnupftücher geprüft und gefunden, und die übrigen Anwesenden darauf aufmerksam gemacht, daß es sogenannte noeuds de poupée wären — die Erklärung dafür folgt sogleich in der Deposition selbst — Knoten, die sich leicht

lang ziehen, wenn etwas Schweres daran hängt. „Das erklärte mir, warum die Füße des Leichnams die Erde berührten, was gar nicht möglich gewesen wäre, wenn die Knoten eussent été à la mode des charretiers."

Diese Aussage konnte nur den ersten Bericht des Chirurg Bonnie und des Doctor Letelletier bestärken, daß die Wucht des Körpers allmälig die Schleifen und Knoten erweitert hätte.

---

3. Ueber die aufgefundenen zerrissenen Schriften, anfänglich von Jedermann als von des Prinzen Hand erklärt, entstanden später Zweifel. Der Chirurg Bonnie sagte zum Instructionsrichter: „Ich glaube in diesen Schriften die Handschrift des Prinzen nicht mit Sicherheit wiederzuerkennen." Manoury, der Kammerdiener, aber sagte: „Wenn ich auf Seele und Gewissen sprechen soll, so scheinen mir die Fragmente nicht von seiner Hand zu sein. Doch habe ich nicht genug Kenntniß, um mich darüber auszusprechen."

Andere, mit der Handschrift des Prinzen vertrautere Personen und befähigt, darüber zu urtheilen, erklärten aber aufs bestimmteste, sie rührten vom Prinzen her. So erklärte sie der Graf de la Villegontier für die Handschrift seines Herrn. Sein Generalintendant, der Herr von Surval, war vollkommen davon überzeugt; auch sei die Schrift so frei und fließend, daß er die Feder in voller Muße und Freiheit, ohne Einflüsterungen und Zwang dabei geführt haben müsse. Die hinzugezogenen Sachverständigen endlich bestätigten die Identität auf das bestimmteste.

Auch aus dem Umstande, daß der Prinz sich früher nur Herzog von Bourbon und nicht Prinz von Condé unterzeichnet habe, wollte man auf die Unechtheit schließen; aber wie schon angegeben, hatte er gerade in den letzten Tagen, auf Rath seiner Freunde, damit der Name Bourbon ihm nicht verderblich werde, sich Prinz von Condé unterschrieben, wie auch Louis Philipp seit seiner Thronbesteigung an ihn adressirt hatte.

Die erste Deutung dieser Briefe ergab sich aus den Ausdrücken: **je n'ai qu'à mourir . . . Adieu pour toujours** und dem Postscriptum: **Je demande à être enterré à Vincennes, près de mon infortuné fils** von selbst. Es war die deutlich verkündete Absicht, sich selbst ums Leben zu bringen.

Aber eine andere Meinung tauchte bald nachher auf, welche besonders von Denen verfochten ward, die an die Ermordung glaubten. Der Prinz habe, sagten sie, erschreckt von den Volksaufständen und in der Besorgniß, daß man Saint-Leu nicht respectiren werde, nur ein Placat entwerfen wollen, welches an die Thore des Schlosses angeschlagen werden sollen. Deshalb der merkwürdige Anfang: **Saint-Leu appartient à votre roi Philippe.** Was hätte das zu bedeuten gehabt, wenn der Prinz die Absicht gehabt, sich ums Leben zu bringen?

So äußerte sich der Abbé Pelier, Manoury, der Kammerdiener Dupin und der Generalaufseher der Forsten, Méry-Lafontaine: die Schrift habe nur eine Sauvegarde fürs Schloß sein, sie hätte nur das Eigenthum schützen sollen. Wahrscheinlich rührte sie von der Zeit bald nach dem 7. August her, und wäre bestimmt gewesen, das Schloß unter den Schutz des neuen Königs zu stellen.

Diese Ansicht ward endlich noch durch das Zeugniß

des Zahnarztes Hostein bestärkt. Als derselbe, etwa am 10. oder 11. August, dem Prinzen gesagt, nun könne er ganz ruhig sein, denn Alles scheine zur Ruhe zurückgekehrt und von Plünderung sei nichts mehr zu besorgen, antwortete der Herzog: Die Plünderung des Schlosses Saint-Cloud habe ihn sehr in Schreck gesetzt gehabt. Er hätte immer gefürchtet, daß die in Paris zusammengedrängten Räuber sich über die Banlieue ausbreiten würden und die Schlösser und Privatbesitzungen angreifen und ausplündern. Bei den Worten habe er ein zusammengefalztes Papier vom Tische genommen und, damit handthirend, gesagt: „Glauben Sie wohl, daß ich auch eine Proclamation entworfen habe, die ich anschlagen lassen wollte, und in der ich erkläre, daß ich all mein Habe und Gut dem König Philipp übergeben habe und ihnen anempfehle, ja keinem meiner Diener etwas zu Leide zu thun. Gedrückt von Alter und Schwäche, habe ich nur noch zu sterben."

Wenn auch mit diesem Zeugniß die aufgestellte Vermuthung des Hauptzweckes jener Papiere wegfällt, so blickt doch verrätherisch genug die trübe Stimmung des Prinzen, welcher schon mit einem Fuße sich über dem Grabe wähnt, hervor.

---

4. Aus einigen Unregelmäßigkeiten in der Lage des Bettes, des Auskleidestuhles und der Pantoffeln, wollten die Ankläger den Schluß begründen, daß in der verhängnißvollen Nacht im Zimmer Mehres sich anders ereignet habe, als man angenommen.

Des Prinzen Bett stand in einer Art Alkovennische. Er verlangte immer, daß man das Bett bis dicht an die

Hintermauer des Alkovens schiebe. Die Frau und der Frotteur, welchen dieses Geschäft oblag, versicherten auch, daß sie am 26. August das Bett so tief wie immer gerückt hätten, doch mit einiger Vorsicht, damit das Holz nicht an die Mauer streife.

Mehre neu vernommene Zeugen wollten aber am Morgen des 27. Augusts bemerkt haben, daß das Bett etwa um 1 Fuß von der Hinterwand des Alkovens abgestanden habe.

Gewöhnlich setzte man einen Stuhl vor den Kamin. Der Prinz saß darauf, während man ihn entkleidete. Davor wurden die grünen Maroquinpantoffeln gestellt, deren sich der Prinz jedoch selten bediente. Morgens am 27. August stand aber der Stuhl nicht vor dem Kamin und die Pantoffeln standen dicht vor dem Bette.

Der Kammerdiener Lecomte behauptete, Stuhl und Pantoffeln am Abende des 26. Augusts, wie gewöhnlich, vor den Kamin gestellt zu haben, der Kammerdiener Manoury aber, daß er am Morgen des 27., angegebenermaßen, die Pantoffeln vor dem Bette stehen gefunden. Und das sei das erste Mal, daß er sie dort gesehen! Auch der Stuhl am Kamin, sagte Manoury, gehöre zur langjährigen Tagesordnung. Wenn der diensthuende Kammerdiener sich Nachts, nachdem er die Aufträge des Herrn vernommen, entfernt, habe der Prinz immer den Stuhl ein wenig umgedreht. Zuweilen sei er beim nach dem Bette gehen auch nicht einmal daran gestoßen, und so habe man regelmäßig am Morgen den Stuhl am Kamin stehend gefunden. Nur nicht am 27. August.

Diese Beobachtungen sind durch nichts enkräftet worden, und geben allerdings zu mancherlei Zweifeln Raum.

5. Man hatte den Körper des Prinzen in der oben oft erzählten Stellung gefunden. Man hatte außer den Strangulationsmarken am Halse, der Blutunterlaufung am Arme und der abgeschundenen Haut an den Beinen nichts Verdächtiges aufgefunden. Nachtkleidung und Haare waren in der besten Ordnung. Nichts also deutete auf einen Kampf, auf gebrauchte Gewalt.

Bis zum vierten Tage nach dem Tode hatte man daher im Schlosse, und voran der Oberkammerherr, der Graf de la Villegontier, an nichts Anderes, als an einen Selbstmord geglaubt. Bonnie stellte zuerst eine von Gründen motivirte andere Ansicht auf.

Nachdem man den Leichnam auf das Bett gelegt, habe er, Bonnie, zuerst die geschundenen Stellen an den Beinen bemerkt. Sie hätten nur, *während der Prinz noch am Leben war*, durch irgend einen Druck oder Pressung hervorgebracht werden können, wie die mit frischem Roth unterlaufene Haut verrathen. Wären sie erst durch den Transport oder bei Gelegenheit dieses Hinüberschaffens des Körpers vom Fenster in das Bett entstanden, so würde in einem Zustande, wo der Blutumlauf längst aufgehört, die Ritzung nicht roth, und gewiß nicht frischroth gewesen sein, sondern gelb und grauweiß; auch würde die Blutunterlaufung unter den geschundenen Stellen nicht die Tiefe von 5 oder 6 Linien erreicht haben.

Auch war es Bonnie, welcher bald darauf die Behauptung aufstellte, daß der Prinz, in Folge seines Knochenbruches, sich unmöglich des Armes in gehobener Stellung bedienen können.

Befragt, warum er diese Vermuthungen nicht früher angegeben, ja, wie er in dem von ihm selbst aufgenommenen procès verbal eine gerade entgegengesetzte aus

sprechen können, antwortete er: er sei an dem verhängnißvollen Morgen allzu aufgeregt und erschüttert gewesen, auch sei, wie schon vorläufig erwähnt ist, jener procès verbal nicht von ihm, sondern von Letelletier redigirt worden, und er habe ihn nur mit unterzeichnet.

Nach Bonnie's späterer Angabe hatte der Prinz seit zwei Monaten kein Uebel an den Beinen.

Seine Vermuthung rundete sich immer mehr zu einer bestimmten Annahme. Er hatte eine Röthe am Genick bemerkt — deren er aber im procès verbal nicht Erwähnung gethan — diese könne nur einer Gewalt zugeschrieben werden, welche von hinten nach vorn angestrengt worden. Eine ähnliche hätte muthmaßlich von vorn nach hinten stattgefunden. So deute auch der Zustand der Lungen, die ganz mit Blut angefüllt gewesen, und die eine Färbung wie die Substanz der Milz gehabt, in seinen Augen auf eine Erstickung. Nähme man diese an, so erkläre sich Alles: die geschundenen Stellen an den Beinen, die man zusammengedrückt habe, damit sie keine Bewegung machten, die Contusion am Vorderarme und die Röthe im Genick.

Bonnie glaubte auch nicht, daß das Schnupftuch um den Hals die Strangulation bewirken können, weil es nur die Gelenke des untern Kinnbackens berührt und nur den Kehlkopf zusammengedrückt habe.

Seine nachträglichen Wahrnehmungen gingen immer weiter.

Am 31. April 1831 erklärte er dem Instructionsrichter, daß er Eindrücke und Blutunterlaufungen auch um die Knöchel der Füße des Prinzen bemerkt habe. Zugleich betheuerte er, auf Seele und Gewissen: der Prinz habe sich nicht selbst aufknüpfen können, und auch nicht auf einen Stuhl steigen.

Dieser Eifer des Arztes Bonnie, nachmals seine eigene, frühere Aussage zu Schanden zu machen, mag aus einer aufrichtig ehrenwerthen oder leidenschaftlichen Ueberzeugung hervorgegangen sein; vor dem Gesetz und dem Richter konnte seinen spätern Anführungen, die durch keine Beweise unterstützt waren, kein großes Gewicht beigelegt werden. Mochte er auch vom Eindruck der schrecklichen Scene ergriffen und, wie er sagt, seiner selbst kaum mächtig gewesen sein, so war er doch ein wissenschaftlich gebildeter und urtheilsfähiger Mann. Er wußte, was die gerichtliche Aufnahme eines Protokolls bedeutet, dasselbe war ihm, wie allen Anwesenden, deutlich langsam vorgelesen worden, er hatte es unterzeichnet, als wäre es von ihm selbst redigirt worden, und er war zur Untersuchung vom Friedensrichter beauftragt und, nach dem Herkommen, zuvor beeidigt worden, „seinen Bericht nach Pflicht und Gewissen abzustatten"; alles Auffoderungen, welche ihn zur genauesten, sorgfältigsten Beobachtung von Anfang an veranlassen mußten. Wenn er späterhin von dem allgemeinen Argwohn mit fortgerissen wurde und seine Phantasie ihm Erinnerungen zurückließ, die in der Wirklichkeit ihren Grund gehabt haben mögen, so mußten sie doch, von nichts unterstützt und im Widerspruch gegen seine gerichtlichen Aussagen, an Kraft verlieren. Jener Betheuerung auf Seele und Gewissen vom 31. April 1831, „daß der Prinz sich nicht selbst habe aufknüpfen können und nicht selbst auf einen Stuhl steigen", stand seine eidlich bekräftigte, im Protokoll aufgenommene Aussage (vom 27. August 1830) entgegen, worin es heißt: „Seine königliche Hoheit stieg auf einen Stuhl, knüpfte sich die Schnupftücher dicht um den Hals, stieß dann den Stuhl fort . . ." Und dies konnte Bonnie glauben, als die Erinnerungen an die körperliche Schwäche und Unbe-

holfenheit des Prinzen noch in der allerfrischesten Erinnerung ihm sein mußten, während seine entgegengesetzte Ansicht das Product seiner spätern Reflexion blieb.

Sein ärztliches Gutachten wird durch das der andern Aerzte, worunter Männer vom ersten Rufe, widerlegt. Die Doctoren Letelletier von Saint-Leu, Deslions und Godard von Pontoise, Marc, Marjolin und Pasquier von Paris, haben einstimmig erklärt: daß sie am Körper des Prinzen keine Spuren von Gewaltthätigkeiten wahrgenommen hätten, welche auf eine Gewalt deuteten, die gegen ihn, während er noch lebte, ausgeübt wäre. Sie haben alle Symptome eines Todes durch Strangulation erkannt und alle Anzeichen waren dafür, daß diese Strangulation nicht durch fremde Hand vollbracht worden.

Vor solchem Gutachten mußten in den Augen des Richters auch die Zeugnisse der Laien verschwinden, welche aus eigener Wahrnehmung bekundeten: daß die Leichen der Gehenkten im Orient ein von der des Prinzen sehr verschiedenes Aussehen hätten. Nach den uns zu Gesicht gekommenen Actenstücken scheint es auch nicht, als ob man für nöthig befunden, noch ein wissenschaftliches Gutachten darüber einzuziehen, ob die durch Strangulation Getödteten immer im Gesicht schwarz und mit Blut unterlaufen und immer die Zunge weit aus dem Munde vorgestreckt haben müßten, oder ob sie auch blaß aussehen und die Zunge nur etwas vorgestreckt haben könnten. Es genügte der Ausspruch der vernommenen Aerzte: daß sie alle Symptome eines durch Strangulation erfolgten Todes bemerkt hätten.

Ein deutscher Arzt, welchem wir diese Frage vorlegten, gibt uns folgende Erklärung, welche die hier obwaltenden Zweifel erledigen dürfte: Die Beobachtung an den türkischen und ägyptischen Leichen am Strange sei an sich

ganz richtig. In der Regel werde ein am Galgen Aufgehängter ein von Blut unterlaufenes blauschwarzes Gesicht haben. Die Strangulation könne aber schon consumirt werden, wenn sich Jemand nur in einer Schlinge aufhänge, die hinten nicht zugezogen werde. Hier erfolge nur ein Zuschnüren der Luftröhre durch den Druck von vorn, ohne daß die Blutadern comprimirt würden. In einem solchen Falle trete also auch nicht der Blutandrang ein, welcher die dunkle Färbung des Gesichts veranlasse. Da das Schnupftuch durch die Wucht des Körpers sich langgezogen, dürfte also auch hier nur die Strangulation durch das Hängen in einer Schlinge eingetreten sein, wonach es erklärlich wird, wenn das Gesicht des unglücklichen Prinzen weiß geblieben ist.

Auch die unverdächtigen Zeugen unter den Nichtärzten stimmen mit den übrigen Doctoren überein.

Der Baron Prejean sagte: daß er wol Unterlaufungen auf den Armen und an den Vorderbeinen bemerkt, aber um die Knöchel der Füße habe er durchaus nicht dergleichen gesehen. Ebenso wenig weiß der Kammerdiener Leclerc etwas davon.

Der Kammerdiener Lecomte bekundete, daß, während der Körper noch hing, man weder eine Contusion noch etwas Geschundenes an den Beinen wahrgenommen.

Noch bestimmter erklärt der Adjunct des Maires von Saint-Leu, Leduc: er sei dessen ganz gewiß, daß, während der Körper noch am Fenster hing, an den Beinen keine Verwundungen sichtbar waren. Er war es, welcher, als man den Körper aufs Bett gelegt, die Beine darauf zurecht legte. Da „blieb ihm die äußere Haut wie eine Spinnewebe in den Händen sitzen."

Der General Rumigny aber bekundet: „Als wir in das Schlafzimmer des Prinzen kamen, Baron Pasquier,

der Marquis von Sémonville, die Herren Aerzte und ich, gaben wir uns allen möglichen Proben und Untersuchungen hin, um uns zu versichern, daß keine äußere Gewalt auf den Herzog von Bourbon angewandt worden, ja wir ließen deshalb den Körper noch ein Mal am Fenster aufhängen. Aber ich muß bekennen, daß uns auch nicht die geringste Spur aufstieß, welche auf einen Verdacht geleitet hätte, und ich meinerseits nahm die feste moralische Ueberzeugung mit fort, daß sein Tod ein freiwilliger gewesen."

Der Leichnam trug keine Spuren von Gewalt an sich; aber auch das Bette nicht. Das Arret des königlichen Gerichtshofes übergeht diesen letztern Umstand, der in den Schriften der beiderseitigen Parteien hervorgehoben wird. Der Richter hatte nur die Gründe zu prüfen und eventuell zurückzuweisen, welche die Civilpartei aufstellte, um die frühere Ordonnanz anzufechten und eine neue Untersuchung zu rechtfertigen; und die Partei Rohan hatte keinen Grund, es hervorzuheben, daß das Bette nur die leichten Eindrücke verrieth, welche ein Mann verursacht, der sich nur eben niedergelegt hatte, um gleich darauf zu einer schweren That aufzustehen. Aber die Vertheidiger der indirect Angeklagten stützten sich auf dieses erwiesene Factum. Wäre der Prinz in seinem Bette erwürgt worden, und in der Art, wie man es andeutete, daß die nächtlichen Mörder ihm die Füße und Arme gehalten, daß Einer vom Nacken, der Andere vom Halse vorn her ihn gepreßt hätten, in welchem Zustande müßte alsdann das Bett gefunden worden sein! Auch gilt es als ausgemacht, daß der Strangulirte und Erwürgte aus Nase, Mund und den Geschlechtstheilen Flüssigkeiten von sich gibt. Flecken dieser Art entdeckte man keine auf dem Laken. — Freilich konnte erwidert werden, daß Mörder,

welche mit solchem Vorbedacht zu Werke gingen und mit solchem Geschick nachher gehandelt haben, auch dafür werden Sorge getragen haben, das Bett wieder in Ordnung zu bringen und, wenn es Noth that, dasselbe mit neuem Leinenzeug zu überziehen.

Hier aber kommt noch ein Einwand Seitens der Denuncianten, von dem das Urtheil auch schweigt, vielleicht weil er ihm zu geringfügig dünkte, der aber in den Schriften der Partei später sehr hervorgehoben wird: Allerdings habe das Bett, sagen sie, keine Spuren einer Erwürgungsscene geliefert, es sei ganz glatt gewesen; aber nur allzu glatt, um nicht zum Verräther zu werden gegen den Willen Derer, welche es in diese Ordnung gebracht. Zwar habe man in der Mitte, nach der Länge zu, den natürlichen Eindruck eines schlafenden Körpers gefunden, aber an der Seite nach außen keinen Quereindruck. Wenn nun der Prinz zuerst im Bette gelegen habe, dann aber aufgestanden sei, um sich zu hängen, so könne er nicht durch einen elastischen Sprung sich hinausgeschnellt haben, um den Fußboden zu erreichen, ohne die Seite des Bettes zu berühren. Vielmehr liege es in der Natur der Sache und einem so gebrechlichen Körper, wie der seine, daß er langsam die Beine hinausgestreckt und erst auf der Bettkante werde gesessen, also Eindrücke gemacht haben, ehe er frei aufgestanden. Durch die Glätte des Bettes sei also von Seiten der Denunciaten mehr erwiesen, als ihnen zuträglich wäre!

---

6. Eines der Hauptmomente der Civilpartei für die Möglichkeit und für die Wahrscheinlichkeit, daß der Prinz durch fremde Hände könne und werde umgebracht sein,

war der Beweis, daß der Riegel der einzigen zum Schlafzimmer führenden Thüre von außen mittelst eines Bindfadens könne zugezogen werden, und daß man in den nächstfolgenden Tagen auf der geheimen Treppe eine Schlinge, welche, aller Wahrscheinlichkeit nach, zu diesem Zwecke gedient, aufgefunden habe.

Jene Möglichkeit ist allerdings durch viele Versuche an andern Thüren des Schlosses erwiesen. Auch deutsche Criminalisten haben sich damit beschäftigt und es ist ihnen gelungen, eine verschlossene Thür von außen, mittelst einer vorher durch das Schlüsselloch gezogenen und am Riegelgriff befestigten Schnur, zuzuriegeln. Daß der Versuch gerade an der betreffenden Thür nicht gemacht werden konnte, ist von minderer Bedeutung, weil er bei mehren, dieser ganz ähnlichen, Thüren gelang.

Bei der Möglichkeit der Thatsache bleibt aber der Beweis stehen. Dafür, daß die Thür auf diese Weise wirklich zugeriegelt worden, sind nicht einmal Anzeigen. Es war nur ein Gerücht, daß der Graf von Joinville eine Schlinge, die dazu könnte gedient haben, auf der Treppe gefunden hätte. Er selbst bestritt es auf das entschiedenste.

Dagegen wurde später, von der klägerischen Seite, in Zweifel gezogen, ob die Thür zum Schlafzimmer am Abende vor der That wirklich verriegelt gewesen, da der Kammerdiener Lecomte in seinen verschiedenen Aussagen geschwankt und einmal angegeben hatte: daß der Prinz den Riegel nicht immer vorm Zubettegehen von innen zugeschoben habe. — Wenn ein Mord wirklich vorliegt, so kommt auf diesen Umstand wohl nicht allzu viel an. Thüren, die sich von außen zuriegeln lassen, dürften sich durch denselben Mechanismus auch von außen öffnen lassen. Und bedurfte es des gewaltsamen Oeffnens,

wenn die Feuchères in der Nacht an die Thür klopfte und den Prinzen um Einlaß bat?

Wenn ein Mord begangen war, mußten Mörder da sein. Mörder, oder Anstifter desselben, konnten nur Die sein, welche ein nächstes Interesse am Tode des Prinzen hatten. Ein solches nächstes Interesse hatte die Baronin Feuchères in sofern, als der Prinz ihr in seinem Testamente ein außerordentlich großes Legat ausgesetzt, und sie vielleicht fürchten durfte, daß der schwache alte Mann, der, ohne eigenen Willen, von seinen Umgebungen ganz gelenkt wurde, möglicherweise von Andern sich überreden ließ, sein Testament zu ändern.

Möglicherweise konnte auch die Familie des kleinen Herzogs von Aumale, der zum Universalerben des Prinzen schon vor der Julirevolution eingesetzt war, ein Interesse daran haben, daß der Prinz schneller starb, da der Tod ihn am Auswandern aus Frankreich hinderte. In der Fremde, fremden Einflüssen anheimgegeben, hätte er Andere zu Erben des Namens Condé einsetzen können. — Dieser Verdacht, als gefährlich, und noch weniger zu motiviren als der andere, blieb in den Gerichtsverhandlungen weg. Die Partei der Kläger bediente sich seiner nur, um im Geheimen damit zu operiren und, zu politischen Zwecken, in die öffentliche Meinung Gift zu streuen.

Wenn die Feuchères die Anstifterin des Mordes war, so mußte sie Gehülfen, dienstbare Subjecte, haben, welche gegen großen Lohn für sie das Banditenhandwerk geübt hatten.

Die Rohans haben direct gegen Niemand die Anklage erhoben. Dazu fehlten die Beweise. Sie konnten nur insinuirend zu Werke gehen, was wol die erneute Aufnahme der Untersuchung, aber noch keine Criminalanklage gegen die bezeichneten Personen, selbst nicht gegen die Feuchères, rechtfertigte. Diese Personen konnten daher weder verhaftet werden, noch als Angeschuldigte, sondern lediglich einstweilen als Zeugen vernommen werden.

Gegen die Feuchères stand nichts fest, als daß sie um das Testament gewußt und demnächst ein Interesse hatte, daß der Testator, ehe er es ändern konnte, starb.

Es ist ausgemacht, daß sie durch lange Zeit einen großen Einfluß auf den Geist des altersschwachen Prinzen übte, daß sie in seinem Hause fast unumschränkt regierte, daß sie ihn mit Personen umgab, welche ihr gefällig waren, und ihr viel zu verdanken hatten. Aber eben wie sie sich dadurch zweifelhafte Freunde schuf, erzeugte sie sich auch dadurch unzweifelhafte Feinde. Sie war gefürchtet und gehaßt von dem übrigen Hofpersonale, und es ist wol anzunehmen, daß es an großen wie an kleinen Höfen geht, daß jeder ihrer Schritte von ihren Gegnern beobachtet und beargwöhnt wurde.

Sie war unumschränkte Herrin über den Geist des Prinzen, aber nur wenn sie um ihn war. Andere konnten auch, wenn sie ihn bearbeiteten, Einfluß auf ihn gewinnen. Wir sehen dies bei den innern Kämpfen des unglücklichen Prinzen nach der Julirevolution, ob er bleiben, ob er fliehen solle? Die Feuchères, möglicherweise im Interesse der Familie Orleans, suchte ihn, in Verbindung mit den Vernünftigern an seinem Hofe, zum Bleiben in Frankreich zu vermögen; die exaltirten Legitimisten gingen ihn fast mit Drohungen an, daß er auswandern müsse.

Daß der alte Mann bisweilen schmerzlich die Obergewalt empfunden, welche die Feuchères über ihn ausübte, geht aus Vielem hervor. Ob er aber die Kraft und den ernsten Willen gehabt, sich von ihr loszumachen, muß bezweifelt werden. Daß er einst den Vorsatz gefaßt, weniger aus politischen Gründen, als um von ihr loszukommen, fortzureisen, ist angedeutet, aber nicht erwiesen. Im Gegentheil sehen wir sie bis zum letzten Augenblicke mit allem ihren Einfluß in der Nähe des Prinzen.

Sie hatte es dahin gebracht, daß die Zimmer im Entresol, unter des Prinzen Schlafzimmer, wo man Alles leicht hören kann, was oben vorgeht, von ihren eigenen Leuten eingenommen wurden. Der Kammerdiener des Prinzen, der früher dort geschlafen, war in eine entfernte Kammer, jenseits des großen Corridors, gebracht worden. Aber das war schon vor vier Jahren geschehen!

Man führte diese Umstände als Indicien dafür an, daß sie sich die Mittel erleichtert habe, den Prinzen entweder selbst, oder durch fremde Hände, umzubringen; Indicien, die nicht wegzuleugnen sind, die aber auch nur dafür sprechen mögen, daß sie nichts versäumt, eine unbeschränkte Herrschaft und Aufsicht über den Prinzen zu führen.

Noch ward seiner Zeit in Schriften und Zeitungen erwähnt, die Feuchères sei, auf die Nachricht von dem Nichtöffnen und der Stille in dem verschlossenen Zimmer, welche ihr der darüber entsetzte Kammerdiener gebracht, erst nachdem sie sich in vollständigen Putz geworfen, und, nicht auf der kleinen Hintertreppe, die zunächst war, sondern im Umwege, auf der Haupttreppe hinauf geeilt. Aus der obigen Erzählung weiß man, daß hinsichts des letztern Umstandes nichts mit Bestimmtheit ermittelt ist. Alles war in Verwirrung, Aufregung; die Feuchères,

wenn sie die Mörderin war, gewiß nicht minder. Auch Lady Macbeth muß bei der Todesbotschaft zusammenschauern, und mehr als wenn sie unschuldig war; ihre Schrecken kommen aus einer tiefern Quelle. Es ist ihr zu glauben, wenn die Feuchères versichert, sie entsänne sich nicht, welchen Weg sie in der ersten Bestürzung eingeschlagen habe. Wenn dann der Umstand wahr wäre, daß sie auf die ängstliche Meldung sorgfältig sich angezogen habe, wenn es auch erwiesen wäre, was die Schriften der Kläger hervorheben, daß sie nachher ein ungebührendes Betragen gezeigt, daß sie unehrerbietig von dem alten Manne gesprochen, der doch einmal sterben müssen, so ist nicht abzusehen, wie dies gerade ein dringendes Anzeichen für ihr Schuldbewußtsein abgeben sollen. Das alle verdächtigen Umstände erwähnende Arrêt thut dieses Umstandes gar keine Erwähnung. Von einer Feuchères, wenn sie den Mord beging, darf man annehmen, daß sie eine zu vollkommene Schauspielerin war, um sich selbst durch Reden oder Bewegungen, vor- oder nachher, so zu verrathen!

Die Personen, gegen welche der Verdacht durch die Klage angeregt wurde, waren zunächst der Kammerdiener Lecomte. Er hatte am 27. August den Dienst beim Prinzen; er hatte die Thür verschlossen, nachdem er den Prinzen Abends zuletzt gesehen; er fand sie am Morgen verriegelt; er wollte auch die Thür nach der geheimen Treppe verriegelt haben, und Lecomte, früher Coiffeur der Baronin von Feuchères, war durch sie in die Dienste des Prinzen gebracht worden. Endlich hatte man ihn, bald nach des Herzogs Tode, sagen gehört: er habe eine Last auf dem Herzen! Diese Last erklärte sich aber sehr leicht: Er hatte früher in Paris ein eigenes Etablissement als Coiffeur, was ihn ernährte. Als er in

die herzoglichen Dienste trat, von der Feuchères dazu überredet, hatte er es verkauft und sich dabei gegen den Käufer verpflichtet, selbst nie mehr in Paris dies Gewerbe zu betreiben. Aber das Testament des Prinzen vermachte ihm, wie der Mehrzahl der Diener, nichts als — ein einjähriges Gehalt. Lecomte sah sich also dem Elend ausgesetzt und hatte eine wirkliche Last auf dem Herzen. Uebrigens erscheint er nicht als besonders der Feuchères zugethan und die Kläger selbst nahmen ihre Insinuation gegen ihn späterhin zur Hälfte zurück, indem sie sich von seiner Rechtlichkeit überzeugt erklärten.

Dupré und seine Frau, in Diensten der Feuchères, wohnten in dem bemeldeten Entresol. Der neunjährige Sohn dieser Dupré'schen Eheleute sollte zu andern Kindern gesagt haben: Vater und Mutter hätten viel Geld. Das Kind leugnete, das gesagt zu haben. Der Beweis, daß es diese Worte ausgestoßen, ist ebenso wenig geführt, als der, daß die Duprés sich nach dem Morde wirklich in einer wohlhabenden Lage befunden hätten. Was als das Verdächtigste gegen sie hervorgehoben wurde, war, daß sie gar nichts vom Lärm in der Nacht gehört haben sollten. Wenn der Prinz von Meuchelmördern erwürgt worden, wäre dies allerdings ein merkwürdiger Umstand. Auch darf Das nicht unerwähnt bleiben, was gleichwol der Richter nicht hervorhebt, daß die Feuchères die Duprés ihres Dienstes entließ, als sie aber keinen andern Dienst finden konnten, sie wieder bei sich aufnahm. Kein durch nähere Indicien begründeter Verdacht ruht auf diesen Leuten; aber die nächste Möglichkeit, daß, wenn der Prinz ermordet worden, sie dabei betheiligt gewesen.

Gegen den Almosenier der Feuchères, den Abbé Briant, war auch ein Verdacht erhoben. Er konnte nur auf das abhängige Verhältniß desselben zu der mäch-

tigen Dame und auf einige leichtfertige Reden begründet werden. Alle weiteren Indicien fehlten, und Briant soll ein schwächlicher alter Mann von 60 Jahren gewesen sein.

Auch in höheren Kreisen wurde ein Verbündeter der Feuchères aufgesucht. Der General, Baron Lambot, Aide de Camp des Prinzen, dem derselbe bis zuletzt Zeichen seiner Anhänglichkeit und Zuneigung gegeben, ward von fern her der Mitwissenschaft wenigstens verdächtigt. Er sollte am 27. August bei Louis Philipp im Palais Royal gewesen sein, und dort, als man vom Tode des Prinzen sprach, geäußert haben: „Ich bin sehr glücklich, daß ich in Paris war, man hätte sonst gesagt, ich hätte ihn aufgehängt." Lambot leugnete, diese Worte gebraucht zu haben; sie sind nicht erwiesen. Ebenso verlautete, er sei heimlich in der verhängnißvollen Nacht von Paris nach Saint-Leu zurückgekehrt und nach Mitternacht in sein Zimmer geschlichen. Durch das vollgültige Zeugniß des Grafen Cossé-Brissac steht fest, daß er mit diesem nach Paris gefahren war und dort in der Nacht geschlafen hatte.

Auf andere Personen konnte auch nicht ein entfernter Verdacht gelenkt werden. Was den gegen die Genannten noch schwächte, war, daß einige derselben in entschiedener Feindseligkeit gegen die Feuchères auftraten. Um ein solches finsteres Werk, und im Schlosse eines Prinzen, wo so zahlreiche Neider und Gegner ihre Schritte bewachten, auszuführen, und so auszuführen, daß alle Spuren verschwanden, mußte sie viele und wohlunterrichtete und gefährlich verwegene Helfershelfer gehabt haben. Eine solche That, von Vielen begangen, läßt irgend etwas zurück, einen Gestank, einen disharmonischen Ton, der zur Entdeckung führt. Auf der Stirn von Diesem und Jenem zeigt sich, früher oder später, das Kainszeichen.

Aber die ganze Leidenschaftlichkeit, der Haß und das Interesse der Verfolger wußten dieses Zeichen keinem einzigen Individuum im Schlosse aufzudrücken. Nicht einmal eine verkappte; dunkele Gestalt hatte man nächtlich durch die Gänge schleichen sehen. Wo so vieler Scharfsinn aufgewandt wurde, ein Verbrechen zur Existenz zu bringen, ist dies merkwürdig. Die Gehülfen müssen ungeheuer belohnt werden und doch wachsen ihre Anfoderungen und ihr Trotz, und dunkle Drohungen führen, wenn nicht zur Entdeckung, doch zu Argwohn, zumal in einem Falle, auf den die ganze Welt und alle Organe der Oeffentlichkeit, in Frankreich und England, Acht hatten. Die Stimmung in beiden Ländern war entschieden gegen die Feuchères, und jene Organe haben späterhin nicht einmal glaubwürdige Lügen an den Tag gefördert. Nichts, als jene in ihrer eigenen Schwäche zusammensinkenden Indicien gegen die genannten Personen.

Durch das Arrêt des königlichen Gerichtshofes im Palais de Justice zu Paris, gehalten unter dem Vorsitze des ersten Präsidenten, Baron Seguier, am 21. Juni 1831, wurde auf Grund der im Vorangehenden erläuterten Umstände, ausgesprochen:

Daß, angesehen, wie nicht erwiesen worden, daß der Tod Sr. königlichen Hoheit, des Herzogs von Bourbon, Prinzen von Condé, die Folge eines Verbrechens sei, auch kein Anlaß vorhanden, den Criminalproceß zu eröffnen.

Gegen diesen Spruch legten die Rohans das Cassationsgesuch ein. Dasselbe wurde aber vom Cassationshofe am 22. Juli 1832 verworfen, weil nur die Civilpartei,

nicht aber auch der Fiscus dasselbe eingelegt: „angesehen, daß die Anstellung der Civilklage, die auf ein Verbrechen sich gründet, wesentlich der Ausübung der öffentlichen Anklage untergeordnet ist; daß demnach die Civilpartei ihre Klage vor den Criminalgerichten nicht weiter verfolgen kann, wenn das öffentliche Ministerium davon absteht."

Schwerlich würde irgend ein anderes Gericht anders entschieden haben. Weder ist der Thatbestand des Verbrechens erwiesen, noch ist eine Thäterschaft wahrscheinlich gemacht. Nur die Motive zur That erscheinen dargethan und erhalten Verstärkung durch einige verdächtige Umstände.

Aber der Spruch des Gerichtes, wie auch in sich begründet, könnte doch in Widerspruch stehen mit dem moralischen Urtheil, welches wir selbst fällen, welches das Publicum jener Zeit gefällt hat. Auf dieses letztere kann es kaum ankommen. Es befand sich damals in einer leidenschaftlichen Aufgeregtheit, noch schwer aufathmend unter den Bebungen eines Kraters, der schon einen Thron verschlungen hatte, und der noch andere Throne und Länder zu bedrohen schien. Es war Alles Partei.

Die Unmöglichkeit des verübten Verbrechens selbst ist durch die sorgfältige Untersuchung nicht dargethan. Es ist möglich, daß der Prinz von Condé durch Mörderhände überfallen, im Bette erwürgt und dann erst ans Fenster gehängt worden; denn die Thür konnte von außen verriegelt sein, die Mörder konnten durch die geheime Treppe eingedrungen, sie konnten in aller Stille den im Bette Liegenden überfallen, erdrosselt und darauf

das Bette wieder in Ordnung gebracht haben. Der Umstand, daß man es am Morgen um einen Fuß von der Wand abgerückt fand, daß kein Quereindruck von der Seite, wo der Prinz aufstehn mußte, gefunden, wenigstens wahrgenommen wurde, daß die Pantoffeln, die sonst regelmäßig am Stuhle, unfern dem Kamin, standen und die der Prinz selten brauchte, am Morgen vor dem Bette standen, wo die Kammerdiener sich nie erinnern, sie gesehen zu haben, ist nicht aufgeklärt. Auch würde ein deutsches Gericht wahrscheinlich noch ein Gutachten der obersten Medicinalbehörde darüber erfodert haben, ob die Symptome der Strangulation, welche nach der Meinung des einen Wundarztes und einiger Laien fehlten, wirklich bei allen durch Strangulation erfolgten Todesfällen vorkommen müssen, oder ob die wahrgenommenen Symptome, welche den pariser Aerzten genügten, ausreichen, um einen Tod, als durch Strangulation erfolgt, anzunehmen?

Die Möglichkeit also ist noch offen gelassen, aber die Wahrscheinlichkeit fern gerückt. Motive waren für die Baronin Feuchères in ihrer besondern Lage allerdings vollkommen da, die Früchte ihres intriguenvollen Lebens konnten ihr plötzlich, in einer schwachen Stunde, entrissen werden, wenn der Prinz wirklich sich überreden ließ, zu fliehen, wenn er in andere Hände gerieth, die denselben drohenden, gebietenden, einschüchternden Einfluß auf ihn übten, wie sie bis da. Aber es ist nicht erwiesen, daß diese Gefahr für sie vor der Thür stand, um zu diesem äußersten, gefährlichen Wagestück zu schreiten. Es ist auch nicht erwiesen, daß sie eine Person war, zu welcher man sich geradezu einer solchen That versehen konnte. Allerdings ist ihr Charakter nicht rein, er ist vielmehr mit vielen Makeln behaftet. Die Chronique Scandaleuse der letztvergangenen Zeit wurde ausgefältet und ausgebeutet:

wie sie den unglücklichen alten Mann tyrannisirt, mit dem kleinen Fuße aufgestampft, ihr: „Ich will," mit gebieterischem Tone gesprochen, ja wie sie sogar sich thätlich gegen ihn vergessen und vergriffen habe. Wie der gutmüthige Prinz, im Erkenntniß seiner Schwäche, und um das Uebel nicht ärger zu machen, bemüht gewesen, solche Scenen und ihre Wirkungen vor seinem Hofstaat zu verbergen. Wie er im Stillen darüber geseufzt, und immer, auch in der letzten Zeit, seiner alten Heiterkeit vor Andern Luft gemacht; nur nicht, wenn die Feuchères und der General Lambot sich näherten; wie er dann plötzlich in Ernst verfallen sei. Wie er zu seinem Zahnarzt Hostein, der ihn aufgemuntert, sich frei zu machen, geäußert: das ließe sich wol thun, wenn man noch jung sei, aber in seinem Alter und seinen Verhältnissen gehe das nicht mehr, er sei wie die Fliege im Netz der Spinne, alle Anstrengungen, sich loszureißen, verstrickten ihn nur noch mehr und fester. Wie das böse Weib allmälig alle alten getreuen Diener vom Prinzen entfernt und ihn mit ihren Creaturen und Verwandten in niedern und höhern Kreisen umzingelt habe. Aber in dem vortretenden Zuge ihrer Herrschbegier, und gerade in den empörendsten Details, die man anführt, liegt an und für sich noch kein Wink, daß sie auch zu so finstern, verbrecherischen Thaten geneigt sein müssen. Es wäre eine psychologische Frage, ob diese Neigung nicht vielmehr den verbrecherischen Kitzel ausgeschlossen hätte, da ihre Herrschaft mit dem Tode des Prinzen aufgehört hätte; aber die Acten lassen uns darüber im Stich, ob sie mehr herrschsüchtig oder mehr eigennützig war.

Unwahrscheinlich wird das Verbrechen und mehr noch ihre Thäterschaft durch die Schwierigkeit, die That ohne gefährliche Verbündete in der Stille auszuführen. Durch

die Abwesenheit von Solchen, die man zur Ausführung der That für befähigt und kräftig halten könnte. Gegen die genannten Personen fehlen die verdächtigenden Indicien. Wenn sie vollbracht worden, wo kamen die Mörder her? Wohin sind sie verschwunden? Vierzehn Jahre sind seitdem verstrichen, und noch hat selbst das immer zu plaudern bereite Gerücht keine Andeutungen geliefert.

Aber es ist doch unwahrscheinlich, daß der 75jährige Fürst, der so viel erduldet, der so muthig in allen Gefahren und Leiden sich gezeigt, ein noch immer rüstiger Jäger, in einer Krisis, deren Gefahr für ihn vorüber war, die selbstmörderische Hand an sich gelegt haben soll! Unwahrscheinlich, daß er, ein königlicher Prinz von Frankreich, gerade die infamirende Todesstrafe der Briten erwählt haben sollte! — Freilich klingt es unwahrscheinlich, wenn auch nicht um deshalb, weil er der Letzte eines Heldengeschlechts war. Aus den Tulisanten können Tulisäntchen werden, wie aus den spanischen Granden Das, was sie heute sind. Der Prinz von Condé war einst ein Held und ein Chevalier des alten Frankreichs, aber jetzt war er ein gebrechlicher altersschwacher Mann, die Puppe seiner Umgebung. Er lebte nur in den Erinnerungen der alten Zeit, wie alle älteren Bourbonen. Daß etwas Neues, Haltbares, Gesundes kommen könne, war ihm fremd. Diese alte Zeit, wo allein das Heil zu suchen wäre, war mit der Julirevolution, trotz aller Kleister, Heftpflaster, Nägel, Bohrer, Leisten, Riegel, zusammengebrochen. Er stand haltungslos da, er sah um sich her nur ein Chaos von Blut, Verwirrung und Zerstörung, selbst im Bewußtsein seiner Kraftlosigkeit, es zu ändern. Nun wurde er gezerrt, hin und her. Diese sagten, er müsse auswandern, Jene, er müsse bleiben. Er hatte keine Lust auszuwandern, aber sie sagten ihm, seine Ehre

sei verloren; sie zeigten ihm die blutigen Mörderhände, die schon die Dolche zückten. Sie erfüllten sein Gemüth mit Schrecken von Dem und Jenem, den das Volk zerrissen. In diesem Zwiespalt, in dieser Angst beschlich den ehemaligen Helden das Menschliche. Er hatte die neue Ordnung anerkannt, er hatte sich vor dem neuen Könige gebeugt. Das war ihm von den Fanatikern als Verbrechen, als ehrlose Schwäche ausgelegt, eine Schwäche, die ihm doch vielleicht nichts einbringe als Hohn und Mord. Sah er vielleicht im Geiste das Schreckbild der an der Laterne schwebenden Gestalten, als er selbst die Tücher ergriff, um sich am Fenster aufzuknüpfen? Psychologisch ist da nichts Unerhörtes, daß ein von Angst Gehetzter freiwillig sich in den Abgrund stürzt, in den er gestürzt zu werden fürchtet.

Aber woher doch das Gerücht, der Argwohn, die Verfolgung? Woher der allgemein verbreitete Glaube: der letzte Condé ist ermordet worden! Wußte das Publicum mehr, als vor Gericht zur Sprache kam? Schwerlich. Was aufzutreiben war, wurde von der Partei der Rohans zu Indicien zugestutzt und verarbeitet. Es war der Hang im menschlichen Gemüthe, welcher unter zwei Erklärungsarten lieber zu der wunderbaren als zu der natürlichen greift. Das mysteriös grauenhaft Verbrecherische stimmte zumal zu der Zeit der Aufregung nach einer kaum überstandenen Revolution.

Dunkel war das Factum; unbegreiflich, wenn man den gewöhnlichen Maßstab menschlicher Bewegungsgründe anlegte, und im Hintergrunde erschien ein ränkevolles, herrschsüchtiges, gehaßtes Weib, welches ihre Herrschaft so unverschämt benutzt und so viel durch den Tod gewann. Wie leicht war die Brücke gebaut von der Muthmaßung zum Verdacht und zur positiven Anschuldigung! Und

welche Nahrung empfing sie durch Eröffnung des Testamentes! Der gute, milde, alte Fürst, der nach der Julirevolution seinen großen, unnützen Hofstaat nur um deshalb nicht abschaffen wollte, weil dann so viele treue Diener außer Brot kämen, er mußte doch jeden derselben reichlich bedacht haben. Mit goldenen Buchstaben erwartete ein Jeder, daß sein Name werde geschrieben sein. Alle fanden sich getäuscht. Die Vermächtnisse waren sehr gering; die Mehrzahl der alten Diener erhielt nur die Gage eines Jahres, mehre derselben fanden sich in Dürftigkeit und Elend versetzt. Die Feuchères hatte dieses Testament gemacht; was Wunder, daß gegen sie der Haß aufs äußerste entbrannte!

Aber die Seele der Anschuldigung waren nicht die Hausleute des verstorbenen Fürsten, vielleicht auch nicht die Prinzen von Rohan, es war der unauslöschliche und unverbesserliche Geist der altfranzösischen Legitimisten, die in ohnmächtiger Wuth, weil sie nicht in das Rad des Geschicks eingreifen konnten, wenigstens den Kitzel ihrer Rachlust befriedigen und das Gift auf den neuen Thron spritzen wollten. Ihre Machinationen bleiben immer dieselben, nur unter anderer Form. Was seiner Zeit die Erfindung der vergifteten Mohrrüben *), was die Angriffe des Vicomte Walsh in der Mode, was die aufgefundenen Briefe Louis Philipp's, was die Haarbeutelparade in Belgrave-Square waren und sind, geckenhafte Demonstrationen der ohnmächtigen Wuth eines unverbesserlichen Geschlechts, das, abgelöst vom Leben, sich, trotz aller chamäleontischen Verwandlungen, selbst bis zu Demokraten und Republikanern, in Gegenwart und Zukunft nicht zurechtfinden kann, und selbst von der Vergangenheit nicht

*) Siehe den Fall: Neuer Pitaval Theil II.

seine Größe, sondern nur seine Fetzen und Flittern liebt, aus diesem Geiste ging der Proceß hervor, welcher den Rohans freilich ein reales Erbe verschaffen, mehr aber dem Hause Orleans einen Verdruß bereiten sollte. Letzteres ist ihnen denn gelungen.

Die Kläger haben noch ein moralisches Moment aufgeführt, welches den in dieser Art verübten Selbstmord aufs höchste unwahrscheinlich mache: die bekannte Herzensgüte des Prinzen. Wenn er den Entschluß gefaßt, sich umzubringen, so müsse er vorher an die Lage seiner Getreuen, die er zurückließ, gedacht haben. Nicht allein, daß er sie durch Codicille besser versorgt haben, sondern er würde auch an die nächsten Folgen seines Todes und daran gedacht haben, daß er die Unglücklichen ja dem Verdachte aussetze, bei seinem Tode betheiligt zu sein. — Wenn sich darthun ließe, daß der Prinz diese Gedanken vor seinem Tode gehabt, so räumen wir ein, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach ein sichtliches Zeichen, eine Schrift zurückgelassen hätte, durch welche ihre Unschuld dargethan würde. Aber, welcher Selbstmörder denkt an diese möglichen Consequenzen? Gebrütet an solchen Ideen mag der Prinz seit länger haben, aber die Ausführung war aller Wahrscheinlichkeit nach der plötzliche Ausbruch einer düstern Melancholie. Alle irdischen Gedanken waren ihm fern, es drängte ihn, das peinigende Dasein zu enden, rasch; mögen wir, so gern geneigt, bei Verbrechern gegen Andere eine wahnsinnige Verirrung anzunehmen, nicht auch dies Verbrechen gegen sich selbst unter die Rubrik eines Deliriums aufnehmen! Und wenn ein lichter Augenblick aufzückte, verbot ihm da nicht die Scheu vor sich selbst die Feder zu ergreifen, um durch Schriftzüge den Ueberlebenden den Beweis seiner verbrecherischen Schwäche zu hinterlassen? Welche Anstrengungen haben andere

Selbstmörder gemacht, ihre That der Verzweiflung zu verbergen!

Wir sind in unserer Darstellung im Allgemeinen den Gründen gefolgt, welche der letzte Richter, der königliche Gerichtshof in Paris, zu Begründung seines Spruches aufstellte; wir haben aus den klägerischen Schriften andere Daten hinzugefügt, welche nach Ansicht der Kläger dem Sachverhältniß einen andern Anschein gaben, und haben uns erlaubt, unsere eigene Ansicht daran zu knüpfen. In einer so dunkel gebliebenen Sache erfodert aber die Unparteilichkeit, daß wir auch die Gegenpartei reden lassen, die, besonders durch den legitimistischen Advocaten Hennequin, mit großer Beredtsamkeit und vielem Geschick vertreten wurde. Hier zum Schluß das Gutachten zweier von Seiten der Kläger vernommenen Personen, welche die Gesammtgründe der Anklage zusammenfassen:

„Ich muß meine Ansicht dahin abgeben," sagt Dupin, „daß folgende zusammentreffende Umstände, die ich erst seit dem Tode des Prinzen erfahren, ohne persönlich Zeuge dabei gewesen zu sein, als: der Courier, am Abend vorher an Herrn von Choulot gesandt, damit er morgen um 8 Uhr zum Prinzen komme; der Knoten, den der Prinz an diesem Abend als Erinnerungszeichen in sein Schnupftuch machte; daß der Prinz in sein Taschenbuch den Verlust im Spiel an diesem Abend aufnotirte, was er gewöhnlich that; endlich seine Geistesgegenwart; daß alle diese Umstände zusammengenommen, sage ich, mich glauben machen, daß der Prinz auf einen andern Tag rechnete. Der Prinz, ohne den Tod zu fürchten, war doch für allen Schmerz empfänglich. Wenn er sich nur die Haut ritzte, gerieth er außer sich, und ich begreife nicht, wie er sich je zu einem solchen Acte der Verzweiflung sollte haben hinreißen lassen, der so ganz seinen

Principien widerſtritt. Dies zugegeben, ſo begreife ich noch weniger, wie er gerade eine ſo ſchmachvolle Todesart wählen ſollen, er, der ſo den Gebrauch der Waffen kannte und eine Flinte in ſeinem Zimmer hatte. Ueberdies war der Prinz zu gut, zu zartfühlend, um irgend einen Verdacht auf ſeiner Umgebung zurückzulaſſen, und ich zweifle nicht, daß, wenn er einen ähnlichen Entſchluß gefaßt hätte, er ihn auf die poſitiveſte Weiſe würde zu erkennen gegeben haben. So ſehr fürchtete er ſich, irgend Jemand eine Kränkung zuzufügen. Wenn er auf die Jagd ging, war es immer Manoury oder ſein Büchſenſpanner, der ſeine Flinte lud, und wenn er zurückkehrte, war es ſeine erſte Sorge, daß die Flinte abgeſchoſſen wurde, oder Alle davon in Kenntniß zu ſetzen, daß ſie noch geladen ſei.

„Man ſagt, daß die beiden Schriften ſeine Abſicht, ſich ſelbſt umzubringen, ausdrückten; da ſie aber zerriſſen waren, hätte man eher daraus ſchließen können, daß er die Abſicht aufgegeben hatte. Am wahrſcheinlichſten iſt auch die Anſicht, die aller ſeiner Leute ſich ſo bald bemächtigte, daß ſie nur als Sauvegarde für ſein Schloß dienen ſollen.“

Der Vicomte de Mazin, welcher erſt nach des Prinzen Tode nach Saint-Leu zurückgekehrt war und darauf, auf eigene Hand, ſich vom Stande der Dinge unterrichtet hatte, ſagte: „Die Höhe des Riegelgriffs war 6½ Fuß vom Fußboden; der Zuſtand des Schnupftuches, welches um den Hals geſchlungen war und hinten von dem an dem Riegelgriff gefaßt wurde; der Knoten hinter dem Kopfe; daß man die ganze Fauſt hinter dem Kopfe zwiſchen Hals und Schnupftuch ſtecken konnte; die eigenthümliche Art des Knotens ſelbſt (de tisserand); meine Ueberzeugung, daß der Prinz einen ſolchen Knoten nicht

machen können; die Unmöglichkeit, daß der Prinz seine linke Hand über seinen Kopf bringen konnte, da ihm das Brustbein gebrochen war; die Lage des Bettes, welches ungefähr einen Fuß oder 18 Zoll von der Alkovenmauer abgerückt war (und der Prinz hielt sehr darauf, daß es immer dicht an der Mauer stand); die Art, wie das Bette gemacht und die Decke zurückgeschlagen war, welche ganz von der gewöhnlichen Art des Prinzen abwich; die Art des Eindrucks des Körpers darauf, dermaßen, daß man nicht begriff, wie er herausgekommen sein sollte; die Pantoffeln am Fuße des Bettes, während er sie regelmäßig an dem Stuhle am Kamin stehen ließ, wo er sich entkleidete; Pantoffeln, die er nie brauchte, da er immer barfuß über die Decke nach seinem Bette ging; der Knoten in seinem Schnupftuche, das man im Bette fand, als Erinnerungszeichen für morgen; die geringe Helle im Zimmer (?), indem das Wachslicht im Vorderkamin hinter dem stählernen Gitter stand; die Anordnungen, welche der Prinz für den nächsten Morgen gegeben, namentlich an Herrn von Choulot, sich um 8 Uhr einzufinden; daß er erst am nächsten Morgen die Summe bezahlen wollte, welche er am Abend im Spiele verloren; die Zunge, die kaum aus dem Munde hervorragte; die farblose Gesichtshaut, alles Dies scheint mir die Vorstellung zu entfernen, daß der Tod durch eine Apoplexie, in Folge einer Strangulation, hervorgebracht worden. — — Ich glaube nicht, daß die Begebenheiten der Julitage den Prinzen zum Selbstmorde veranlaßt haben. — — Der Prinz war nicht glücklich in seinem Innern. — Er hatte, soweit ich davon gehört, die Absicht, sich zu entfernen; aber er hat nie die Absicht blicken lassen, sich selbst umzubringen. — — Ich halte mich verpflichtet, auch noch hinzuzufügen, wie ich gehört, daß der Prinz in seinen letzten Lebenstagen,

wenn er von seinen Hausbedienten umgeben war, viel freier, heiterer und mittheilender schien, als wenn Frau von Feuchères und der General Lambot zugegen waren. Aus allen diesen Thatsachen und moralischen Erwägungen ziehe ich den Schluß, daß er moralisch sich nicht zum Selbstmorde entschließen, und physisch, daß er ihn nicht, am wenigsten auf diese Weise, ausführen können."

Wie man heut in dem beruhigten Frankreich über den Fall denkt, ist uns unbekannt. Dazumal wandte sich das Publicum, und gewiß mit Recht, mit Abscheu von der Frau ab, welche, wenn sie auch unschuldig an dem Morde war, doch, was die Moralität einem Verbrechen gleichachtete, sich 10 Millionen Francs aus dem Vermögen des Prinzen vermacht hatte, während so viele nähere Angehörige leer ausgingen oder nur dürftig bedacht waren.

Ihre Hände waren nicht rein. Sie ging mit ihren Schätzen nach England, wo ihr jüngst erfolgter Tod und der Erbschaftsproceß die fast vergessene Sache wieder in die Erinnerung brachte.

Den Zeitungen zufolge verschmähte ihr noch lebender Gatte, der General Baron Feuchères, die besudelte Erbschaft anzunehmen und überwies den ihm zufallenden Antheil an milde Stiftungen.

Rudolf Kühnapfel.

1841.

Zwischen der Nogat und dem Pregel, zwischen den einst reichen, gewerb- und handeltreibenden Städten Elbing und Königsberg, die schon früh mit der gesammten germanischen Bevölkerung der Ostseeküsten die Reformation angenommen, hat sich das Bisthum Ermeland, am Frischen Haff, als eine katholische Enclave erhalten. Obwol die große Straße aus dem östlichen Deutschland nach der ostpreußischen Hauptstadt und Rußland hindurchführt, blieb doch hier viel Eigenthümliches, Gesondertes in Sitte und Glauben zurück, was sich in auffälliger Art dem Reisenden kundgibt. Links von der Weichsel, wo ihre Mündungen Pomerellen umspülen, hat sich das Slawenthum in seiner gedrücktesten, finstersten Gestalt bis auf den heutigen Tag erhalten. Der düsterste Aberglaube fördert noch Verbrechen und nährt Gebräuche, die wir von den Sitzen der norddeutschen Cultur in weite Ferne gerückt wähnen. Hexenprocesse kommen noch oft, und in greulicherer Gestalt vor, als derjenige, welchen der zweite Theil unseres Pitaval mittheilte*). Nicht Alles, was

*) Siehe die Mörderinnen einer Hexe.

dort im Dunkeln geschieht, gelangt zur Kenntniß der Obrigkeit, und das einst reiche, freie Danzig, dessen Denkmäler eine hohe Blüte der Kunst, die hier gepflegt worden, noch heute dem staunenden Auge bekunden, scheint keinen Einfluß auf die Cultur der slawischen Umgegend zur Zeit seiner Macht und seines Reichthums ausgeübt zu haben. Die Augen seiner Handelsherren waren über das Meer gerichtet; und während es auf der Weichsel den Ueberfluß Polens in seinen Speichern aufnahm, um die Producte zur Marktwaare zu machen, hatte es genug zu thun mit der Aufgabe aller der andern germanischen Städte an den Mündungen der slawischen Flüsse ins Baltische Meer, dem eindringenden Slawismus zu widerstehen und deutsche Sitte und Freiheit zu bewahren. Im Kampfe, dem Geiste gegen die Materie sein Recht zu erhalten, gewann es die Muße nicht, ihn auch unter seinen Nachbarn zu fördern. Es blieb nach links zu eine mächtige germanische Colonie unter Slawen.

Anders entwickelten sich die Verhältnisse am rechten Ufer der Weichselmündungen. Hier war an den Küsten der See das slawische Element, wenn es je dahin vorgedrungen, verdrängt; das Deutsche hatte über das vorgefundene Altpreußische im langen Vernichtungsproceß obgesiegt und es niedergetreten, oder ausgetilgt. Aber die geistigen Fühlfäden vom katholischen Polen herüber blieben noch wirksam auf die Bewohner, auch nach der Trennung der Landeshoheit, und die Erinnerungen aus der katholischen Zeit und seine Namen: Bischofsburg, Bischofsstein, Heilsberg, Heiligenbeil mit seiner berühmten Heiligenlinde, stehen nicht allein da im Ermelande. Das Ländchen war und ist eine streng katholische Oase mitten im protestantischen Preußen. Der Charakter der Bevölkerung ist dem Beobachter unverkennbar. Wir besitzen

darüber mehre Schilderungen in unserer Literatur in novellistischen Schriften von Fr. von Heyden und J. A. Hoffmann (in seinem Teufelselixiren). Auch hier fanden bis spät in die neuere Zeit Hexenprocesse statt, wenngleich unter den Formen der Sitte und des Rechts.

Frauenburg, am Frischen Haff, ist gegenwärtig der Sitz des Bischofs. Keine Stadt, der das grau ehrwürdige Gepräge des Mittelalters aufgedrückt ist, weder in ihren bürgerlichen, noch in ihren öffentlichen Gebäuden; aber mit ihren Fachwerkhäusern, die Stile grellroth angestrichen, am See gelegen, wo ein Hafen für die Fischer ist, und mit freundlichen Umgebungen, besonders nach der danziger Niederung zu, macht sie keinen unangenehmen, aber einen eigenthümlichen Eindruck. Die überdachten Holzcrucifixe am Wege und auf den Straßen und die Marienbilder an den Ecken und Häusern sind es nicht allein, welche an den katholischen Charakter mahnen. Die Luft, die Stille in den Straßen, bei nicht unbedeutendem Gewerbfleiß und bürgerlicher Thätigkeit, die Mienen und Bewegungen ihrer Bewohner scheinen dem Reisenden von rechts und links sogleich die kirchliche Confession zu verrathen. Auch die Tracht der Frauen spricht wenigstens von einer alten Sitte, die sich durch Jahrhunderte erhalten hat: feuerrothe Friesröcke, über denen ein anderfarbiges Mieder fest die Brust umschließt, und blaue Zwickelstrümpfe unter den Schnallenschuhen. Kein anderer Gruß ertönt auf den Gassen als das: Gelobt sei Jesus Christ! kein ander Brot erscheint auf dem Tische, als das schon vom Bäcker bekreuzt ist. Auch rühmt man, daß von der Zeit der alten Mönche her, welche für die Ehre ihrer Küche nicht geringere Sorgfalt als für die ihrer Kirche aufwandten, sich manche Traditionen an den bürgerlichen Kochherden erhalten haben, z. B. in der Bereitung der

Seefische, die in ganz Preußen nirgend so wohlschmeckend zugerichtet werden, als in Frauenburg. Die Zahl der Protestanten ist gering, und selten dürfte auch nur ein reformirter Dienstbote in den katholischen Familien zugelassen sein.

Die Curie des Bischofs und der Domherren, nebst den alten Klostergebäuden, liegt auf einem nicht unansehnlichen Berge, welcher durch die Stadt vom Hafen geschieden wird. Ein sich schlängelnder Weg führt von unten auf die Höhe, welche eine schöne Aussicht über die See gewährt. Man kann an hellen Tagen die sogenannten Danziger Dünen oder die Frische Nehrung, den schmalen, langen Landstrich, welcher das Haff von der Ostsee trennt, übersehen; an sehr klaren soll das Auge selbst Danzig erkennen. In den Zeiten der deutschen Ritter war Frauenburg ein bedeutenderer Ort. Der Bischofssitz, gewöhnlich der Klosterhof genannt, spricht indeß, weder in Pracht- noch Festungsbauten, von der ehemaligen Herrlichkeit. Die Curie ist ein einstöckiges Gebäude, in grauem Stein aufgeführt, die Umschließungsmauer ist nicht über 5 Fuß hoch. In der Erinnerung aus einer spätern Zeit lebt hier Kopernikus nicht als Astronom, sondern als ein geschickter Mechaniker, welcher vermittelst eines Wasserthurms den Mönchen frisches Quellwasser auf die Höhe zuführte. Die Wasserkunst ist verfallen, der Thurm steht als Ruine.

Auf dieser, von der Stadt abgelegenen Höhe hat der Bischof von Ermeland seine Residenz, welche auch in ihrer innern Einrichtung nicht an die schwelgerische Pracht der stolzen Prälatenhöfe des Mittelalters erinnert. Die patriarchalische Ruhe und Einsamkeit der Curie entsprach dem einfachen, friedlichen Charakter des Bischofs, Dr. Stanislaus von Hatten. Der 77jährige Greis

hatte den Ruf eines milden, freundlichen Mannes auch als Priester in den katholischen Wirren, welche der kölner Frage gefolgt waren, behauptet. Ohne seinen Verhältnissen zur römischen Curie zu schaden, hatte er mit der preußischen Regierung den Frieden bewahrt, und in seiner Diöcese durch würdige, den versöhnlichen Geist des Christenthums athmende Hirtenbriefe die confessionelle Aufregung beschwichtigt, welche im benachbarten Posen vorherrschte.

Den Exaltirtesten unter den ultramontanischen Eiferern erschien sein Auftreten deshalb sogar zu milde.

Des Bischofs ganzer Hausstand bestand nur aus 4 Dienern, 2 Mägden und 2 Bedienten und einer Wirthschafterin, Rosalie Pfeifer, welche, kaum 6 Jahre jünger als der Greis, die Leitung aller häuslichen Angelegenheiten besorgte. Die Ordnung in dem Hause scheint sehr genau bestimmt gewesen zu sein. Die Wirthschafterin wohnte im Erdgeschoß, der Bischof hatte sein Wohn- und Schlafzimmer eine Treppe hoch. Die Mägde hatten die Anweisung, nicht dahinauf zu kommen. Die Besorgung dieser Zimmer lag allein den männlichen Dienstboten ob.

Der Bischof sah auch auf den pünktlichen Besuch des öffentlichen Gottesdienstes. So hatte er am 3. Januar 1841 seine vier Dienstboten hinunter in die Pfarrkirche der Stadt geschickt, um der feierlichen Andacht beizuwohnen, mit welcher der in den katholischen Kirchen zu Anfang des Jahres gewöhnlich stattfindende vierzigstündige Gottesdienst schließt. Er selbst war in der Curie ganz allein mit der 71jährigen Wirthschafterin zurückgeblieben.

Es war um 6 Uhr Abends, als die Dienstboten den Berg hinunter gingen. Ein milder Winterabend, der Boden mit Schnee belegt, die Wolken, vom Winde be-

wegt, zogen am Himmel hin und her, den Mond verhüllend und wieder frei machend.

Der Bischof, allein oben in seinem Schlafzimmer, scheint den stillen Abend, bei dem aus der erleuchteten Stadt heraufstönenden Glockengeläute, zu einer häuslichen Andacht benutzt zu haben.

Nach 7 Uhr, als der Gottesdienst zu Ende war, kehrten zuerst die beiden Dienstmägde zurück. Der Weg auf den Berg hinauf war einsam und ruhig wie gewöhnlich. Aber die Hausthür zur Curie war unverschlossen, was ihnen auffiel, da der Bischof, wie sie sich deutlich erinnerten, vor ihrem Weggehen die Wirthschafterin ausdrücklich angewiesen hatte, sie zu verschließen. Sie suchten die Pfeifer in ihrem Zimmer zu ebener Erde; aber sie war nicht da. Es war tief still im ganzen Hause.

In das obere Stockwerk wagten sie sich jedoch, nach der strengen Hausordnung, nicht, sondern harrten der Rückkunft der beiden männlichen Bedienten. Darüber verging etwa eine halbe Stunde, wahrscheinlich in peinlicher Erwartung von Seiten der Mägde verbracht.

Joseph Dargel, der eine Bediente, schritt sogleich die Treppe hinauf und in das Wohnzimmer des Bischofs. Dort, ziemlich in der Mitte, fand er auf dem Fußboden seinen Herrn, mit dem Gesicht zur Erde gekehrt, ohne Lebenszeichen in seinem Blute liegend. In einiger Entfernung davon saß auf einem Stuhle am Ofen die Wirthschafterin Rosalie Pfeifer. Auch sie blutete stark und war völlig bewußtlos.

Dargel machte Lärm und rief die übrigen Dienstboten. Der Domarzt, Dr. Tschirski, kam sogleich herbei, auch mehre Domherren und der Justitiarius des Domgerichts.

Die ärztliche Hülfe war zu spät, wenigstens für den

Bischof; der Körper war noch warm, aber sein Hirnschädel war gespalten.

Die Pfeifer lebte noch, aber man entdeckte sogleich viele Wunden an ihrem Kopfe. Sie war besinnungslos und völlig unvermögend, verständliche Antworten zu geben.

Auf einen Raubmord deuteten beim ersten Anblick zwei Commoden, von denen die eine im Wohnzimmer, die andere in dem daranstoßenden Schlafzimmer offen standen. Sie waren nach Angabe der Dienstleute sonst immer verschlossen.

Es geschah Alles, um ungesäumt den Thatbestand zu ermitteln. Der Kreisjustizrath und Stadtgerichtsdirector aus Braunsberg traf bereits gegen 1 Uhr Nachts ein und übernahm die vom Justitiar des Domcapitels begonnene Untersuchung, deren Fortsetzung ihm auch späterhin vom Oberlandesgerichte zu Königsberg übertragen wurde.

Die Section des Körpers, die am 7. Januar erfolgte, ergab, daß dem Bischof fünf, fast sämmtlich klaffende Wunden, während er noch lebte, mittelst eines schneidenden Instrumentes mit voller Kraft zugefügt worden, von denen die drei am Hirnschädel diesen tief durchdrangen. Vier von diesen wurden in dem Befunde „für unbedingt und unter allen Umständen in dem Alter des Verwundeten für sich allein den Tod zur Folge haben müssend" erachtet, sowie, daß sie die unzweifelhafte Ursache des Todes gewesen. Bei der übrigen Leichenschau ergab sich, daß der Bischof, bei der völlig gesunden Beschaffenheit aller Eingeweide, wahrscheinlich noch auf eine recht lange Lebensdauer rechnen können. Auf eine genauere Mittheilung des Befundberichts kommt in diesem Falle und am wenigsten zu unserm Zwecke es nicht an.

Aller ärztlichen Anstrengungen ungeachtet mußte man auch bald die Hoffnung aufgeben, das Leben der Wirthschafterin zu erhalten. Sie erwachte nicht einmal zum gehörigen Bewußtsein, und aus ihren unarticulirten Worten, im Wundfieber ausgestoßen, konnte man wenig oder gar keine Auskunft über den Verbrecher gewinnen. Rosalie Pfeiffer starb am 8. Januar. Die Aerzte erklärten bei der Obduction, daß von den vielen Wunden, wie die des Bischofs mit einem scharfen, schneidenden Instrumente, und zwar am Scheitel, Kopf und rechten Arm zugefügt, zwei absolut letal gewesen und den Tod zur Folge gehabt hätten.

Aber ehe die Wirthschafterin gestorben, ehe der Bischof secirt war, ja noch ehe der Kreisjustizrath aus Braunsberg eingetroffen, war durch ganz Frauenburg, sobald nur die Schreckensnachricht sich in der Stadt verbreitet, der Glaube allgemein: das hat der Rudolf Kühnapfel gethan.

Rudolf war der Sohn eines Schneidermeisters im Orte, seine beiden Aeltern lebten noch daselbst und trieben ihr Handwerk in Ehren. Auch er war Schneider und arbeitete bald bei seinen Aeltern, bald bei andern Meistern. Aber er war ein unzufriedener, wilder, finsterer Mensch, dem man viel zutraute, ohne gerade sehr viel Böses von ihm zu wissen; denn die Vergehen, wegen deren er gestraft worden, verriethen zwar einen halsstarrigen, entschlossenen Charakter, der aus dem gewöhnlichen Geleise abgeht und zu Gewagtem sich hinneigt, aber Indicien, daß er zum Raubmörder werden können, waren nicht da. Er war nicht lüderlich, kein Säufer, kein Dieb, auch

eigentlich kein Herumtreiber. Er arbeitete auch und verdiente sein Brot, nur mit verbissenem Groll, daß er arbeiten und sein Brot mit der Nadel verdienen mußte. Er hielt sich zu Besserem für berufen.

Irgend einen andern Raubmord, der an einem Kaufmann, Gutsbesitzer begangen worden, würde man ihm nicht beigemessen haben. Aber den Bischof konnte nur er ermordet haben; denn er haßte die katholischen Geistlichen, er nannte sie Faullenzer, Tagediebe, ihren Reichthum, ihren Besitz unrechtmäßig erworbenes Gut. Von dieser frechen ketzerischen Gesinnung hatte er gegen Niemand ein Hehl gemacht. Ja er hatte früher Droh- und Brandbriefe an den Bischof geschrieben. Also in dem ganzen frommen, streng katholischen Frauenburg war oder galt er für den einzigen radicalen Opponenten und für einen so verwegenen Menschen, daß man gegen ihn der That sich versehen können.

Aber die Umstände schienen wenig für den allgemeinen Verdacht zu sprechen. Der Mord konnte nur in den Abendstunden zwischen 6 und 7 Uhr begangen sein, und schon vor 7 Uhr saß Rudolf Kühnapfel, wie er gewohnt war, in der Schenke eines Gastwirths im Städtchen, trank ein Glas Bier und spielte deutsch Solo. Seine Mitspieler und alle übrigen Anwesenden, später darüber vernommen, erklärten, daß sie nicht im Geringsten etwas Auffallendes an ihm bemerkt.

Um 8 Uhr war die Nachricht ins Wirthshaus gekommen, daß der Bischof ermordet worden. Die Aufregung und Bestürzung war sehr groß. Auch Kühnapfel schien, wie die Andern, betroffen. Die Wirthstochter will gehört haben, daß er dabei äußerte: Ja, mir zittern auch die Beine.

Mehre von den Gästen gingen fort, die Solospieler

aber blieben, und unter ihnen Rudolf. Das Spiel ward indeſſen oft, wie ſich denken läßt, unterbrochen durch Bemerkungen, Erinnerungen und Geſpräche der Anweſenden, und Kühnapfel erzählte ſelbſt die Geſchichte einer Mordthat, von der er früher geleſen und die vermuthlich mit der gegenwärtigen einige Aehnlichkeit haben ſollte. Erſt um 11 Uhr ging er nach Haus.

Indeſſen war die Stimme ſo allgemein, in der Curie wie in der Stadt, die ihn verdächtigte, daß man ihn noch vor Mitternacht aus ſeiner Wohnung abholen und aufs Rathhaus bringen ließ. Seine Antworten waren ruhig und gemeſſen, er ließ keine Art von Verwirrung oder Beſtürzung blicken, und da man auch, bei der genaueſten Beſichtigung, keine Blutflecken an ſeiner Kleidung wahrnahm, mußte man ihn, in Ermangelung aller und jeder beſtimmten Verdachtsgründe, wieder entlaſſen.

Die Nachricht von dem entſetzlichen Ereigniß war bald weit umher im Lande verbreitet, und bei der politiſch-religiöſen Aufregung der Zeit fehlte es nicht an Vermuthungen, daß der Mordthat auch ein ſolches Motiv zum Grunde liege. Zwei polniſche Edelleute ſollten an dem Tage durch Frauenburg oder in der Nähe gereiſt ſein und verdächtige Aeußerungen ausgeſtoßen haben. Der Biſchof von Ermeland hatte in dem großen Drama eine andere, der Regierung freundlichere Rolle geſpielt, als der Erzbiſchof Dunin. Dieſen erhob die Stimmung im Großherzogthum zu einem Märtyrer. Möglich war es, daß die Hände von Fanatikern in dem unſchuldigen Blute des Greiſes die vermeintliche Unbill des Märtyrers abwaſchen wollen. Meinungen der Art drangen auch nach

Berlin, obwol sie schwerlich hier Glauben fanden. Indessen war die That an und für sich so bedeutend, so unheilvoll in die religiösen Streitigkeiten hineinspielend, daß der Regierung sehr viel daran gelegen sein mußte, den wahren Zusammenhang und den Thäter zu ermitteln. Um deswillen wurde der berühmte Polizeimann, dem schon so viele Entdeckungen gelungen waren, der damalige Polizeirath Duncker, eilends zu weitern Ermittelungen nach Frauenburg geschickt.

Aber noch ehe die erste Nachricht Berlin erreicht hatte, war aufs Neue der Verdacht gegen Rudolf Kühnapfel geleitet worden. Bei genauer Besichtigung des bischöflichen Wohnzimmers fand man am Morgen des folgenden Tages (4. Januar) auf dem Fußboden eine von grober Leinwand gefertigte Gesichtslarve, mit einem angenähten, gleich einem Barte herabhängenden Stücke braunen Futterkattuns. Stoff und Arbeit schien eine Schneiderwerkstatt zu verrathen. Man hielt noch am selben Vormittage Haussuchung im Kühnapfel'schen Hause und fand dort — ganz ähnlichen Kattun und — ein Beil, welches zwar frisch abgewaschen war, aber doch noch Blutspuren an sich trug.

Rudolf Kühnapfel, seine Aeltern und seine 18jährige Schwester wurden darauf verhaftet.

Man untersuchte das Haus in allen Winkeln; erst aber am 6. Januar machte man eine wichtige Entdeckung. In Rudolf's Schlafkammer, aus einer versteckten Oeffnung der äußern Fachwerkswand zog man eine goldene Uhr. In einem Loche der Mauer, die mit Holz verschlagen war, was zu der nach dem Dachboden führenden Treppe gehörte, fand man eine goldene Dose, eine Rolle von 55 Thalerstücken, eine grünseidene Börse mit 6 Gold- und 3 russischen Silbermünzen und einigem preußischen

Silbergelde. Die Uhr, die Geldbörse und die Dose wurden als das Eigenthum des ermordeten Bischofs erkannt.

Rudolf Kühnapfel leugnete hartnäckig; die Aeltern, die Schwester wollten von nichts wissen. Man führte ihn vor die beiden Leichen, auch da blieb er unerschütterlich. Am 9. Januar wurde er zuerst gerichtlich vernommen; aber umsonst versuchte der Inquirent alle Ueberredungskraft, auf Indicien deutend, welche einem Beweise so nahe waren. Einmal schien es, als ob die Vorstellungen einen heftigen Eindruck auf ihn machten, sichtlich kämpfte er mit sich, ward aber wieder ruhig, und endete mit der Erklärung, daß er von nichts wisse.

Abends am 9. Januar war Duncker in Frauenburg eingetroffen. Er begab sich am nächsten Morgen in das Gefängniß und ließ sich 6 Stunden mit dem Inquisiten einsperren. Der eigenthümlichen moralischen Ueberredungskraft dieses Beamten, welcher die kleinen Künste verschmäht, wodurch wol andere Polizeimänner und Criminalisten hartnäckige Verbrecher überraschen, gelang es endlich, wie er sich in seinem besonders abgestatteten Bericht ausdrückt, „sein Felsenherz siegreich zu bekämpfen".

Rudolf legte vor dem Polizeirathe ein vollständiges, umständliches Bekenntniß ab. Er hatte den Bischof ermordet, er allein; Vater, Mutter und Schwester waren unschuldig und wußten nichts um das Verbrechen, worauf denn ihre Entlassung auch sofort erfolgte. Dies nur polizeilich abgelegte Bekenntniß wurde von ihm noch am selben Tage vor dem ordnungsmäßig besetzten Gerichte wiederholt. Er wiederholte es noch mehre Mal freiwillig, ohne, nach Art gemeiner Verbrecher, später etwas zurückzunehmen oder zu widerrufen. Er war ein Charakter, der diese kleinen Künste verschmähte. Doch be-

merken wir beiläufig, daß die Ueberredungskunst, welche Duncker bei den Verbrechern anwendet, in der Regel von so moralischer Nachwirkung ist, daß sie selten oder nie vor dem Richter Das ableugnen, was sie ihm eingestanden haben.

Rudolf Kühnapfel war 1814 in Frauenburg geboren, also 27 Jahre alt, als er den Mord beging. Katholischer Confession, wie seine Aeltern, besuchte er bis zum 12. Jahre die katholische Pfarrschule und ward im Lesen, Schreiben, Rechnen und Geographie unterrichtet. Nachdem er im 13. Jahre confirmirt worden, lernte er bei seinem Vater das Schneiderhandwerk. Nur mit Widerwillen, wie er sagt, und man, nach dem Folgenden, ihm glauben darf. Der Vater, gegen dessen Wandel sonst aus den Acten nichts Schlimmes hervorgeht, war sehr streng gegen ihn, Rudolf sagt, hart und ungerecht. Der Sohn lernte ihn schon früh hassen.

Im Jahre 1830 hielt er es nicht mehr aus. Um der weichlichen, sitzenden Lebensweise, die seinem Körper und Geist gleich wenig entsprach, zu entgehen, ließ er sich von seinem Vater bei einem Schmiedemeister in Braunsberg in die Lehre geben, ging aber schon nach wenig Tagen fort, angeblich, weil sein Meister zu wenig Beschäftigung für ihn hatte. Bei einem zweiten Schmied blieb er auch nur 7 Wochen, weil ihm die Kost zu schlecht war und er sich mit dem zweiten Lehrburschen nicht vertragen konnte.

Er versuchte es nun bei einem Müller. Drei Wochen hielt er es bei demselben in Heiligenbeil aus, aber nicht länger. Ein Schlag, den ihm dieser gegeben, weil er etwas nicht richtig ausgeführt, erzürnte ihn so mit dem Müller und dem neuen Gewerke, daß er jenen auf der Stelle verließ und — wieder die Nadel bei seinem Vater ergriff.

Obgleich der Vater ihn 1831 zum Gesellen erklärte, befriedigte dies seinen Ehrgeiz doch nicht, noch versöhnte es ihn mit seinem Handwerk. Die Streitigkeiten zwischen Vater und Sohn fingen von neuem an. Der strenge Mann wollte ihn häufig schlagen, der Sohn aber widersetzte sich und wehrte mit Erfolg die Züchtigung ab. In Folge dieser immer wiederholten häuslichen Kämpfe entwickelte sich in Rudolf eine Reizbarkeit, die auf seinen sonst gesunden Körper zurückwirkte. Es heißt, daß im Jahre 1832 sich bei ihm ein mit Symptomen einer Geistesverwirrung und Tobsucht verbundener, krankhafter Zustand zeigte. Der Arzt behandelte ihn als eine Gehirnentzündung. Rudolf wurde wegen dieser Tobsucht Wochen lang festgehalten. Ja man gebrauchte sogar eine Zwangsjacke. — Welche Auffoderung für seinen Defensor, seine That, 10 Jahre später, für einen neuen Ausbruch dieser Tobsucht zu erklären. Aber Rudolf schnitt ihm diesen Defensionalgrund von vornherein ab, indem er in seinen Verhören mit Stolz behauptete, daß er damals wie jetzt bei vollem Bewußtsein gewesen sei.

Er ward wieder ruhiger, schneiderte wieder und trat 1833, zum Militair ausgehoben, seinen dreijährigen Dienst an. Während dieser Zeit gab er zu keiner Klage Anlaß! Später trat er seine Wanderschaft an und kam über Berlin bis Halle. Erst im März 1836 kehrte er nach Frauenburg zurück und wohnte zwar bei seinen Aeltern, doch aber scheint eine Emancipation von denselben eingetreten zu sein; denn er arbeitete nur zum Theil bei ihnen, mehrentheils aber bei andern Meistern, wie dies auch in den letzten Tagen vor seiner Verhaftung der Fall war.

Rudolf Kühnapfel war kein gewöhnlicher Mensch und kein gemeiner Verbrecher, den nur Noth und Eigennutz

auf der Verbrecherbahn fortrissen. Seine Laufbahn ist vielmehr eine ganz eigenthümliche, und nur ein so selbständiger Charakter, wie er, konnte, so rasch und so mit Bewußtsein handelnd, zu der letzten, äußersten That fortgerissen werden. Diese Charaktereigenthümlichkeit hat sich aufs deutlichste in seinen spätern Bekenntnissen ausgesprochen, und mehr um deswillen, als um des thatsächlichen Interesses willen, nahmen wir diesen Fall in unserm Pitaval auf. Aber es ist zu bedauern, daß uns die veröffentlichten und wahrscheinlich auch die geschriebenen Actenstücke nicht mehr von seiner Jugendgeschichte mittheilen. Zur criminalistischen Beurtheilung des Falles ist freilich genug geschehen, nicht aber zur psychologischen. Ein solcher Kernmensch in seiner Entschlossenheit zum Bösen, weil er sich dazu, nach seinen Vorstellungen von Naturrecht, für berechtigt hielt, konnte nicht ganz von selbst das werden. Er war kein Verführter, aber Beispiele oder Lectüre mußten ihn gebildet haben, oder wäre seine Ansicht von den Verhältnissen nur aus Trotz und Opposition gegen den Bigottismus seiner Landsleute hervorgegangen? Ohne hinzutretende Potenzen ist das kaum anzunehmen. Aber von dieser seiner innern Entwickelungsgeschichte, in der Reibung mit der Außenwelt, wissen wir nichts; nicht ob das Soldatenleben, oder die Wanderschaft, oder wo die Schenke und der Spieltisch seine hohe Schule wurden, nur Das glauben wir annehmen zu dürfen, daß der Schneidertisch seines Vaters und die Zwistigkeiten dort zwischen Vater und Sohn es nicht allein waren, welche den denkenden Mörder Rudolf Kühnapfel zeitigten.

Was von seinen früheren verbrecherischen Handlungen bekannt geworden, beschränkt sich auf Folgendes. Bereits im April 1835 warf er, wie er erst bei dieser Untersuchung

eingestanden, ein Schreiben vor die Pfarrkirche zu Frauenburg, worin er mit Brandstiftung drohte, wenn nicht der sogenannte Capitelsgarten einem benannten Mühlenbesitzer abgetreten werde. Ob er es aus Freundschaft für den Müller, aus Haß gegen die Geistlichkeit that, ob er auch für sich gewinnsüchtige Absichten dabei hatte, wird nicht gesagt. Aber 1836 und Anfangs 1837 wurden neue Droh- und Brandbriefe in Frauenburg aufgefangen. In einem wurden von einem damaligen Domherrn 87 Thlr., in einem zweiten 137 Thlr., von einem Rathmann wieder 87 Thlr. gefodert. Die Drohung lautete: „Wenn diese Zahlung nicht geschieht, lasse ich das Rothe hausen, und koste es gleich mein Leben auf dem Rabensteine." Die Handschrift hatte Aehnlichkeit mit der Rudolf Kühnapfel's. Er leugnete, ward aber zur Untersuchung gezogen.

Während dieser Untersuchung erschienen wieder neue, ganz ähnliche Drohbriefe. Einer derselben war an den Magistrat gerichtet; er enthielt aber auch grobe Schmähungen gegen die Domherren und foderte: allgemeine Vertheilung ihres Landbesitzes unter die Bürger. Geschähe das nicht, so, fügte er die Drohung hinzu: „will ich das ganze Pfaffengut zerstören; ich sterbe dann gewiß einen schwereren Tod als Simson." In zwei andern Briefen wurden von einigen Einwohnern 52 Thlr., von den Domherren aber, vielleicht als Abfindungssumme statt der Ländertheilung, 700 Stück Friedrichsd'or verlangt.

Rudolf leugnete auch hier die Thäterschaft beharrlich. Dennoch wurde er durch das Erkenntniß erster Instanz außerordentlich zu sechsmonatlicher Festungsstrafe verurtheilt. In der Appellationsinstanz sprach ihn indessen das Tribunal zu Königsberg 1838 von der erhobenen Anschuldigung vorläufig frei.

Aber er ward von jetzt an genauer beobachtet, als ein Mann, zu dem man sich böser Dinge versehen könnte; denn in diesem Lichte erschienen seine Ansichten vor dem Publicum in Frauenburg. Der neue Gracchus scheint dort mit seinen Agralgesetzen keinen Anklang gefunden zu haben. Er blieb allein stehen, verdächtigt, mistrauisch beobachtet, und dies konnte ihn nicht versöhnen mit den bürgerlichen Verhältnissen.

Er merkte es, daß man ihm nachschlich, wenn er am späten Abend auf der Straße sich zeigte. Er war nicht der Mann, der eine solche Behandlung ruhig duldete. Ein Mal gerieth er mit dem Stadtkämmerer, ein anderes Mal mit einem Bezirksvorsteher und der ihn begleitenden Wachtmannschaft in Händel. Er ward arretirt und in zwei Untersuchungen verwickelt. Von der Anschuldigung wörtlicher und thätlicher Beleidigung des Stadtkämmerers ward er, in Ermangelung der Beweise, vorläufig freigesprochen. Wegen wörtlicher Beleidigung der andern genannten Beamten büßte er aber mit einer ordentlichen Strafe von drei Wochen Gefängniß.

Die Strafe und die Schmach drückten ihn nicht nieder. Er fühlte ein Recht in sich, über dessen Titel der Schneidersohn in Frauenburg freilich nicht im Klaren war. Ebenso wenig war er darüber im Klaren, was er wollte. Von der Gemeinde ward er nicht unterstützt in seinen dunkeln Bestrebungen, daß es besser werde, als es war, daß der todte Besitz in die Hände der gewerbtreibenden, thätigen Bürger übergehen müsse. Aber etwas mußte und sollte besser werden, so dann wenigstens sein eigener Zustand.

Noch schauderte er vielleicht vor dem Verbrechen zurück, er wollte auf gesetzlichem Wege zu Etwas kommen. Zu Speculationen scheint sein Geist keine besondere Rich-

tung gehabt zu haben; er liebte kurze, kräftige Anstrengungen. Der neue König hatte Güte und Gerechtigkeit allen Ständen versprochen. Er, für seinen Theil, wandte sich an Friedrich Wilhelm IV., als derselbe 1840 durch Frauenburg reiste, mit einem Bittschreiben, worin er, es heißt „in sehr unziemlichen Ausdrücken," seine Ansichten über die katholische Geistlichkeit seiner Vaterstadt entwickelte und sogar seine Drohbriefe gegen dieselben einräumte; doch bekannte er, daß es „ein elendes Mittel" und daß er beim Schreiben der Briefe nur auf Geld für sich bedacht gewesen wäre.

Der König theilte nicht die agrarischen Grundsätze Rudolf's. Er ward durch einen allerhöchsten Bescheid vom 6. September an die Behörden verwiesen. Rudolf ließ sich dadurch nicht abschrecken. Am 10. September kam er aufs Neue mit einem Immediatgesuch beim Könige um eine Unterstützung von 100 Thalern ein. Es wäre sehr interessant, die Gründe zu kennen, womit er diese Bitte unterstützte; wir erfahren nur, daß er in der Supplik der höchsten Person vertraute, „ich stehe zwar nicht in ganz dürftigen, aber doch in gehaltenen Umständen." Der Magistrat von Frauenburg, an welchen das Gesuch remittirt wurde, eröffnete ihm, daß bei seiner Erwerbsfähigkeit kein Grund vorhanden sei, ihm eine Unterstützung zu bewilligen.

Nun hatte er doch alle erlaubten Wege eingeschlagen, damit es besser werde, aber vergebens. Seine Mitbürger und sein König hatten seinen Drang, seinen Willen und seine Wünsche nicht anerkannt; also mußte er sich selbst helfen. Er sagt darüber in einem Protokoll:

„Als ich diesen Bescheid erhielt, dachte ich darüber nach, wie ich am besten meine Erwerbsfähigkeit bethätigen könne. Da kam mir der Gedanke ein, mir vom Bischofe

eine erkleckliche Summe zu holen und zwar, da ich wußte, daß er in Güte mir nichts geben würde, ihn durch drohende Gewalt dazu zu nöthigen. Es fiel mir gar nicht ein, daß es etwas Unrechtes sei, da er so viele Tausende besitzt, und zwar auch mit Unrecht."

Befragt, warum er das für nichts Unrechtes halte, antwortete er: „Alle Priester besitzen ihre Reichthümer mit Unrecht; darum hielt ich mich auch für ganz berechtigt, dem Bischofe von seinen so viel zu nehmen, als ich selbst bedurfte."

Ob er auch über seine Ansicht, warum die Priester ihre Reichthümer mit Unrecht besäßen? befragt worden, und welche Auskunft er gegeben, ist uns nicht mitgetheilt. Dagegen behauptete er, er habe nicht allein gegen die katholische Geistlichkeit im Allgemeinen, sondern auch gegen den Bischof von Hatten speciell und auch gegen seine Wirthschafterin, die Pfeiffer, einen großen Haß gehegt. Weshalb? wird ebenso wenig angegeben. Doch wird die Vermuthung aufgestellt, daß er diesen Haß besonders in den Vorgrund gestellt habe, um der damit verbundenen räuberischen Absicht einen bessern Mantel überzuhängen. In einem andern, frühern, Protokoll sagte er:

„Schon vor etwa zwei Monaten entstand in mir der Gedanke, zu dem alten Bischofe einmal hinzugehen und ihn zu berauben. Doch hatte ich damals noch nicht gleich an einen Mord gedacht. Mit jenem Gedanken trug ich mich fortwährend, bis etwa drei Wochen vor Weihnachten, wo auch der Gedanke in mir entstand, wenn es nöthig sein sollte, bei dem Raube den mir etwa im Wege stehenden Menschen zu tödten."

Auch diese Aeußerungen werden nicht gerade die eigensten Worte und Ausdrücke Rudolf's gewesen sein, sondern sind durch die Vermittelung des Inquirenten in dessen

Schriftsprache übersetzt. Ebenso verhält es sich mit dem eigentlichen ausführlichen Bekenntniß über die That selbst, welches er beim Verhöre am 16. Januar abgab. Die Erzählung ist indessen so wichtig, und es blitzt so viel, nicht allein von der eigenen Denkungsweise, sondern auch von der Sprache des Verbrechers daraus hervor, daß wir nichts Besseres thun können, als den wörtlichen Inhalt des Protokolls hier mittheilen.

„Ein Paar Wochen vor der That dachte ich näher der Sache nach, und entschloß mich, wenn ich bei der That ertappt würde, Alles niederzumachen, was sich mir widersetzen sollte. Noch war ich zweifelhaft, ob ich die That ausführen solle oder nicht, da erhob ich meine Seele zu Gott und bat ihn, mir ein Zeichen zu geben, ob ich es thun solle oder nicht, sowie ich es in der Bibel gelesen hatte, daß so Mancher den lieben Gott gebeten hat, ihm ein solches Zeichen zu geben. Als ein billigendes Zeichen wollte ich es annehmen, wenn ich im Kartenspiel gewönne, als ein misbilligendes, wenn ich verlöre. Ich spielte am ersten, zweiten und dritten Weihnachtsfeiertage und verlor an jedem Tage etwas. Da dachte ich, das Spiel selbst ist ein Teufelsspiel, und darin kann Gott mir kein Zeichen geben. Auch am Neujahrstage spielte ich Karten und verlor abermals. Ich nahm mir nun vor, Sonntag während der letzten Andachtstunden in die Kirche zu gehen und dort das Zeichen Gottes zu erwarten. Ich ging daher den 3. Januar um 4 Uhr in die Pfarrkirche und dachte: wenn ich die Kirche wieder verlasse und mir außer der Kirche zuerst ein Mann begegne, so sei dies ein Zeichen Gottes, daß ich die That ausführen, wenn mir aber ein Frauenzimmer begegne, daß ich die That unterlassen solle. Um 5 Uhr verließ ich die Kirche, und der Erste, der mir auf der Straße begegnete, war eine Manns-

person. Ich glaubte nun wirklich, dieses sei ein Zeichen Gottes und mein Entschluß stand nun fest.

„Schon Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr hatte ich mir zu Hause eine Larve von Leinwand mit einem Barte von Kattun gemacht, um solche vor das Gesicht zu nehmen und unerkannt zu bleiben. Nachdem ich die Larve gefertigt, hatte ich solche in meine Hosentasche gesteckt. Aus der Kirche ging ich zu meinem Meister W. und bat die Ehefrau desselben um 15 Sgr. auf mein Wochenlohn. Ich konnte nicht wissen, ob mir mein Vorhaben auch gelingen würde und auf diesen Fall wollte ich mich mit Gelde versehen, um an diesem Abend Solo zu spielen. Etwa um halb 6 Uhr ging ich nach Hause. Ich ging unruhig und abermals unentschlossen, ob ich die That ausführen solle oder nicht, in der Stube auf und ab. Es wurde zur letzten Andachtsstunde geklingelt und die Leute gingen zur Kirche. Ich trat ans Fenster und dachte nochmals: wenn zuerst eine Mannsperson vorbeigehen würde, dann wolle ich die That ausführen, käme aber zuerst ein Frauenzimmer, dann wolle ich sie unterlassen. Es kam eine Mannsperson, dann kamen zwei und hinter diesen noch eine Mannsperson. Nun war ich entschlossen; doch einige Augenblicke nachher stiegen mir wieder Zweifel auf, und ich beschloß endlich, indem ich nach dem Monde sah, wenn bis ein Viertel auf 7 Uhr der Mond mindestens drei Mal durch Wolken verdunkelt würde, die That auszuführen, gegentheils sie zu unterlassen. Ich beobachtete den Mond, es zogen Wolken über denselben, er wurde vier Mal verdunkelt, und noch hatte es nicht ein Viertel auf 7 Uhr geschlagen. Die Glocke schlug ein Viertel, und ich ging."

Dieses merkwürdige Gottesgericht rief er nur im letzten Augenblicke an. Bei den Vorbereitungen zur That hatte

er nichts von Zweifeln und innern Schauern bemerkt. Schon 14 Tage vorher hatte er sich nach einem Beile umgesehen, das er als Waffe mitnehmen wollte. Er wollte es schon früh bei Seite schaffen, damit, wenn es erst bei der That fehlte, kein Verdacht gegen ihn entspringen möchte. Aber es war verlegt. Er nahm diesen Umstand nicht als Warnung Gottes, von seinem Vorhaben abzulassen.

Am Neujahrstage vielmehr hatte er sich schon einen armdicken Stiel eines Holzschlägers verschafft. Am einen Ende kerbte er ihn rund ein und knüpfte darum einen Riemen so fest, mit auslaufender Schlinge, daß er diese um die Hand schlingen konnte; damit wollte er zum Bischof. Kaum war dies Mordwerkzeug fertig, so entdeckte er indessen wieder das Beil. Er band nun den Riemen vom Knittel los und spitzte ersteren am einen Ende so zu, daß er denselben durch das Loch am Stiel des Beiles ziehen könne. Zugleich steckte er am 3. Januar eine Tuchecke in die Tasche, um den Bischof und seine Haushälterin, wenn es Noth thäte, damit zusammen zu binden.

Erst um 6¼ Uhr verließ er die Wohnstube der Aeltern, holte aus dem Versteck das Beil hervor, zog den Riemen durch und verbarg es unter seinem Oberrocke. Er ging nun in einen Branntweinladen, trank aber, um sich zur That zu stärken, nur für 6 Pfennige Schnaps, und schlich dann auf Umwegen aus der Stadt auf den Domberg.

Auch auf diesem Wege handelte er mit dem vollen Vorbedachte eines umsichtigen, entschlossenen Mannes. Er untersuchte, ob die seitwärts gelegene Eingangspforte zum Domplatz noch offen sei. Wenn die That geschehen, wollte er das gestohlene Gut in einem der Gärten am Domberge verstecken. Dabei hätte er über die Zäune steigen müssen, und jetzt wollte er sich nur überzeugen,

ob er beim Uebersteigen auch nicht überrascht werden möchte. Die Pforte war verschlossen. Auch kam ein Mann mit einem Hühnerhunde den Domberg herauf; zugleich hörte er die Schellen eines Schlittens, der über den Berg fuhr. Schnell wandte er sich um, und that, als wenn er den Berg hinuntergehe. Als es wieder still wurde und er Niemand, so weit sein Auge reichte, wahrnahm, stieg er wieder hinauf und ging durch die offene Hofpforte auf den Hof der bischöflichen Curie. Wir lassen ihn jetzt wieder mit seinen eigenen Worten erzählen:

„Vor der Pforte setzte ich mir die Larve auf, machte das Beil los, nahm es in die Hand und schlang den Riemen um die Hand. Ich ging nun nach der Hausthür. Die Thür war verschlossen und ich schlug mit der Hand zwei bis drei Male stark auf den Drücker. In dem Augenblicke hörte ich ein Geklingel und ich glaubte, es klingle im Hause. Ich trat rasch vor die Thür und überzeugte mich, daß ein Schlitten vorbeifuhr, auf dem Kinder sich befinden mußten, denn ich hörte ein Kinderjauchzen. Als der Schlitten vorbei war, klopfte ich nochmals auf den Drücker der Thür, und als noch immer Niemand kam, ging ich wieder bis an die Ecke des Hauses, um zu sehen, ob nicht etwa durch die Vorderhausthür ein vielleicht noch zurückgebliebener Bedienter käme und mich überfalle. Ich nahm freilich an, daß der Bischof immer in der letzten Stunde der 40stündigen Andacht seine sämmtlichen Dienstboten in die Kirche schicke, und die Voraussetzung machte mich so dreist. Als ich nun an der Ecke des Hauses stand und mich überzeugte, daß auch von der Vorderseite Alles still war, kam mir auf einmal der Gedanke ein, mich rasch davon zu machen und den ganzen Plan aufzugeben. Dieser Gedanke haftete jedoch nur einen Augenblick bei mir, und ich kam auf meinen

frühern Entschluß wieder zurück. Ich klopfte ziemlich stark und heftig an das Fenster der Gesindestube und nun hörte ich schlarrende Tritte. Die Hausthür wurde von innen geöffnet und ich trat rasch hinein. Es war dunkel, und ich konnte die Person, welche vor mir stand, nicht deutlich erkennen, doch konnte ich annehmen, daß es keine andere sei, als die alte Haushälterin. Ich fragte sie, ob die Excellenz zu Hause sei? und sie antwortete: ja! Ich sagte nun zu ihr: „Das Geld her, oder es ist Ihr Tod!" Sie erwiderte darauf: „Ja, erst Geld haben!" Ich sagte nun: „Von Haben ist hier nicht die Rede, nur nicht lange gefackelt (gezögert)!" Sie erwiderte darauf: „Das Geld ist alles oben." Mit diesen Worten zog sie sich zurück in die Gesindestube. Ich aber folgte ihr rasch nach und ergriff sie mit der linken Hand an der Schulter, mit den Worten: „Fackele Sie nicht lange, sondern schaffe Sie Geld!" Sie erklärte nochmals, daß das Geld alles oben sei, worauf ich ihr sagte: „Nun, dann komme Sie herauf.""

„Sie ging ohne Weiteres nach der Treppe und diese hinauf. Schon unten ließ ich ihre Schulter los und faßte sie hinten am Rocke, indem ich ihr nachging. Oben im Hauptgeschoß angekommen, gingen wir durch das Vorzimmer in das Wohnzimmer, und von da bis in die Thür, welche zum Schlafzimmer führt. In dem Schlafzimmer sah ich den Bischof an dem Tische sitzen, er las bei einer Lampe in einem Buche. Die Rosalie Pfeiffer sagte: „Excellenz, hier ist Jemand, der Geld verlangt." Ich schob nun die Pfeiffer von der Thür bis zum Tische, folgte ihr und sagte zum Bischof: „Ja, ja, so ists wirklich, ich verlange Geld." Als ich dieses gesagt hatte, zog sich die Pfeiffer, indem ich sie losließ, rasch durch die Thür in das Wohnzimmer zurück und eilte nach der

Thür, die das Wohn- mit dem Vorderzimmer verbindet. Ich verfolgte sie, stieß sie mit der linken Hand von der Thür zurück, und versetzte ihr mit dem Beile einen scharfen Hieb auf den Kopf. Sie fiel sogleich zu Boden, und ich hielt sie zwar nicht für todt, jedoch für betäubt und unschädlich. Ich hatte auch gerade nicht die Absicht, sie zu tödten, und deshalb hieb ich auch nicht von oben gerade herunter, sondern von der Seite.

„Ich ging nun wieder rasch in das Schlafzimmer des Bischofs. So eben stand er von seinem Stuhle auf. Er sagte zu mir, als ich ihn an dem Kragen seines Schlafpelzes faßte, mit zitternder Stimme: „Mensch, was bewegt Euch zu einer solchen That? Von wo sind Sie?" Ich sagte darauf: „Das geht Sie nichts an; ich verlange nur Geld." Darauf trat er an seinen Secretair, nahm aus einer Schublade etwas Geld und gab mir solches. Es schienen mir zwei Thalerstücke und ein Guldenstück zu sein. Ich steckte das erhaltene Geld in die Brusttasche meines Rockes und sagte zu ihm: „Das ist noch nichts;" er erwiderte darauf: „Ich werde Ihnen mehr geben," und gab mir darauf Geld in Papier gewickelt. Auch dieses steckte ich in dieselbe Tasche und sagte: „Auch Goldgeld müssen Sie mir geben." Der Bischof nahm hierauf einen grünseidenen Beutel, reichte mir solchen und sagte: „Da ist auch etwas Gold darin." Auch diesen Beutel steckte ich in dieselbe Tasche und sagte: „Auch die silberne Dose und die Uhr will ich haben." Der Bischof nahm nun eine goldene Dose und eine goldene Uhr aus dem Secretair und reichte mir Beides mit den Worten: „Hier ist eine goldene Dose und eine goldene Uhr." Auch diese Gegenstände steckte ich in dieselbe Tasche und sagte: „Ich muß noch mehr Geld haben." Hierauf sagte der

Bischof: „Eine Rolle mit 50 Thalern kann ich Ihnen noch geben;" ging an eine Commode, zog eine Schublade auf, und gab mir eine Rolle mit Thalerstücken. Ich steckte diese Rolle in meine hintere Rocktasche und sagte: „Nun seien Sie so gut und leuchten Sie mir herunter." Der Bischof nahm einen Wachsstock.

„Während der Bischof den Wachsstock anzündete, sah ich durch die Thür, daß die Pfeiffer, welche ich niedergeschlagen hatte, jetzt wieder mitten im Wohnzimmer aufrecht stand. Ich ging in das Wohnzimmer und hörte, daß sie etwas sprach, ich glaube die Worte: „Excellenz, kommen Sie doch!" Die Larve hatte sich so verschoben, daß sie mich am Sehen hinderte. Ich faßte daher mit der rechten Hand, in der ich das Beil hielt, an meine Mütze, hob diese ein wenig auf, riß mir mit der linken Hand die Larve ab und warf solche zu Boden.

„Ich trat nun rasch auf die Pfeiffer zu und versetzte ihr zwei Hiebe mit dem scharfen Beile auf den Kopf. Sie stürzte davon nieder. Ich ließ sie liegen und ging wieder in das Schlafzimmer, woselbst ich den Bischof mit dem Anzünden des Wachsstockes beschäftigt fand. Ich sagte zu ihm: „Geben Sie her, ich werde anstecken;" doch in diesem Augenblicke brannte der Wachsstock schon und der Bischof sagte zu mir: „Was haben Sie doch in jener Stube wieder gethan? Thun Sie doch meiner Rosalie nichts mehr!" worauf ich erwiderte: „Nein, nein." Während wir nach der Thür gingen, faßte der Bischof mich beim Unterarm und sagte, fortfahrend in seiner frühern Bitte: „Sie hat mir 41 Jahre treu gedient." Darauf erwiderte ich: „Das bleibt sich gleich, das geht mich nichts an." Während dieses Gespräches waren wir Beide in das Wohnzimmer getreten, und ich hörte nun die Pfeiffer

noch schnarchen. Ich trat an sie heran und versetzte ihr, sowie sie dalag, noch zwei oder drei Hiebe mit dem Beile auf den Kopf.

„Als ich der Pfeiffer die letzten Hiebe gegeben hatte sagte der Bischof: „Sie haben ja doch nicht Wort gehalten, Sie haben mir doch versprochen, ihr nichts zu thun;" und während dieser Worte fiel ihm der Wachsstock aus der Hand, wahrscheinlich vor Schreck. In diesem Augenblicke fiel es mir auf, daß der Bischof mich früher drei Mal gefragt hatte: „aber sagen Sie mir doch, von wo sind Sie?" ein Mal sogleich im Anfange, dann wieder, als ich noch mehr Geld verlangte, und endlich, als er mir die Rolle mit 50 Thalern gegeben hatte. Ich glaubte jetzt, daß er mich erkannt haben möge. Als der Wachsstock zu Boden fiel und auslöschte, bückte sich der Bischof, um den Wachsstock aufzuheben, und gleichzeitig bückte auch ich mich nach dem Wachsstocke. Der Bischof richtete sich wieder auf, auch ich stand wieder aufrecht, sah mich nach der Lampe in dem Schlafzimmer um, und dachte daran, den Wachsstock wieder anzuzünden. Doch in diesem Augenblicke überfiel mich eine Wuth, und ich hieb mit meinem Beile einen scharfen Hieb von der Seite in den Hinterkopf des Bischofs, welcher Hieb wohl getroffen haben mußte, denn es krachte so, als wenn man einen alten Topf zerschlägt. Der Bischof stürzte mit dem Ausrufe: „o Gott!" vornüber zu Boden, mit dem Gesicht gegen die Erde. Ich versetzte ihm noch einen Hieb in den Kopf und dieser traf auch seinen Schlafpelz."

So waren die letzten Augenblicke Stanislaus' von Hatten, des 76jährigen Bischofs von Ermeland. Wir haben keinen andern Zeugen darüber als seinen Mörder. An der Wahrhaftigkeit und Genauigkeit seiner Aussage ist nicht zu zweifeln; sie trägt in sich selbst den Stempel

der Echtheit. Nur in einzelnen Punkten änderte oder vervollständigte er sie in einem freiwilligen Geständnisse, welches er, nach der Verurtheilung, zur Beruhigung seines Gewissens abzulegen sich gedrungen fühlte und das wir später mittheilen werden. Es betraf nur die Motive seiner That und seinen eigenen Seelenzustand bei derselben.

Rudolf führte noch einen dritten Hieb auf den Liegenden, auch räumte er nachmals ein, daß wol sämmtliche fünf am Kopfe vorgefundenen Hiebwunden von ihm herrührten, obwol er sich der letzten Umstände nicht recht entsinnen wollte. Nach der That ging er aus dem Hause auf den Hof, wusch sein blutiges Beil in dem Schnee, steckte es unter den Rock und eilte dann auf einem andern Wege nach der Stadt zurück. Den Riemen warf er unterwegs über einen Gartenzaun.

Im älterlichen Hause angelangt, stellte er das Beil an den Ort, wo er es gefunden, verbarg die Uhr im Stalle und packte die übrigen Sachen in ein Tuch, das er in die Mauerritze klemmte. Niemand bemerkte etwas davon. Mutter und Schwester waren ausgegangen, der Vater lag auf seinem Bette.

Nun ging er in die Schenkstube, wo wir ihn schon früher sahen. Wenn er wirklich dort schon vor 7 Uhr angelangt ist, so muß man die Schnelligkeit und Fertigkeit bewundern, mit welcher er Verkleidung, Mord, Raub, Reinigung und das Verstecken der Sachen ins Werk gesetzt, da er erst nach 6¼ Uhr das älterliche Haus verlassen haben will!

Daß er in der Schenke, als die Mordnachricht ankam, geäußert haben soll: „ja, mir zittern auch die Beine," bestritt er. „Auch ich erschrak," sagte er, „doch eben nicht sehr; denn es fiel mir nicht ein, daß man mich für den Mörder halten würde."

Ob bei der That kein Blut auf ihn gespritzt war, oder ob er seine Kleider so geschickt gereinigt hatte, daß man bei seiner ersten Verhaftung auf dem Rathhause keine Spuren davon entdeckte, erhellt nicht. Entlassen und in seine Wohnung zurückgekehrt, schlief er jedoch erst gegen 2 Uhr ein. Er sagt: „Reue über meine That beunruhigte mich nicht, sondern nur die Furcht vor der Entdeckung." Am andern Morgen ging er, als wäre nichts vorgefallen, zu seinem Meister auf die Arbeit und wurde erst bei seiner Rückkehr, um 10 Uhr Morgens, gefangen genommen.

Bei seinem Bekenntniß blieb er während der ganzen Untersuchung. Fortwährend behauptete er, daß er die That niemals bereut habe und auch jetzt nicht bereue, und suchte, wie es heißt, „dieselbe sogar mit Sophismen zu rechtfertigen".

Für den erkennenden Richter blieben wenig Zweifelsfragen. Zwar war nur ein directer Zeuge da, sein eigenes Geständniß, aber es war entschieden und bestimmt abgegeben; es konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß er es aus voller Ueberzeugung abgelegt, und es stimmte aufs genaueste mit allen sonst ermittelten Umständen — sogar der Riemen, den er über den Gartenzaun geworfen, fand sich daselbst vor — so daß der Thatbestand mit der Thäterschaft vollständig ermittelt war. Desto schwieriger war die Aufgabe für Kühnapfel's Defensor, welcher, seiner traurigen Pflicht zu genügen, den Raub nur als einen Diebstahl darzustellen versuchte, indem der Thäter vom Bischofe das Geld, ohne Anwendung von Drohungen, erhalten, und den Mord als einen bloßen Todtschlag, in-

dem er den Bischof, ohne Ueberlegung, nur in einem Zustande von Wuth getödtet habe. Auch daß er, von einem strengen Vater seinen Seelenkräften unangemessen behandelt, von früh auf von einem fanatischen Haß gegen die katholischen Geistlichen entbrannt, einem Prädestinationsglauben hingegeben, früher an einer erwiesenen Tobsucht leidend, nicht mit völliger Freiheit und Ueberlegung gehandelt habe, wornach er den Inquisiten nur wegen Todtschlags außerordentlich zu lebenswieriger Freiheitsstrafe zu verurtheilen antrug.

Unsere Leser werden von uns nicht die Entwickelung der Gründe fodern, weshalb der erkennende Richter in Rudolf's That einen wirklichen Raubmord fand und danach erkannte; wichtiger aber ist die Ausführung des ersten Erkenntnisses hinsichts der angeblich beschränkten Willensfreiheit. Wiewol auch in dieser Beziehung kein Laie dem Zweifel Raum geben wird, daß, wenn je ein Mörder, dieser vollkommen zurechnungsfähig war, und daß seine frühere Tobsucht so wenig als sein eingewurzelter Haß gegen die katholische Geistlichkeit, auch selbst wenn sie bis zur fixen Idee geworden wäre, seine Willensthätigkeit so beschränkte, daß er nicht mit der vollen Strafe belegt werden sollen, so ist uns die Ausführung des Richters über diesen Punkt doch um deshalb von Interesse, weil verschiedene Züge aus Rudolf's Jugendleben darin angeführt werden, welche uns, wenn auch nur dürftige, Einblicke in seinen Entwickelungsproceß gewähren.

Wir wissen aus den mitgetheilten Untersuchu
daß sein eigener Vater ihm das schlechteste Zeu
er habe einen bösartigen Charakter von früh a
nie etwas von Liebe und Ehrfurcht gegen sei
gewußt, und ihn, den Vater, selbst mehrmals

Der Vater warf ihm vor, daß er immer gern gespielt, gern getrunken und daher auch nie etwas erspart habe. Beachtenswerth ist es, daß die andern beiden Schneidermeister in Frauenburg, bei denen er gearbeitet, ein weit besseres Urtheil über ihn fällen als der eigene Vater. Sie nennen ihn einen „fleißigen, stillen und ruhigen Arbeiter." — „Er wäre immer folgsam und gut gewesen, wenn er artig und freundlich behandelt worden; gewöhnlich trübsinnig und schweigsam, habe er aber nicht mehr gesprochen, als nothwendig." Ebenso wenig bezeugen Andere seine Trunksucht. Der eine Schneidermeister hielt auch einen Branntweinschank und übertrug Kühnapfel zuweilen die Aufsicht, aber er nahm nie wahr, daß er die Gelegenheit benutzte, sich zu berauschen, was er sehr leicht gekonnt. Ebenso bekundete ein anderer Gastwirth, daß Rudolf bei ihm nie viel draufgehen lassen, nur Bier getrunken und im deutsch Solospiel zu so geringem Einsatz gespielt habe, daß er nie mehr als 5, höchstens 10 Silbergroschen verlieren können. Nach seiner eigenen Aeußerung war das Kartenspiel die einzige Leidenschaft, der er sich hingab.

Es scheint in dem unglücklichen Verhältnisse zwischen Vater und Sohn der erste Keim der Verderbniß des Letztern zu ruhen. Ein Sohn, dessen eigene Gaben und selbstkräftige Willensrichtung der Vater nicht verstand; ein Vater, der ihn zu einem Lebensberufe zwang, welcher seiner Natur und seinen Anlagen ganz entgegen war. Gegen den Vater war er in beständiger Entrüstung und Widerstand; gegen Fremde, die ihn zu nehmen wußten, wie er war, freundlich und nachgiebig. Ob vielleicht die Aeltern streng bigott waren und auch darin den freidenkenden Sohn zur Opposition aufregten, wird uns

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

nicht gesagt. Es ist möglich, aber — der fanatische Schwärmer gegen den Katholicismus, wie er auf den ersten Blick erscheint, war er nicht. Das Erkenntniß führt dies zur Genüge aus. Hier einige Auszüge desselben!

Rudolf Kühnapfel erinnert sich schon aus der Zeit vor seinem siebenten Lebensjahre, daß, als sein Vater ihn einst zwang, sich noch länger im Lesen zu üben, er zwar die Lippen rührte, aber nicht wirklich las, sondern auf seinen Vater schimpfte. Nicht dieser kindische Vorfall an sich, sondern, daß Inquisit jetzt noch denselben im Gedächtniß hat, beweist die schon damalige Stärke seines Grolles. Im 14. Jahre wurde er von seinem Vater einst stark gezüchtigt, und der Vater drohte ihm: er werde des Nachts ihn nochmals züchtigen kommen. Der 14jährige Knabe nahm hierauf, als er sich zu Bette legte, dasselbe Beil, mit welchem er jetzt den Mord vollführt, mit sich und legte es unter sein Bett; — wie er selbst sagt, mit dem festen Vorsatze, seinen Vater, wenn dieser ihn züchtigen käme, mit dem Beile vor den Kopf zu schlagen. Er fügt zwar hinzu: ob er gerade den Plan gehabt, seinen Vater zu tödten, könne er nicht sagen; er habe gehofft, daß sein kräftiger Widerstand seinen Vater veranlassen würde, von weitern Mishandlungen abzustehen. Jedenfalls erkennt man aber auch schon hieraus, wie das Gemüth des Knaben damals bereits verwildert, dem bösesten Vorsatze Raum gab. Allein nicht blos gegen seinen Vater richteten sich seine bösartigen Gedanken. Als seine Mitschüler sich beriethen, ihrem Lehrer einen Possen zu spielen, schlug er vor, die Trompete, welche der Lehrer gewöhnlich bei dem Gottesdienste in der Kirche blies, am Mundstücke mit Gift zu bestreichen. Man beschloß, Fliegenschwamm zu wählen; und wenngleich der Plan

nie zur Ausführung kam, zeigte sich doch auch in diesem Vorschlage seine raffinirte Bosheit.

Gegen das Handwerk des Schneiders hatte er früh einen Widerwillen. Den speciellen Grund gibt er nicht an. Die wiederholten Versuche, ihn einem andern Handwerke zu widmen, schlugen indessen fehl; jedesmal ging er sehr schnell, und weil ihm das Verhältniß — wie es scheint, aus eigener Schuld — missfiel, aus der Lehre. Seine Ungenügsamkeit und seine Unzufriedenheit mit seiner äußern Lage gab sich schon damals zu erkennen. Zwischen Vater und Sohn kam es hierauf zu immer heftigeren Auftritten. Der Sohn war nicht nur unwillig, weil er bei dem Schneiderhandwerk verbleiben mußte, sondern auch darüber aufgebracht, daß sein Vater ihm keinen Wochenlohn und nach seiner Meinung nicht genug Geld zur Verwendung für sein Vergnügen gab. Vergnügungs- und Geldsucht traten damals zuerst stärker hervor.

Seine Leidenschaftlichkeit erreichte mittlerweile einen außerordentlich hohen Grad. Des Nachts konnte er wegen seiner Aufregung nicht schlafen. Er lief Stunden lang mitten in der Nacht in der Stadt und in der Umgegend umher. Am Tage war er ermattet und zur Arbeit unbrauchbar. Man hielt ihn für krank. Als man ihm aber die Ader schlagen wollte, drohte er mit gewaltsamer Widersetzlichkeit, konnte nur durch die Uebermacht überwältigt werden und biß selbst den Wundarzt in die Hand. Man mußte ihn wie einen Tobsüchtigen behandeln, dennoch versichert er jetzt, daß er seine völlige Besinnung und Ueberlegung besessen habe, und man kann ihm dies — wenn er auch vielleicht körperlich krankhaft afficirt wa wohl glauben, da er so genau die kleinsten Details rend seines damaligen Zustandes anzugeben gewußt

Hiernach war auch jene anscheinende Tobsucht, die durch Anwendung der Zwangsjacke gehemmt werden mußte, vornehmlich nur der stärkste Ausbruch einer ungezähmten Leidenschaftlichkeit, deren Besiegung jedoch keineswegs außer den Grenzen seiner Macht lag. Er selbst sagt: „Ich mußte wol in meinem Toben nachlassen, denn ich überzeugte mich, daß dieses das einzige Mittel sei, mich zu befreien."

Noch charakteristischer ist es, wie nach seiner Entlassung aus der ärztlichen Behandlung seine wieder hervortretende Wuth und Leidenschaftlichkeit gebändigt wurden. Seine Aeltern riefen bei einem Ausbruche der letztern einen benachbarten Brauer zu Hülfe. Dieser, ein starker Mann, hieb ihn mit einem Säbel über den Arm, überwältigte ihn und nahm ihn mit sich in seine Wirthschaft. Er trug ihm Arbeiten auf, und, wie Inquisit wörtlich sagt: „Da ich sah, daß er ein starker Mann sei, befolgte ich seine Anweisungen."

Wo er sich also überzeugte, daß seine Wuth ihn nicht zum Ziele führe, verstand er ganz wohl, sich zu mäßigen und zu unterwerfen. Er erkannte die erzwingende Macht der äußern Umstände sehr gut an, und es ist hieraus auch leicht erklärlich, warum er unter der strengen Disciplin des Militairs zu keinem Vorwurfe Ursache gab.

Zu der Wildheit seines Charakters kam aber bald auch ein immer zunehmender Haß gegen die katholische Geistlichkeit an seinem Geburtsorte, obwol keiner derselben im mindesten ihm zu nahe getreten war. Durch persönliche Kränkung war daher dieser Haß nicht hervorgerufen. Ebenso wenig kann man annehmen, daß demselben eine Abneigung gegen den katholischen Glauben zum Grunde gelegen habe, obwol Inquisit auf solche Weise seinen Haß jetzt gern erklären möchte; er gibt an: schon als Knabe

habe er bisweilen sprechen gehört, daß die evangelischen Christen nicht so abergläubisch und aufrichtiger wären, als die katholischen, und deshalb schon in seinen Knabenjahren die Idee gefaßt, dereinst zur evangelischen Confession überzutreten. Später habe er auch Manches gelesen, welches bei ihm noch mehr einen Widerwillen gegen den Katholicismus und gegen die katholischen Priester erzeugt. Insbesondere habe er die Domherren in Frauenburg kennen gelernt, und gesehen und gehört, daß sie bei ihrem Reichthum unbarmherzig gegen die Armuth seien.

Im artikulirten Verhöre entgegnete er auf die Frage: was er mit dem geraubten Gelde anzufangen gedacht: „Ich hatte die Absicht, mich recht bald von Frauenburg zu entfernen, und wenn ich recht viel Geld finden würde, in die weite Welt zu gehen; wenn es aber wenig sein würde, nach Berlin zu gehen und Lotterie zu spielen, um einen ansehnlichen Gewinn zu machen. Mit diesem Gewinne wollte ich dann nach Frauenburg zurückkehren, und wenn ich recht viel gewönne, die Hälfte dieses Gewinnes zum Bau einer evangelischen Kirche hergeben und selbst zur evangelischen Kirche übertreten."

Ob er hiermit Andere zu täuschen sich bemüht, mag dahingestellt bleiben. Ist dies nicht der Fall, so suchte er mindestens sich selbst zu betrügen.

In seinen umständlichen Auslassungen hat er nicht im Entferntesten auch nur irgend eine Glaubenslehre der katholischen Confession als eine solche bezeichnet, die seiner Ueberzeugung widerspräche. Seine Unzufriedenheit bezog sich, näher betrachtet, offenbar gar nicht auf die Dogmen der katholischen Kirche; sie war, wie man auf das deutlichste erkennt, lediglich gegen den Wohlstand der katholischen Geistlichen in Frauenburg gerichtet. Eigennutz und Habsucht, gepaart mit neidischer Misgunst, daß ihm nicht

ein gleicher Wohlstand beschieden sei, lagen zweifellos zum Grunde.

Kühnapfel's antikatholischer Ingrimm war mit Gelde zu beschwichtigen. Das mochte er fühlen, und um sich den Anstrich des Heroismus zu geben, flocht er in seine frühern Foderungen und seine spätern Auslassungen Floskeln ein, die eben an Thorheit grenzen. Ernst befragt, weshalb er denn persönlichen Haß gegen den Bischof gehegt, wußte er nichts Anderes zu antworten, als: der Bischof habe einst gegen seine Schwester geäußert, daß ihre Aeltern in den erstern Jahren ihrer Ehe sehr unzufrieden miteinander gelebt; derselbe sei ferner geizig gewesen, habe seine Dienerschaft schlecht behandelt und wissentlich zugelassen, daß die Wirthschafterin Pfeiffer die Diener gleichfalls schlecht gehalten; im Herbste vorigen Jahres habe endlich der Bischof seine Schwester beauftragt, ihn (den Inquisiten) zu befragen, was er in seiner Supplik an Se. Majestät den König geschrieben; und auf ihre spätere Erwiderung, ihr Bruder wolle es nicht sagen, geäußert: „Dann weiß er es wol selbst nicht, dann ist er doch ein Schafskopf."

Von einem sonst so verständigen und umsichtigen Menschen sind solche Ausflüchte allerdings merkwürdig. Gegen die arme Rosalie Pfeiffer wußte er auch nichts einzuwenden, als daß auch sie geizig gewesen sei und „oftmals schlechte Milch für gute verkauft habe."

Ein Bild seines Charakters wird sich, trotz der vielen Lücken, jedem Leser danach von selbst zusammenstellen. Jene letztern Aeußerungen waren vom Schamgefühl dictirt. Er schämte sich seines Verbrechens vor sich und vor seinem Richter, und haschte nun nach Gründen umher, um das Gemeine, Schändliche, das er vermöge seines klaren Verstandes fühlte, zu beschönigen. In diesem Bestreben

hatte er gelebt, in diesem Bestreben starb er. Er fühlte vielleicht den Drang in sich zum Heroismus. Da er ihn nicht im Leben zu üben Kraft, Ausdauer und Gelegenheit fand, wollte er wenigstens die Rolle desselben vor dem Tode sich anlügen.

Ob ursprünglich bös oder gut — eine Frage, die nicht zu beantworten ist, war er doch unstreitig von großen Anlagen und einer entschiedenen Charakterfestigkeit, welche, bei einer bessern Erziehung und unter günstigern Umständen, vielleicht einen großen Mann aus ihm gemacht hätte. In kleine, drückende Verhältnisse geworfen, artete der kühnere Flug seines Geistes in Wildheit, Trotz und Unmuth aus, und endete mit dem Verbrechen. Der erkennende Richter will einen entschiedenen Egoismus in ihm bemerken. Ob dies von Anbeginn der Fall war, dürfte in Frage zu stellen sein. Die Habsucht äußert sich anders; und das Kartenspiel, geständlich seine einzige Leidenschaft, verräth an und für sich noch keinen habsüchtigen Charakter, sondern nur ein unruhiges Streben, nicht auf langsamem Wege, sondern durch kühne Würfe sein Glück zu machen. Der geringe Einsatz bei seinen Spielen widerspricht schon der Annahme, daß er im Spiele dieses Glück suchte. Er setzte auf andere, gefährlichere Karten, aber nicht um etwas zu haben, zu besitzen, sondern um eine Rolle in der Welt zu spielen. Eine welche, das wußte er freilich selbst nicht. Seine Bildung, seine erworbenen Kenntnisse genügten für seinen Stand, darüber hinaus aber sah es chaotisch für ihn aus. Er wußte, er fühlte, daß der Mensch zu mehr da sei; wäre er in die Hände von Ideenspeculanten gefallen, so hätten vielleicht größere Revolutionen in ihm stattgefunden. Aber in dem beschränkten Kreise, der ihn umgab, mußte er erst nach einer Idee, mit seinem dunkeln, unbefriedigten Verlangen

ſuchen, an die er ſich anklammere, um ſich ſelbſt zu heben. In Ermangelung anderer Größen, die er beneiden, mit denen er ringen konnte, ſah er nur die eine Macht der reichen, angeſehenen und, nach ſeiner Meinung, unthätigen katholiſchen Domherren in ſeiner Nähe. Was nun hier das vorherrſchende Gefühl war, der Neid oder das Gefühl des Haſſes, muß billig dahingeſtellt bleiben, da beide auf ein Ziel zuſammen hinausführten. Mit allen ſeinen Fähigkeiten war er ohne Führer geblieben, die ſie zum Rechten geleitet hätten, und in ſeinem verſchloſſenen, menſchenfeindlichen Weſen hatten die ungezügelten Dämonen ihren ſtillen, unangefochtenen Sieg davon getragen. Während er aber ſchon reif war zum Entſetzlichſten, konnte er, in ſeiner Sphäre, mit Franz Moor ſich rühmen, daß er keine kleinen, gemeinen Verbrechen begangen. Er war kein Säufer, er hatte ſich keinen Ausſchweifungen ergeben, er war kein Dieb, kein Zänker mit Jedermann, er hatte keine Schulden, ja er konnte ein fleißiger, ſtiller Arbeiter ſein; denn ſein Sinn ſtand nach Höherem; er begnügte ſich nicht mit Dem, was dem gemeinen Menſchen Zerſtreuung und Luſt gewährt.

Er hatte ſein Glück, d. h. aus ſeiner gedrückten Lage herauszukommen, ertrotzen wollen. Er konnte ſich das Zeugniß geben, daß er alle Mittel angewandt, ja für ſeinen niedern Standpunkt ganz außerordentliche, er war zwei Mal ſeinen König unmittelbar angegangen, ſich ſeiner anzunehmen, und aus ihm etwas zu machen. Da auch dies fehlgeſchlagen war, rief er: **flectere si nequeo superos, Acheronta movebo.** Mit abergläubiſchen Vorſtellungen hatte Rudolf Kühnapfel gewiß nicht viel zu thun. Mit dem trotzigſten Bewußtſein war er zum Entſchluß gekommen und feſt darin; aber er wollte doch, er hatte Luſt, ſeinen Vorſatz ſich von einem höheren Willen

bestätigen zu lassen. Er stellte also an den Himmel Fragen, die er zu seinen Gunsten entscheiden sollte. Wären Weiber aus der Kirche gekommen und nicht Männer, wären die Wolken nicht drei Mal am Monde vorübergezogen, so würde er an den Himmel andere Fragen gestellt haben, bis er ja gesagt hätte. Daß nicht auch ein geheimes Grauen sich der Frage beigemischt, daß er vor dem Entsetzlichsten nicht auch geschaudert und gezaudert, daß er also eine letzte moralische Scheu zu überwinden, und eine moralische Stärkung darin gesucht habe, soll damit nicht gesagt sein, obgleich er es sich selbst nicht gestand.

Nun war die That vollbracht. Ungeschehen machen ließ sich nichts. Sie war entdeckt. Vor den Gerichten und den Menschen und vor einem großen Menschenkenner, dem Polizeirath Duncker, stand er als ein gemeiner Raubmörder da. Sein Stolz erwachte, und angereizt fühlte er sich durch Alles, was auch in ihm von Besserem lebte, sich auszuschmücken mit allen Fetzen des Heroismus, um zu zeigen, daß er mehr sei, als man von ihm denke. Dazu gehörte von nun an die Aufrichtigkeit, mit der er bekannte, die wiederholte Versicherung, daß er keine Reue empfinde und der ausgeputzte Schmuck von den an Gott gethanen Fragen, damit er im Stolze sagen könne, er habe vor sich selbst nur Gottes Gebot ausgerichtet. So konnte er noch im artikulirten Verhöre sagen:

„Vor der That glaubte ich nur ein Recht zu haben, dem Bischofe etwas Geld abzunehmen, und nach der That glaubte ich nicht zu weit gegangen zu sein. Vor der Welt habe ich allerdings gegen das fünfte göttliche Gebot gesündigt; ob aber auch vor Gott, das steht dahin. — Es wäre nichtswürdige Heuchelei, wenn ich äußern sollte, daß ich Reue über meine That gefühlt; ich fühle nur

Reue darüber, daß ich mich in solches Elend gebracht habe."

In dieser Rolle verblieb er während der ganzen Untersuchung, und es sind uns die charakteristischesten Züge davon aufbewahrt worden. Am Beerdigungstage des Bischofs sagte er:

„Jetzt trinken sie auf dem Dome tüchtig Wein und an mich denkt Niemand, obgleich ich es ihnen doch verschafft habe."

Als ihm die goldene Dose des erschlagenen Bischofs zur Anerkennung vorgezeigt wurde, besah er sie, öffnete sie, und nahm, wie er noch Taback darin fand, während der Beantwortung einer Frage, behaglich eine Prise.

An dem Actuarius, der ihm das Beil vorlegte, mochte er einige Aengstlichkeit bemerkt haben; bei seiner Abführung zum Gefängnisse äußerte er darüber: „Ich hätte mir doch sollen den Spaß machen, dem Actuarius das Beil aus der Hand zu reißen und ihn dadurch noch mehr zu ängstigen."

Der Criminalsenat des königsberger Oberlandesgerichts verurtheilte ihn durch das Erkenntniß vom 15. Februar 1841 wegen zweifachen Raubmordes zum Rade von unten herauf. Als ihm dasselbe am 10. März publicirt wurde, hörte er es mit den Gründen ruhig und gefaßt an, und erklärte, als man ihn bedeutete, daß ihm dagegen das Rechtsmittel der weitern Vertheidigung zustehe, mit fester Stimme:

„Nein, ich will von diesem Rechtsmittel keinen Gebrauch machen, sondern bin zufrieden mit diesem Erkennt-

nisse. Ich hoffe auch in der zweiten Instanz keine gelindere Todesstrafe. Es ist mir übrigens auch gleichgültig, welche Todesstrafe ich erleide, denn ich fürchte den Tod nicht und wünsche denselben recht bald zu erleiden. Nach den Grundsätzen der Religion ist der Tod Versetzung in einen bessern Zustand, und nach diesen Grundsätzen ist daher der Tod nicht Strafe, sondern Belohnung, oder — jener Grundsatz der Religion ist falsch. Auf die Todesart selbst kann es nicht ankommen, denn schon ein heftiger Zahnschmerz ist empfindlicher als der Todesstreich."

Statt seiner appellirte, wie es nach der juristischen Criminalordnung zulässig ist, sein Defensor. Kühnapfel ließ es sich gefallen, erklärte aber, er könne ihm keine weitern Momente an die Hand geben. Der Defensor mußte sich daher auf seine in der ersten Instanz angegebenen Gründe beschränken. Das Tribunal des Königreichs Preußen erkannte indeß unterm 7. April 1841 dahin, daß das Erkenntniß erster Instanz lediglich zu bestätigen.

Rudolf Kühnapfel war sich selbst und seinem Charakter getreu geblieben. Während seines ganzen Processes, sowie seiner ganzen Gefangenschaft, hatte man keine Art von Unruhe, keine Ausbrüche der Verzweiflung an ihm bemerkt; er hatte keine Reue an den Tag gelegt und keine Versuche zum Entfliehen gemacht. Von dem Augenblicke an, wo er Duncker sein erstes Bekenntniß abgelegt, war die neue Rolle angenommen: gefaßt auf den Tod zu sein, als auf etwas Unvermeidliches, das in der Gestalt des Schaffottes und der Hinrichtung noch immer erträglicher sei, als wie es so oft den Sterbenden auf dem Krankenbette beschleiche. Nichts von Reue, von religiösen Empfindungen; nur gegen den Mann, welcher ihm das Geständniß abgerungen, zeigte er eine Ehrerbietung oder

Anhänglichkeit, welche etwas, wie man will, Dämonisches oder Religiöses, verrieth. Starke Charaktere werden von der Kraft Anderer zur Bewunderung hingerissen, und daß ein ruchloser Verbrecher, der gegen Niemand Anhänglichkeit und Liebe an den Tag legte, von der moralischen Kraft und dem Geschick seines Inquirenten, desselben Mannes, der nur dem Geschäft lebt, ihm seine Geheimnisse zu entlocken, um ihn zu verderben, so hingerissen oder verzaubert wird, daß er sogar ihm Liebe zeigt, kommt, so wunderbar es scheint, nicht selten vor. Dem Polizeirath Duncker ist dies oft widerfahren, sein besonderes Glück, verborgene Verbrecherwerkstätten zu entdecken, beruht mit auf der Anhänglichkeit, welche Verbrecher, die er der Justiz und Strafe überliefert, ihm bewahren. Diese Anhänglichkeit hat sich oft in überraschender Weise gezeigt, nie aber bewußter und rührender, als bei diesem verstockten Mörder, der, trotzig gegen Jeden, und, eng in seinen Ketten geschlossen, als er an Duncker vorübergeführt wurde, diesem unter einer Verbeugung, so tief es seine Eisen erlaubten, einen letzten, fast zärtlichen Abschiedsgruß zuwinkte.

Nur ein Mal erwachte noch in dem Verbrecher eine Gewissensregung, die von keinen persönlichen Motiven ausging. Er fühlte sich gedrungen, noch etwas vor der Gerechtigkeit zu bekennen; vielleicht um seiner heroischen Rolle, die ganze Wahrheit auszusagen, getreu zu bleiben. Gerade an dem Tage, wo in Königsberg das zweite Erkenntniß gefällt wurde, ließ er dem Inquirenten in Braunsberg, wo er gefangen saß, anzeigen, daß er ihn zu sprechen wünsche. Als derselbe sich zu ihm ins Gefängniß begab, legte er wörtlich folgendes Geständniß ab:

„Ich habe in meinen frühern Verhören stets behaup-

tet, daß ich nicht die Absicht gehabt, den Bischof von Hatten und dessen Haushälterin, Rosalie Pfeiffer, zu ermorden. Ich muß jedoch bekennen, daß ich nur, um mein Verbrechen zu beschönigen, die Absicht des Mordes früher bestritten habe, und daß ich wirklich die Absicht hatte, beide Personen zu ermorden. Die Haupttriebfeder meines Verbrechens war allerdings die Absicht, den Bischof zu berauben. Diese meine Absicht hätte ich freilich ausführen können, ohne den Bischof und seine Haushälterin zu erschlagen; denn Beide waren alte und schwache Personen, die ich leicht hätte überwältigen und mir unschädlich machen können, ohne sie zu tödten. Doch der Haß gegen diese beiden Personen war so tief eingewurzelt in mir, daß ich sie Beide bei dieser Gelegenheit von der Welt schaffen wollte. Die Veranlassungen zu diesem Hasse habe ich schon bei meinen früheren Verhören angegeben und könnte noch viele Dinge erzählen, die mich gegen den Bischof und seine Haushälterin erbitterten, doch sind dieses lauter kleinliche Gegenstände, die nur auf mich einen so üblen Eindruck machten, einem jeden Andern aber ganz unbedeutend erscheinen müssen.

„Schon lange trug ich mich mit dem Gedanken herum, den Bischof zu berauben und zu ermorden. Am Neujahrstage hörte ich erzählen, daß der Bischof 8000 Thaler durch die Post erhalten habe, und nun wurde der Beschluß, den Bischof zu berauben und zu ermorden, in mir fest, und ich führte ihn drei Tage darauf aus. Die näheren Umstände der That habe ich in meinen früheren Verhören im Ganzen ganz der Wahrheit gemäß vorgetragen und nur Folgendes daran zu ändern. Ich riß mir die Larve schon damals vom Gesicht und warf sie von mir, als ich der Rosalie Pfeiffer den ersten Hieb mit

dem Beile versetzte, und trat nun ohne Larve an den Bischof und verlangte Geld von ihm. Ich glaube wohl, daß der Bischof mich erkannt hat, doch ließ er sich dieses nicht merken, und es schien, als wenn er mich wirklich nicht erkannte, weil er mich einigemal fragte: „Von wo sind Sie?“ Die Larve nahm ich nur deshalb vor das Gesicht, damit mich der Bischof nicht gleich auf den ersten Blick erkennen sollte; denn ich fürchtete, daß er, mich erkennend, gleich aufschreien und dadurch vielleicht Menschen zuziehen konnte. Nachdem ich mich aber überzeugt hatte, daß er mit der Haushälterin allein im Hause war, und da ich die Absicht hatte, Beide zu erschlagen, so kam es mir nicht mehr darauf an, unerkannt zu bleiben. Ich hatte die Absicht, mir vom Bischof herunterleuchten zu lassen, weil ich den Weg im Finstern nicht gut zu finden glaubte, und deshalb foderte ich ihn auf, mir mit dem Wachsstocke hinunter zu leuchten. Meine Absicht war, ihn unten ganz unerwartet zu erschlagen; da aber durch das Herunterfallen des Wachsstocks ein mir sehr unangenehmer Aufenthalt entstand, so versetzte ich ihm schon oben den Todesstreich.

„Unmittelbar nach der That fühlte ich weder Reue noch Angst, sondern eine wahre Freudigkeit, und es war mir so zu Muthe, als wenn ich 50 Franzosen erschlagen hätte. Jetzt aber, nachdem ich zu ernstem Nachdenken gekommen bin, sehe ich ein, welch ein großes Verbrechen ich begangen habe, und fühle aufrichtige Reue. Ich hatte mir früher vorgenommen, erst auf dem Schaffot, im letzten Augenblicke meines Lebens, die Absicht des Mordes einzugestehen. Seit mehren Tagen und Nächten aber beunruhigt mich das Bewußtsein, noch etwas verschwiegen zu haben, aufs Höchste, und diese Unruhe veranlaßte mich

gestern schon, dem katholischen Geistlichen, welcher mich seit einiger Zeit besucht, Beneficiaten Breyer, das heutige Geständniß unter dem Siegel der Verschwiegenheit abzulegen. Dieses hat mich zwar einigermaßen, aber doch noch immer nicht ganz beruhigt, und ich faßte daher in der letzten schlaflosen Nacht den Vorsatz, auch meinen Richtern dieses Bekenntniß abzulegen. Ich weiß sehr wohl, daß durch dieses Bekenntniß meine Strafbarkeit erhöht wird, doch einestheils hat schon der Richter erster Instanz meine That als einen Mord beurtheilt und danach meine Strafe abgemessen, und anderntheils bin ich auch nicht bestrebt, ein gelinderes Urtheil mir zu erwirken; denn ich sehe ein, ich habe den Tod verdient, und auf die Art der Todesstrafe kommt es mir nicht an. Ich fühle meine Beruhigung darin, Alles, auch meine geheimsten Gedanken, der Wahrheit gemäß entdeckt zu haben, und hoffe um so mehr auf Gottes Gnade, wenn ich nichts verheimliche."

So psychologisch merkwürdig dieses Bekenntniß ist, seine gerühmte Freudigkeit nach der That und seine endlich erwachte Reue, die doch noch immer den Charakter des Stolzes athmet, konnte es doch auf das Urtheil von keinem weitern Einfluß sein.

Mit einer ungewöhnlichen Schnelligkeit wurde dieser Criminalproceß, im Vergleich zu andern in deutschen Ländern, wo das Inquisitionsverfahren und der Instanzengang gilt, beendet. In sechs Monaten war die polizeiliche Voruntersuchung und die Criminaluntersuchung geführt, waren zwei Strafurtheile gefällt und die königliche Bestätigung eingegangen. Das Aufsehen, welches der Mord durch die ganze Welt erregt, und sein, wiewol ganz zufälliges Uebersplelen in die große politisch-kirchliche Frage der Zeit

hatte dieſe außerordentliche Beeilung, die aber der Gründlichkeit keinen Eintrag that, veranlaßt.

Am 7. Juli 1841 ward Rudolf Kühnapfel in Frauenburg, wohin er zurückgeſchafft worden, hingerichtet. Sein Benehmen in den letzten Stunden entſprach ſeiner bisherigen Aufführung. Er zeigte ſich weder wild noch muthlos. Völlig ergeben in die Nothwendigkeit, fügte er ſich in alle Anordnungen, und ward ſeinen Henkern noch eher behülflich. Nach herkömmlicher Verfügung ward er auf dem Rade, vor der Vollſtreckung der im Urtheil ausgeſprochenen Strafe, erdroſſelt.

Eine zahlloſe Menſchenmenge war um die Richtſtätte und auf den umherliegenden Höhen verſammelt. Die Schläge des Rades, welche ſeinen entſeelten Körper zermalmten, dröhnten weit umher in der ſtillen Luft, einen furchtbaren Eindruck auf die Zuſchauer hinterlaſſend. Sie dröhnten bis über die Sudeten und Karpaten, bis Ungarn, wo kräftige Stimmen gegen die Barbarei unſerer mittelalterlichen Criminaljuſtiz ſich erhoben.

Seltſame, raſche Wandelung der Culturzuſtände! Das Andenken der blutigen Agnes von Ungarn, welche die vermeintlichen Mörder oder Helfershelfer des Mordes ihres Vaters Albrecht auf dem Rade, mit gebrochenen Gliedern, drei Tage lang ſterben ließ, es lebt, ſchauderweckend nach fünfhundert Jahren, noch in unſerer Geſchichte. Und aus dieſem, aus einem Lande, wo noch vor Jahrzehenden wilde Raubmörder lebendig geſpießt wurden, und die allgemeine Stimmung hielt dieſe Schreckbilder für nothwendig, um die noch größern Schrecken cannibaliſcher Horden durch das Entſetzen zu bannen; aus dieſem Lande wird im fünften Jahrzehend

dieses Jahrhunderts die Justiz eines Landes der Barbarei bezüchtigt, in welches zu Anfang desselben die Verbrecher aus den Nachbarstaaten flohen, weil die Criminalgesetze daselbst so milde wären!*)

*) Siehe den Fall: Exner im V. Theile des Neuen Pitaval.

Jonathan Wild.

1725.

Wir kennen aus den drei Highwaymanprocessen des vorigen Theiles bereits Jonathan Wild, das Schrecken und den Trost der Diebe und der Bestohlenen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Englands Hauptstadt. Auch die criminalistische Romantik hat sich bereits seiner bemächtigt und Ainsworth ihn zum Helden und Bösewicht seines vielbesprochenen Romans „Jac Shephard" erwählt. Ein Held der Straße, der Gefängnisse und der Kloaken des londoner Lebens, war er doch schon seiner Zeit in die Literatur eingeführt, ja sogar selbst als Schriftsteller aufgetreten, um die öffentliche Meinung über sich zu berichtigen und Andere anzuklagen. Nach seinem Tode aber erschienen noch mehr Schriften über ihn, so daß über seine Existenz und seine Thaten keine Dunkelheit und keine andern Zweifel als die obwalten, ob sich nicht Fabeln und Märchen in die Geschichte dieses außerordentlichen Gauners eingeschlichen haben. Dies war allerdings schon bei seinen Lebzeiten der Fall, und dieser Ueberall- und Nirgends der londoner Gasse beschäftigte daher die Berichterstatter über seinen Proceß dermaßen, daß sie hier ausnahmsweise mit besonderer Weitläufigkeit sein Leben

und seine Thaten niederschrieben und sich Mühe gaben, das Wahre von Dem zu trennen, was der Volksglaube daran geknüpft hatte.

Für Jonathan Wild's Verbrechen hat unsere Sprache keinen Namen, unsere Criminalistik keine Kategorie, und in der Wirklichkeit ist glücklicherweise in Deutschland kaum Verwandtes zur Erscheinung gekommen. Er war kein Räuber und Dieb, auch eigentlich kein Diebeshehler; er war der Vorsteher eines großen Diebescommissionsgeschäftes, wo ein Jeder, für Geld und Procente, Das finden konnte, was ihm fehlte, der Bestohlene sein ihm entwandtes Gut, der Dieb einen Abnehmer für die gestohlenen Sachen, und, wenn es ihm an Beschäftigung fehlte, — Anweisung, wo etwas für ihn zu verdienen sein möchte.

Kein öffentlicher Charakter in London war seiner Zeit so allgemein bekannt, als Jonathan Wild. Hoch und Niedrig, wer durch Einbruch, Raub oder Diebstahl Sachen von Werth verloren hatte, wandte sich an Jonathan Wild, der ihn freundlich anhörte, ausfragte und, gegen gewisse Abgaben, Rath und, in den meisten Fällen, die gestohlenen Sachen zurückschaffte. Daß er kein Hexenmeister sei, wußte man auch in einer Zeit, wo man noch an Hexen glaubte. Daß er mit Dieben allen Gezüchtes Umgang hatte, war Niemand verborgen, und er selbst leugnete es nicht. Theils war dies aber von den Gesetzen nicht untersagt, theils stellte er sich gegen dieselben so, daß man ihm nichts anhaben konnte, indem er nur zu den Partieen seines Geschäftes Zeugen zuzog, aus denen ihm nichts Nachtheiliges erwachsen konnte, das Andere aber in der Verborgenheit abthat, oder nur in Gegenwart solcher Personen, von denen er nichts zu besorgen hatte, oder deren Zeugniß von keiner Gültigkeit war.

Er that aber noch mehr vor den Augen der Justiz

und der Polizei, was ihm den Schein der Gerechtigkeit geben sollte. Er verhalf nicht allein den Beraubten zu dem Ihren, sondern der Gerechtigkeit selbst auch zu einigen Opfern, indem er Diebe entdeckte, Räuber ergriff, Mörder aufspürte, sie der Polizei überlieferte, Zeugen aufstellte, und eine große Anzahl wirklicher und gefährlicher Verbrecher auf diese Weise an den Galgen förderte.

So half er Herzögen und Lords, Witwen und Waisen, zuweilen sogar mit dem Anschein großer Uneigennützigkeit, zu ihrem Eigenthume. So säuberte er die Straßen von schlechtem Gesindel, füllte die Kerker, Gerichtshöfe und befreite die bürgerliche Gesellschaft von manchem verwegenen Bösewicht, der auf der letzten Staffel, zähneknirschend, ihn verfluchte. Dies hinderte jedoch nicht, daß Jedermann wußte und die Ueberzeugung hatte, daß Jonathan Wild selbst der ärgste Schurke, Betrüger, Dieb und Räuber, wenn auch nicht dem Buchstaben der Gesetze nach, sei.

Man wußte, daß er seit langen Jahren in der innigsten Verbindung mit einer großen Anzahl Highwaymen, Taschendieben und Dieben anderer Art, besonders Ladendieben und Solchen stand, welche von dem Einbrechen in Häuser Geschäft machen. Daß er eine Art Zunft unter ihnen gebildet habe, deren Haupt und Protector er war, und daß er, trotz seiner vorgeblichen Dienste im Anzeigen und Verfolgen von Verbrechern, doch immer nur Solche der Polizei und dem Galgen überliefere, welche ihre Beute für sich versteckten, oder ihm keinen Antheil davon auslieferten. Daß er die Stadt und Umgegend in bestimmte Districte eingetheilt habe, und seine Diebesgenossen darauf mit bestimmten Grenzen und Anweisungen vertheilt, und daß sie regelmäßig von ihren Räubereien ihm Rechenschaft und Antheil abgeben mußten. Daß er

ſogar eine beſondere Bande habe, um in den Kirchen während des Gottesdienſtes zu ſtehlen; andere Streifpartien und bewegliche Colonnen aber, um bei Hofe an Geburtstagen und Bällen, bei großen Aufzügen, beim Zudrang zu den Parlamentsſitzungen und bei den Jahrmärkten ihre Geſchicklichkeit zu verſuchen. Daß die mehrſten der bei ihm angeſtellten Leute überwieſene Verbrecher ſeien, welche, zur Transportation verurtheilt, vor der abgelaufenen Zeit zurückgekehrt wären, und daß er ſie um deshalb gerade zu ſeinen Agenten erwählt habe, weil ſie nicht als geſetzliche Zeugen gegen ihn auftreten könnten; auch weil er mit ihnen nach Willkür verfahren könne, das heißt, ihnen von den geſtohlenen Gütern abnehmen, was ihm gefiele und ſie, wenn es ihm gut dünke, an den Galgen ſchicken. Daß er dieſe Subjecte von Zeit zu Zeit kleide — freilich nicht in Livrey — und beſolde, wenn ſich gerade keine Gelegenheit finde, ſie zu beſchäftigen, und in ſeinem Hauſe wohnen laſſe, um ſie zu verbergen und zur Hand zu haben.

Man wußte, daß er auch mit Verbrechern feinerer Art in Verbindung ſtand, beſonders mit Falſchmünzern. Daß er unter ſeiner Pflege und Oberaufſicht verſchiedene Waarenhäuſer hatte, in denen die geſtohlenen Sachen aufgeſpeichert wurden; auch daß er Schiffe beſaß, um die Juwelen, Uhren und andere Gegenſtände von Werth nach Holland überzuſchiffen, wo er einen alten Dieb, der zum Geſchäft nicht mehr tauglich war, als Factor angeſtellt hatte. Daß er verſchiedene Künſtler beſoldete, um Aenderungen an den geſtohlenen Effecten zu machen, namentlich an den Uhren, Petſchaften, Tabaksdoſen, Ringen, damit ihre Eigenthümer ſie nicht wiedererkennen ſollten. Daß er gerade mit dieſen ſo veränderten Pretioſen Geſchenke an

vornehme Personen machte, von denen er Nachsicht hoffte und erkaufen wollte.

Man wußte, daß dieser bereitwillige Freund aller Beraubten Banknoten und Geld nur dann zurückerstattete, wenn die Bestohlenen ihm die genaueste Specification desselben lieferten oder so außerordentlich große Procente versprachen, daß der Werth des Zurückempfangenen kaum die Anstrengung lohnte. Daß er oft Menschenblut verkaufte, indem er falsche Zeugen aufstellte, um Thatsachen gegen Personen zu beschwören, an denen sie keine Schuld hatten; häufig nur, um zu verhindern, daß sie nicht gegen ihn selbst als Zeugen auftraten, oft auch, um die großen Belohnungen einzuziehen, welche die Regierung auf ihre Ergreifung ausgesetzt hatte. Daß er, um diese schlauen Praktiken durchzuführen, um sich bei der unwissenden Menge in Credit zu setzen, sich eines kurzen silbernen Stabes bediente, als Symbol einer ihm von der Regierung verliehenen Autorität, welchen er aus dem Rocke drohend vorzog, wenn man etwa Miene machte, sich seinen Erpressungen zu widersetzen.

Alles dies wußte man, das Publicum so gut wie die Obrigkeit, und doch konnte Jonathan Wild, in einem civilisirten Staate, unter strengen Gesetzen, die an Barbarei grenzten, sein Geschäft durch 15 Jahre, und fast öffentlich, treiben. Es trat kein Ankläger gegen ihn auf. Einerseits war es die Furcht, andererseits die Rücksicht, welche ihn schützte. Er, der Alles wußte, überall seine Hand im Spiele hatte, wer wußte, wie weit und wie hoch hinauf seine Verbindungen gingen? Er, der so viele Unschuldige (wenigstens an den Verbrechen, wegen deren sie angeklagt waren) an den Galgen geliefert hatte, wer gab dem Ankläger Bürgschaft, daß er aus seinem Zeugen-

magazin nicht auch gegen ihn Zeugen vorbringe, welche die Anklage entkräfteten und gegen den Ankläger selbst zurückschleuderten? Es war sein größtes Geschick, daß er den Schein vor dem Volke annahm, als handle er unter Autorität der Obrigkeit; daher seine Offenheit, mit der er Jedem entgegenkam, seine loyale Sprache. Er erschien vor den Polizeibehörden, vor den Gerichten, er redete wie vom Herzen weg, und wo ein Verbrechen viel Gerede machte, wo den Behörden, vornehmen Personen an der Entdeckung eines Frevels viel gelegen war, strengte er alle seine Kräfte an und wagte das Aeußerste, um die Thäter zu fangen. Sollte da das Volk nicht an ein geheimes Einverständniß, an ein dem einflußreichen Manne übertragenes Commissorium glauben? Und daß ein solches nicht existirt habe, ist auch durch die zur Publicität gekommenen Verhandlungen nicht erwiesen. Möglicher- oder wahrscheinlicherweise bestand es nur in einer stillschweigenden Concession. Er war für die öffentliche Sicherheitspflege ein Mann von Wichtigkeit geworden, da er alle Verbrecherfährten kannte, ein Mann, der allein in vielen Fällen im Stande war, bei großen, öffentliches Aergerniß gebenden Thaten die Schuldigen aufzufinden. So mag man, um sich der Mittel nicht zu berauben, große Uebel zu entdecken, zu dem anscheinend kleineren ein Auge zugedrückt haben, bis es selbst zum größeren wurde. Nur unter dieser Voraussetzung läßt es sich begreifen, daß er 12 bis 15 Jahre fast ungestört sein schändliches Gewerbe treiben konnte.

Aber das kleine Uebel war in seinen Folgen so demoralisirend, daß es zum großen wurde, welches nicht mehr zu dulden war. Jonathan war noch nicht alt, aber in Folge seiner ausschweifenden Lebensart hatte er seine elastische Kraft verloren. Vieles war ihm in letzter Zeit

misglückt, er griff zu rasch, auf sein altes Glück vertrauend, zu, und es schlug fehl. Kränklich, von der Gicht gelähmt, von tausend Augen bewacht, von dem Hasse Derer verfolgt, die bis da vor ihm im Staube gelegen, ging er seinem Ende entgegen, ohne sich dessen bewußt zu sein, ohne auf einen Rückzug sich vorbereitet zu haben. Drohende Anzeigen von dem Wandel seines Glückssternes waren schon da, aber noch wähnte er, ihn, der so Viele verdorben, könne man nicht wieder verderben, wenn er mit der ganzen Wucht seiner Thaten für das allgemeine Wohl auftrete.

Mitte Februar 1725 ward eine furchtbare Anklage gegen ihn erhoben, welche alle seine Verbrechen, die wir oben in Kürze aufgezählt, in 11 Artikeln zusammenfaßte. Er ward in seinem eigenen Hause, welches er in der Nähe des Gerichtshofes von Old Bailey besaß, verhaftet.

Der Proceß hätte sehr weitläufig werden können. Es war schwer vorauszubestimmen, ob, ja es war zu vermuthen, daß ihm nicht alle diese Punkte bewiesen werden konnten, und bei der pünktlichen Strenge der formalen Justiz war es möglich, daß er freigesprochen, oder nur solcher Thaten überführt wurde, welche eine geringere Strafe nach sich ziehen, als er im Gefängniß von Newgate ein neues Verbrechen beging, auf welches die Gesetze die Todesstrafe setzten. So geringfügig dasselbe im Verhältniß zu seinen Thaten war, griff man es doch willig auf, und machte ihm nur deswegen den Proceß, der doch zu demselben Ziele führte, als wenn man ihn aller seiner größern Verbrechen angeklagt und überführt hätte, was unter diesen Umständen der englischen Justiz eine unnütze Zeitverschwendung dünkte.

Die neue Anklage gegen ihn war eine zweifache,

erstens: daß er im Laden der Katharina Stetham am 22. Jan. 1725 50 Ellen Spitzen zum Werth von 40 Pfd. Sterling gestohlen habe, und zweitens: daß er für diese 50 Ellen Spitzen, „heimlich entwandt im Laden der Katharina Stetham von den Geschworenen unbekannten Personen," später, am 10. März, von besagter Katharina Stetham 10 Guineen betrügerischer Weise empfangen habe, unter dem Vorgeben, ihr dafür zu den besagten Spitzen zu verhelfen, und daß er weder damals, noch seither die Diebe, welche die Spitzen gestohlen, entdeckt, ergriffen oder ergreifen, noch verfolgen lassen.

Zwei seiner alten Spießgesellen und Untergebenen traten als Kronzeugen wider ihn auf, und er mußte mit Recht des schlimmsten Ausgangs gewärtig sein. Jonathan brauchte daher außerordentliche Mittel, um die Geschworenen für sich einzunehmen. Er hatte eine Vertheidigungsschrift für sich drucken lassen, welche in nichts Anderem bestand, als in einer langen Liste aller der Highwaymen, Räuber, Diebe und zu früh von der Transportation zurückgekehrten Personen, welche er, Jonathan Wild, der Gerechtigkeit überliefert und deren die größere Zahl bereits mit dem Leben gebüßt habe. Der Highwaymen zählte er allein 35 auf, der Hauseinbrecher 22, der von der Transportation Zurückgekehrten 10. Eine große Menge Anderer habe er nicht einmal aufgeführt, weil ihm die Namen der von ihnen Beraubten aus dem Gedächtniß gekommen seien. Die Schrift schloß kurz mit den Worten:

„In Betreff der oben genannten Verbrecher haben Einige der bis jetzt den Händen der Gerechtigkeit entschlüpften Verbrecher den Versuch gemacht, das Leben zu rauben dem besagten

Jonathan Wild."

Diese Druckschrift ließ der Angeschuldigte am Morgen vor der Sitzung unter den Geschworenen und Zuschauern vertheilen.

Der Kronadvocat protestirte, sobald Jonathan vor die Schranken gebracht war, gegen dieses Verfahren, das ohne Beispiel sei und kein Gerichtshof dulden dürfe. Offenbar sei die Absicht, den Credit der Königszeugen zu schwächen und die Geschworenen voreinzunehmen. Indessen hoffe er, da die Letztern alle Männer von Unbescholtenheit wären, daß dieser ungesetzliche Schritt nicht allein von keinem Einfluß sein, sondern sie umgekehrt noch mehr vom Schuldbewußtsein des Angeklagten überzeugen werde. Natürlich sei es, daß ein Mann, der eine ganze Diebeszunft gestiftet und sein schändliches Gewerbe so lange betrieben, die Kenntniß und die Macht sich müsse erworben haben, die Diebe zu entdecken. Aber es sei genügender Grund, zu vermuthen, daß er mehr Verbrecher abgehalten, sich zu bessern und mehr von der schlimmsten Sorte versteckt, als der Justiz zur Bestrafung angezeigt habe. Ja, wenn man die von ihm eingereichte Liste genau durchgehen wolle, würde sich finden, daß er die meisten seiner Opfer nur aus Privatinteresse, aus altem Groll oder in Folge eines neuerlichen Streites, keineswegs aber aus Achtung vor der Gerechtigkeit und zum allgemeinen Besten denuncirt habe.

Das Zeugniß des Kronzeugen Henry Kelly (ein schon gestrafter Dieb) lautete folgendermaßen:

Freitag am 22. Januar ging ich in Master Wild's Haus, um eine Dame, die dort wohnte, zu besuchen. Wir tranken eine Flasche Gin zusammen. Da kam auch Peg (Margarethe) Murphey und brachte ein Paar brocatne Schuhe, um sie der Madame Wild zu verehren. Mittlerweile war auch Jonathan Wild selbst dazugekom-

men, und wir waren recht lustig und tranken noch drei Flaschen miteinander. Als wir nun fortgehen wollten, die Peg und ich, fragte uns Jonathan, welchen Weg wir nähmen? Wir sagten es ihm. „Nun gut," sagte er, „dann will ich Euch was sagen: da ist ein altes blindes Mensch, die hält einen Laden, etwa 20 Schritte von Holbournbridge, und verkauft feine flandersche Spitzen. Und ihre Tochter ist so blind wie sie. Wenn Ihr Euch nun die Mühe nehmen wollt, bei ihr einzutreten, da könntet Ihr mit einer Schachtel Spitzen sprechen*). Ich will mit Euch gehen und Euch die Thür zeigen." Wir willigten ein und gingen mit ihm, bis wir an der Thür waren, wo er sagte: das ist die rechte. „Und nun," sagte er, „geht nur dreist 'rein und ich will hier warten und Euch schon fortschaffen, wenn irgend was Störendes eintreten sollte." Die Peg und ich wir gingen nun dreist in den Laden und ließen uns ein Stück Spitzen nach dem andern zeigen, aber keins wollte uns gefallen; denn das war unsere Aufgabe, wir mußten erstaunlich wählerisch und schwierig sein. Das Stück war uns zu breit und das zu schmal und das nicht fein genug. Endlich kletterte das alte Weib die Treppe hinauf, um von oben noch andere Stücke herunter zu holen, und da griff ich schnell eine Zinnschachtel mit Spitzen und reichte sie der Peg, die sie unter ihren Rock steckte. Nun kam das alte Weib mit einer neuen Büchse herunter und zeigte uns alle ihre Herrlichkeiten; aber nun war uns Alles zu theuer, denn was wir wollten, hatten wir schon um den Preis, der uns recht war, und da nahmen wir

*) to speak with something, mit etwas sprechen, heißt, es stehlen.

unſern Hut und fanden draußen den Jonathan und ſagten ihm, wir hätten mit einer Spitzenſchachtel geſprochen. Stracks ging es nun in ſein Haus zurück, wo die Büchſe aufgethan ward, und da fanden wir 11 Stücken Spitzen. Er fragte uns, ob wir auf der Stelle baar Geld haben oder warten wollten, bis eine öffentliche Anzeige käme. Du lieber Himmel, mit unſern Actien ſtands dazumal gerade verflucht ſchlecht, da griffen wir zum Baaren und er gab uns drei Guineen und etwas Silber. „Ich kann Euch nicht mehr geben," ſagte er, „denn das alte Menſch hat ein hartes Gebiß, und ich kriege nicht mehr als 10 Guineen aus ihr 'raus."

Margarethe Murphey — von der uns beiläufig die troſtreiche Verſicherung gegeben wird, daß ſie drei Jahre ſpäter auch gehängt wurde, weil ſie mit einer ſilbernen Theekanne geſprochen hatte — ſagte ungefähr Daſſelbe aus. Ebendesgleichen bekundete die Anklägerin, Katharina Stetham, die Thatſache, wie beide Diebe davon Kunde gegeben. Daß ein Mann und ein Weib an dem Nachmittage in ihren Laden getreten wären, um Spitzen zu kaufen, daß nichts von Dem, was ſie gezeigt, ihnen genügt hätte, daß ſie darauf, ihre ebenfalls kurzſichtige Tochter im Laden zurücklaſſend, die Treppe hinauf geſtiegen wäre und eine andere Schachtel herunter gebracht hätte. Der Preis von 6 Schilling für die Elle wäre ihnen zu theuer geweſen, die Käufer hätten nur 4 geben wollen. Da ſie nun nicht handelseinig geworden, wären Jene fortgegangen. Erſt fünf Stunden ſpäter vermißte ſie eine ganze Schachtel, die ſie auf 50 Pfund Sterling ſchätzte.

Hier erhob ſich der Vertheidiger des Angeklagten und behauptete, nach dieſen Ermittelungen finde die Klage angebrachter Maßen gegen ſeinen Clienten nicht ſtatt,

denn sie besagen, daß Er und zwar in dem Laden gestohlen habe. Nun ergebe sich aber, nach diesen Aussagen, daß weder er selbst noch auch in dem Laden gestohlen, vielmehr, daß er nur bei dem Diebstahl, vorher durch seinen Rath und nachher durch seine Empfangnahme der Sachen thätig gewesen. Dies bedinge nur eine thätige Beihülfe, nicht aber das Verbrechen selbst, worauf die Klage allein gerichtet worden. Sie passe deshalb nicht auf ihn, und seine Freisprechung müsse, den Gesetzen gemäß, erfolgen.

Der Gerichtshof erklärte indessen den Geschworenen, daß bei Räubereien und Einbrüchen eine thätige Hülfe vor der That für ebenso strafbar als die That selbst gelte. Wer bei einem Diebstahl zugegen sei, oder in einer Entfernung Wache stehe, sei ebenso schuldig, als Derjenige, welcher in das Haus eindringt oder die Sachen entwendet. Doch, da noch kein ähnlicher Fall der Art vorgekommen wäre, so könnte allerdings, Hinsichts dieses ersten Punktes, Zweifel obwalten, und deshalb möchte man geneigter sein die mildere Seite der Frage aufzufassen!!

Man ging zum zweiten Klagepunkte über, daß er Geld unter dem Vorwande genommen, das gestohlene Gut wieder zu schaffen, und daß er die Diebe dessenungeachtet doch nicht verfolgt habe. Dies war an und für sich kein Verbrechen. Erst durch eine Parlamentsacte im vierten Jahre der Regierung König Georg I. war bestimmt: — „Angesehen, daß da verschiedene Personen sind, die heimliche Verbindungen haben mit Diebesgesindel, und die es zu ihrem Geschäft machen, den Bestohlenen zu ihrem Gute zu verhelfen und auf diese Weise Geld von ihnen gewinnen, welches nachher zwischen ihnen und den Dieben getheilt wird, wodurch sie solche Uebelthäter

nur noch mehr ermuthigen; sei es hierdurch festgestellt, daß, wo irgend Jemand Geld oder Belohnung nimmt, unmittelbar oder mittelbar, unter Vorwand oder Anrechnung, daß er Einem oder Mehren helfen wolle zu ihrem gestohlenen Gut oder Habseligkeiten, dieser Jemand, so vorbesagtermaßen Geld oder Belohnung genommen, selbst schuldig sein soll der Räuberei — außer es wäre denn, daß dieser Jemand ergriffe oder ergreifen ließe den Dieb, der die Sache stahl, oder Zeugniß wider ihn ausbrächte — und zwar derselbigen Art, als wie der Diebstahl oder die Räuberei begangen worden, dergestalt, daß er angesehen werde als Derjenige, der selbst das Gut oder die Habseligkeiten entwandt und unter denselben Umständen, als da sie gestohlen wurden."

Dieses Gesetz, welches erst in Folge derjenigen Gaunerei, welche Jonathan mit so vielem Glücke betrieben, im Parlamente durchgegangen war, sollte ihn verderben.

Katharina Stetham, die Ladenhälterin, sagte als Anklägerin Folgendes aus:

Sobald sie am Nachmittage die Schachtel mit Spitzen vermißte, ging sie in Jonathan Wild's Haus und zeigte es dort, obgleich Jonathan nicht zu Hause war, an. Schon geübt in diesen Dingen, bestimmte sie eine Belohnung von 15 Pfund Sterling für das Wiederbringen der Spitzen, und daß deshalb weiter keine Nachfrage sein solle. Als ihr keine Meldung kam, ging sie später noch ein Mal hin und traf Jonathan jetzt selbst. Er verlangte eine Beschreibung der Personen, auf welche sie Verdacht hätte. Nachdem sie ausgesagt, was sie wußte, versprach er allen möglichen Fleiß und bat sie, in zwei bis drei Tagen wieder anzusprechen. Auch als das geschah, wollte er noch nichts Bestimmtes wissen, warf aber hin, daß er wol auf einen gewissen Kelly Verdacht habe. Am selben

Tage, wo Jonathan gefangen wurde, sprach sie zum letzten Male in seinem Hause an, und erklärte ihm jetzt: sie habe zwar nur 15 Guineen geboten, aber es solle ihr gar nicht darauf ankommen, 20 oder 25 zu geben, wenn sie nur ihre Spitzen wiedererhielte.

„Gute Frau!" fiel ihr Jonathan ins Wort, „warum so hastig? Vielleicht kann ich Euch noch für weniger helfen; und wenn ich kann, so will ich es. Jetzt sind die Leute, welche Eure Spitzen haben, aus der Stadt, aber ich will ihnen schon ein Donnerwetter nachschicken, und dann sollt Ihr es um so wohlfeiler haben." Am 10. März endlich schickte er zu ihr aus Newgate und bat sie, zu ihm mit 10 Guineen ins Gefängniß zu kommen. Sie that es und er foderte sie auf, irgend einen Commissionair mit dem Schreiben, das er übergab, und 10 Guineen an den Adressaten zu schicken. Man rief den Ersten Besten herein, der auch wirklich nach einer Weile eine Schachtel, zwar nicht die ihre, aber doch mit ihren Spitzen, brachte, wovon nur 1 Stück fehlte. Erfreut rief sie: „Nun, Master Wild, was bin ich Ihnen für Ihre Bestellung schuldig?" — „Nicht einen Heller," erwiderte er. „Nicht einen rothen Heller, Madame. Ich treibe diese Dinge nicht um irdischer Vortheile willen, sondern nur zum Besten der armen Leute, die in Unglück gerathen sind. Seid auch nicht um des einen verlorenen Stücks willen in Sorge, denn auch das hoffe ich über kurz oder lang noch aufzutreiben. Ja, es ist möglich, daß ich Euch nicht allein noch zu den 10 Guineen, sondern auch zu dem Diebe verhelfe. Möge es Euch immer wohl ergehen. Da Ihr eine Witwe und gute Christin seid, verlange ich auch von Euch nichts, als daß Ihr für mich betet; dafür will ich Euch herzlich dankbar sein. Ich habe zu viel Feinde, und Gott weiß, was noch die Folge dieser meiner Gefangenschaft sein wird."

Die Thatsache war zum Ueberfluß erwiesen. Jonathan Wild's Advocat versuchte aber aus dem Buchstaben der Gesetze eine seltsame Vertheidigung, wie sie eben nur vor englischen Gerichten vorkommen dürfte. Die Murphey habe geschworen, daß Wild selbst der Räuberei schuldig sei, indem er mit Denen, welche die Güter stahlen, im Einverständniß gehandelt. Somit habe die erwähnte Acte, auf Grund deren er hinsichts dieses zweiten Punktes angeklagt sei, auf ihn keine Anwendung, indem sie ausdrücklich nur gegen solche Personen gehe, welche nicht selbst Diebe wären, sondern nur in entfernterer Verbindung mit ihnen ständen. Da sein Client, nach dem Obigen, nun selbst Dieb sei, wäre die Acte hier falsch angewandt und die Klage ungültig. Das Gericht war anderer Ansicht, daß nämlich auch Diebe unter den Personen mitbegriffen sein könnten, welche heimliche Verbindungen mit Diebesgesindel hätten, daß der ganze Wortlaut und Zusammenhang des Gesetzes auf Wild und den vorliegenden Fall passe, und daß es endlich eine merkwürdige Art, sich zu vertheidigen, sei, indem Jemand sage: Ich bin mehr schuldig, als wofür Ihr mich ansehn wollt, und deshalb bin ich weniger straffällig!

Die Jury sprach ihn Hinsichts des ersten Klagepunktes frei; Hinsichts des zweiten fand sie ihn für schuldig. Er ward zum Tode verurtheilt.

Aber auch ohne Acten und gerichtliche Untersuchung über seine anderweitigen Thaten, kam sein ganzes verbrecherisches Leben bald zur allgemeinen Kenntniß, indem Brochuren darüber publicirt wurden, welche alles Fabelhafte, was nur im Munde des Volkes umging, aufnahmen,

während andere Schriften beflissen waren, das Zugedichtete vom rechten Stamme abzuschneiden. Zu Dem, was wir eine actenmäßige Wahrheit nennen, kam man freilich auf diesem Wege nicht, denn kaum hätte Jonathan Wild's Gedächtniß selbst ausgereicht, sich aller seiner Streiche und Verfolgungen zu entsinnen. Zu unserm Zwecke ist jedoch überflüssiges Material vorhanden, aus dem der Mann und sein Gewerbe, wie es war, deutlich genug in die Augen springt, und wir werden uns, um unsere Leser nicht durch Wiederholungen zu ermüden, nur auf die Hervorhebung einzelner seiner Unternehmungen und Praktiken beschränken müssen, welche den Charakter der Zeit und der gerichtlichen Zustände am deutlichsten wiederspiegeln.

Jonathan Wild war von rechtlichen Aeltern — sein Vater war Zimmermann in Staffordshire — etwa um 1682 geboren. Er hatte auf der Schule einige Fortschritte gemacht, besonders in der Arithmetik; gefiel sich aber nicht in der Lehre beim Schnallenmacher, zu dem ihn sein Vater gebracht, und ebenso wenig bei seinem Weibe, mit dem man ihn früh verheirathet hatte. Er verließ Birmingham, wo er sich niedergelassen, seine Frau und einen Knaben auf ihrem Arme, um sein Glück in London zu suchen, befand sich aber schon nach wenigen Monaten im Schuldgefängniß, wo er vier Jahre verblieb und die hohe Schule zu seinem nachmaligen Leben durchmachte.

Er lernte hier eine Straßendirne kennen, Mery Milliner, die alle Künste und Wege kannte, welche verbrecherische Schlauheit in einer so großen Stadt wie London einschlägt, und nachdem sie sich, bald nach ihrer Freilassung, ohne Beihülfe eines Pfarrers verheirathet, trieben sie ein recht einträgliches Geschäft, welches auch wol

anderswo als in London vorkommt. Die junge Frau ließ sich mit einem jungen Verehrer von dem eifersüchtigen Ehemanne überraschen, der Zorn und Wuth schnaubte, zum Degen griff und mit der Polizei drohte, sich aber endlich doch mit mehr oder minderer Baarzahlung beschwichtigen und abfinden ließ.

Einige reiche junge Edelleute, welche auf diese Weise in ihre Netze gingen und sich schwer loskaufen mußten, setzten sie bald in Stand, sich ein kleines Haus zu kaufen. Jonathan war durch die früheren Verbindungen seiner gewitzigten jungen Frau bald mit allen Prigs — was wir nur umschreibungsweise mit Galgenstricken übersetzen wollen — von einigem Rufe in der Stadt bekannt geworden. Mit angeborener Schlauheit hatte er sich zum Vertrauten aller ihrer Geheimnisse gemacht; er kannte ihre Schlupfwinkel, ihre besondern Talente und Neigungen und in welcher Art sie ihre Beute veräußerten. Kurz, er wußte so viel von ihnen, daß er ihr Leben in seiner Hand hatte und aus einem Vertrauten ihr Dirigent, ja ihr Tyrann wurde.

Früher konnte ein Dieb, wenn er eine Beute gemacht, sie leicht wieder in andere Hände bringen; er verlor nur etwas vom wirklichen Werthe. Das Gesetz hatte damals noch keine Strafe für die Käufer gestohlener Sachen. Aber nachdem eine Parlamentsacte durchgegangen war, welche die That der Hehler und Käufer gestohlenen Gutes, in sofern sie wußten, daß die Sachen gestohlen seien, als Diebstahl und Raub stempelte, erlitt der Verkehr einen bedeutenden Stillstand. Die wenigen Trödler, welche das Geschäft noch fortzusetzen wagten, liefen große Gefahr und ließen sich dafür ungeheuer bezahlen, dermaßen, daß den armen Dieben für sich selbst fast nichts blieb, und das ganze Diebesgeschäft seinem Ruin nahe war.

Da bildete Jonathan Wild's erfinderischer Geist einen großartigen Plan aus, welcher dem Geschäfte einen neuen Aufschwung gab. Er berief die vornehmsten Prigs zu sich und hielt an sie folgenden Vortrag:

„Ihr wißt, meine wackern Freunde, daß, wie der Handel jetzt geht, Ihr die erbärmlichsten Aussichten habt. Denn wenn Ihr ein Ding gemacht habt und Ihr bringt es zu unsern Trödlern und Pfandleihern, so lassen Euch diese gewissenlosen Schacherer mit Fremdem höchstens ein Viertel von Dem kosten, was die Sache werth ist. Bietet Ihr's aber einem Fremden an, so ist zehn gegen eins zu wetten, er spricht mit Euch, woher Ihr es habt. Wo kann bei solchem traurigen Zustande ein Mensch von seinem Verdienste leben? Denn, wenn er nicht verhungern will, so läuft er Gefahr, geschnürt zu werden und, meine Freunde, das ist eine verdammt häßliche Sache. — Folgt Ihr aber meiner Anweisung, so will ich Euch ein Mittel zeigen. — Wenn Ihr auf einen Gang auswart und mit Erfolg mit einem Dinge gesprochen habt, laßt mich dann Alles, was darum hängt, wissen. Ich will mich dann anheischig machen, dem Schelm, der die Sachen früher hatte, sie zurückzuzahlen, und für Euch dafür mehr Lösung erheben, als Ihr von dem schuftigen Trödlergesindel je erwarten könnt. Seid nur auf Eurer Hut und Ihr sollt dann Alle klipp und klar sein."

Das englische Rothwälsch, von welchem diese Rede strotzt, hielten wir nicht der Mühe werth, in unsere Diebessprache zu übersetzen.

Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung und der Plan wurde sogleich ins Leben gesetzt. Sobald ein Diebstahl, Einbruch, ein Straßenraub von den vereinigten Dieben begangen worden, wurde Jonathan davon in Kenntniß gesetzt. Ihm mußte gemeldet werden: 1) was

gestohlen worden, 2) wann, 3) wie, 4) wem. Die Effecten wurden dann an einem passenden Orte niedergelegt, niemals aber in seinem eigenen Hause; denn beim Beginn seines Geschäftes verfuhr er äußerst vorsichtig, erst später, als es so ungemein glücklichen Fortgang hatte, wurde er dreister.

Wenn Alles so vorbereitet und in Ordnung war, ging Jonathan, oder auch seine Mery Milliner, zu den Beraubten und sprach zu ihnen etwa in folgender Art: „Zufällig hörte ich neulich, daß Sie bestohlen worden. Ein Freund von mir, ein rechtlicher Trödler, hat jetzt einige Effecten, weil sie ihm verdächtig scheinen, angehalten. Mir schien es meine Pflicht, Sie davon in Kenntniß zu setzen, obgleich ich nicht weiß, ob die Ihrigen wirklich darunter sind. Sollte dies der Fall sein, was ich von Herzen wünsche, so werde ich meine ganze Mühwaltung darauf verwenden, sie Ihnen wieder zu verschaffen, vorausgesetzt, daß Sie Niemanden deshalb in Ungelegenheit bringen und dem ehrlichen Manne etwas für seine Bemühung zuwenden wollen."

Welcher Bestohlene ist nicht froh, wenn er seine Sachen nur wiedererhält, und sehr zufrieden, wenn er selbst keine Ungelegenheiten davon hat. Jonathan machte daher bald ungeheure Geschäfte. Zeigte sich der Bestohlene indessen mistrauisch und richtete an ihn zu viel Fragen, so setzte er sich aufs hohe Pferd und antwortete ihm: „Mein Herr, ich kam nur her, um Ihnen nützlich zu sein. Denken Sie etwa anders von mir, so muß ich Ihnen sagen, daß Sie sich in einem Irrthume befinden. Ich sagte Ihnen nur, daß eine verdächtige Person einige Effecten zum Versatz angeboten und der Pfandleiher die Rechtlichkeit gehabt hat, sie anzuhalten. Deshalb, mein Herr, wenn Sie mich nach Dieben fragen, so habe ich Ihnen nichts

mehr zu sagen, als daß ich Ihnen Rechenschaft über mich selbst zu geben habe. Mein Name ist Wild, mein Haus ist da und dort, wo Sie mich an jedem Tage in der Woche finden mögen, und ich bin Ihr ergebenster Diener." Diese Sprache verfehlte selten ihre Wirkung. Man verhandelte mit ihm wie er wollte, und in diesen Fällen pflegte er seine Foderungen bedeutend höher zu schrauben.

Da Jonathan seine Procente vom Trödler erhielt, so nahm er anfänglich von den Bestohlenen selbst gar keine Bezahlung und erwarb sich dadurch beim Publicum einen ziemlichen Ruf. Mit seinem steigenden Ruhm und Glück änderte er indessen seine Maßregeln. Er meldete sich jetzt nicht mehr bei den Bestohlenen, sondern ließ diese sich bei ihm melden. In seinem Bureau empfing er sie mit vornehmer Miene und officiösem Wesen. Man gab ihnen zu verstehen, daß sie gleich bei ihrem Eintritt einen Kronenthaler niederlegen müßten. Dann fragte er sie nach ihren Namen, wo sie lebten, wann und wie sie beraubt wären, wen sie wol in Verdacht hätten, über die Beschaffenheit der gestohlenen Sachen und wie viel sie wol für deren Wiederbeschaffung zahlen wollten? Ihre Antworten wurden genau in ein Buch eingetragen und er entließ sie mit der Versicherung, daß er alle mögliche Nachforschungen anstellen werde, und wenn sie sich nach einigen Tagen wieder zu ihm bemühen wollten, hoffe er ihnen schon Auskunft geben zu können.

Bei ihrem nächsten Besuche lautete gewöhnlich die Antwort: „Allerdings habe ich etwas von Ihren Effecten in Erfahrung gebracht, aber die Person, die ich nach Erkundigungen ausschickte, berichtet mir, daß die Schufte behaupten, sie könnten die Sachen für mehr Geld versetzen, als Sie bieten. Wenn Sie daher auf ihre Wiedererlan=

gung hoffen, müßte ich Ihnen rathen, beſſere Bedingungen zu ſtellen. Indeſſen, wenn ich die Kerle nur einmal zu Geſicht bekäme, ſo könnten Sie verſichert ſein, daß ich ſie zur Vernunft brächte."

Indeſſen nahm er nicht immer das mehr gebotene Geld an. Es war nur ein neues Manoeuvre, ſich vor den Leuten wichtig zu machen und ihnen zu zeigen, wie er keine Mühe ſcheue und dabei ganz uneigennützig verfahre.

Seine ſtrengen inquiſitoriſchen Verhöre der Beſtohlenen hatten immer einen Zweck. Entweder wußte er bereits Alles; dann galt es, die Befragten zu täuſchen und ihnen einen hohen Begriff von ſeinem Eifer für die Sache beizubringen. Wußte er aber noch nichts, oder war doch noch nicht im Klaren über den ganzen Verlauf, ſo erwarb er ſich ſelbſt dadurch Kenntniſſe, welche er ſpäter gegen ſeine Diebe gebrauchen konnte. Sie durften ihm dann nichts verbergen. Thaten ſie es doch, oder wollten ſeine Bedingungen nicht annehmen, ſo geſchah es auf ihre Gefahr.

Durch ſein Inſtitut erhielten mit einem Male Dinge einen Werth, an die früher Niemand gedacht hatte, daß es ſich lohne, ſie zu ſtehlen. Taſchenbücher, Ladenbücher, Rechnungen und andere Scripturen, welche bis da bei jedem Einbruch unberührt liegen geblieben waren, wurden jetzt fortgenommen; denn da ſie für den Eigenthümer von Werth waren, wußte man, daß er für ihre Wiederſchaffung etwas Erkleckliches geben werde. So legte man ſich jetzt auch darauf, andere an ſich werthloſe Kleinigkeiten, an die ſich eine ſpecielle Vorliebe, eine Erinnerung knüpfte, zu entwenden, weil ihre Eigenthümer mehr dafür bezahlten als ſie werth waren.

Jonathan wurde jetzt ein Gentleman. Er trug einen

Degen an der Seite. Doch soll der erste Gebrauch desselben nicht den Gentleman verrathen haben, indem er seiner sogenannten Frau im Zorn damit ein Ohr abhieb. Dies veranlaßte eine Trennung; doch erwies er sich großmüthig gegen die Geschiedene. Mery Milliner war es ja gewesen, die ihn in die große Gesellschaft seiner jetzigen Freunde eingeführt; er setzte ihr eine Pension aus, welche sie ihr Leben hindurch erhielt.

Ehe Jonathan indessen ein Gentleman wurde, hatte er sich durch einige Zeit mit einem nicht minder berüchtigten Manne seines Gelichters associirt, oder vielmehr, er war als dessen Gehülfe aufgetreten, als er nur erst eine kleine und der City-Marschal Charles Hitchen bereits eine große Größe war. Das Geschäft des Stadtmarschalls war, lüderliches Gesindel festzunehmen und Diebe zu ergreifen. Jonathan hatte es, zur Begründung seines eigenen Rufes, vortheilhaft gefunden, sich auch auf dies Metier zu werfen, welches ihm, außer dem Rufe eines rechtlichen Mannes, obrigkeitliche Belohnungen und mehr noch eine genauere Kenntniß des Diebesgelichters und großen Respect bei demselben verschaffen konnte. Aber er hatte sich schon 1715 von dem Marschall getrennt, ein anderes Haus bei Old-Bailey bezogen und betrieb nun auch dieses Geschäft auf eigene Rechnung.

Der Stadtmarschall war wüthend darüber und drohte, er wolle Jonathan's ganze Schurkereien aufdecken. Ja, er wolle ihn der Welt so zeigen, daß er sich schämen solle, wieder sein Gesicht sehen zu lassen. Mehre Jahre dauerte ihre gegenseitige Feindschaft fort, und sie bekämpften sich Beide, merkwürdigerweise, durch — Flugschriften, in welchen Jeder die Kniffe und Schlechtigkeiten des Andern aufdeckte, wahrscheinlich zur großen Belustigung des Publicums, aber, wie es scheint, ohne daß die Obrigkeit

damals weder gegen den Einen, noch gegen den Andern einschritt. Diese Flugschriften sind uns erhalten, ohne daß wir unsere Leser mit weitläufigen Auszügen daraus behelligen wollen, obwol sie als Curiositäten Anspruch auf Aufmerksamkeit machen. Die Schrift des Stadtmarschalls ist wichtig, weil sie ein ziemlich vollständiges Wörterbuch der damaligen Diebessprache enthält, im Uebrigen aber plump und ungeschickt abgefaßt ist. So schildert er seinen Gegner: „Seht diesen König unter den Dieben, diesen Generallügenmeister von England, diesen Generalcapitain der Armee aller Plünderer, diesen außerordentlichen Ambassadeur des Königs von Dunst und Wind, seht, wie er seine Residenz aufgeschlagen hat im Palast der Königin der Hölle, wo er fortwährend Audienz ertheilt, um gestohlenes Gut zu empfangen, um es zurückzuzahlen, nämlich wenn man Sr. Excellenz genug bietet. — — Sicherlich solch ein Ungeheuer von Unbilligkeit ist in der ganzen bewohnten Welt nicht wieder zu finden, als allein in diesem Königreiche und in dieser unglückseligen Stadt der Verderbniß! — O London! London! ehedem so berühmt wegen deiner guten Ordnung, woher denn bist du itzo eine Höhle und ein Schlupfwinkel geworden für alle Diebe, Räuber und den Abschaum aller Schurken!" Jonathan's Schrift verräth dagegen den feineren und in seinem Fache gebildeteren Schelm, der seiner schlechten Sache hier und da einen erträglichen Schein zu geben und wenigstens die Lacher auf seine Seite zu ziehen weiß.

Ein Mal ruft der Stadtmarschall aus: „Die Steine in den Straßen müßten aufschreien über solche fluchwürwürdige Praktiken, wie sie in dieser Stadt und den benachbarten Orten begangen werden von Dieben, Räubern und vor Allem von — Diebesfängern (thieftakers).

Ein Diebesfänger, der Justiz überliefert, ist von mehr Vortheil für die Stadt als hundert ergriffene Diebe!" So kannte der Mann den Werth seiner eigenen Profession. Er erzählt uns, wie einst in der Stadt ein abscheulicher Raub an einer Dame, die in ihrer Kutsche nach Hause fuhr, von drei der gefährlichsten Räuber begangen worden, und wie Jonathan Wild, als die Gerechtigkeit ihnen auf den Fersen war, schnell sein ganzes Gelichter zusammenberufen, um ihnen die äußerste Gefahr vorzustellen, wenn diese drei tüchtigen Mannen ergriffen und gerichtet würden. Wie er deshalb einen der Drei bestimmt, sich als Königszeugen zu melden, welcher nun eine ganze Sippe unbedeutendere Diebe, als bei dem Verbrechen betheiligt, angeben müssen, unter Herbeischaffung mehrer gestohlener Sachen und anderer Beweise, und wie darauf, zum Spott für die Gerechtigkeit, ein Paar arme Schelme verurtheilt und hingerichtet worden, während die eigentlichen Verbrecher frei davongekommen wären!

Weshalb ergreift er die armen Dirnen auf den Straßen, ruft er an einer andern Stelle aus, weshalb dringt er in die schlechten Häuser und faßt und schleppt wen er irgend da trifft in die Gefängnisse? Die Antwort ist: damit die halb Schuldigen in der großen Lasterschule der Kerker vollkommen verdorben und, wieder entlassen, von den rechtlichen Leuten ausgestoßen, gezwungen sind, zu ihm ihre Zuflucht zu nehmen und den großen Troß seiner dienstbaren Geister zu vermehren. Um sich vor dem Galgen zu schützen, müssen sie sich ganz ihm zu eigen ergeben und sind auf Lebenszeit verloren.

Sehr richtig bemerkt Jonathan Wild in seiner Antwortschrift: Wenn zwei von einer Profession in Hader lebten, so liefere das dem Publicum mancherlei seltsame Aufschlüsse über das Geschäft selbst, ob dieses nun Die-

besfänger, Advocaten oder Geistliche wären; und demnächst entwirft er ein solches Bild von der Thätigkeit seines Rivalen, daß man vom moralischen und auch juristischen Standpunkte nicht anstehen kann, seinen Ankläger für ebenso schlimm, nur gröber in seinem Verfahren, zu erklären. Zur Kenntnißnahme von dem damaligen Polizeiwesen in London wären auch daraus Mittheilungen von Interesse. Auch der Stadtmarschall war im Erpressungssystem geübt und scheint es besonders darauf angelegt zu haben, unbescholtene Personen zu ergreifen, wie Damen, Geistliche, die sich auf der Straße zufällig verirrt, um von ihnen Lösegelder zu erzwingen, wo der öffentliche Scandal für ihren Stand und Charakter schon gefährlich werden konnte. Auch der Marschall scheint, nur in gemüthlicherer Weise, in großer Vertraulichkeit mit dem Gesindel, das er zu verfolgen bestimmt war, gestanden zu haben; so läßt ihn Jonathan ein Paar öffentliche Dirnen, welche eine gestohlene Uhr herauszugeben verweigern, anreden: „Ihr seid die undankbarsten Dinger von der Welt, mir das selbst zu verweigern, da ich Euch doch, wenn ich nur was wußte von einem Herrn und wo er was Werthvolles hatte, nie daraus ein Geheimniß machte, ja Euch die Person so genau beschrieb, daß Ihr gar nicht fehlgreifen konntet. Und solche Lumperei mir verweigern! da mag der Teufel mit Euch handeln.“ Es kommen in dieser Schilderung eines nichtsnutzigen Beamten auch manche joviale Züge vor, welche uns die Ueberzeugung gewähren, daß die englischen Dichter, von Shakspeare bis zu den Romanschreibern des vorigen Jahrhunderts, ihre ergötzlichen, trunkenen, habsüchtigen und groben Constablers und Polizeibeamte aus der Wirklichkeit mehr als aus ihrer Phantasie entnahmen. Jonathan malt uns den Stadtmarschall als einen Riesenkörper, dem nichts gefehlt

als der Huffuß, um den Beelzebub zu repräsentiren. Er ward noch vor dem Ausgange seines gelehrigen Schülers, der ihn weit übertroffen, seines Amtes entsetzt, und wegen fleischlicher Vergehungen, die in England streng bestraft werden, gerichtet.

Jonathan Wild hatte nicht blos das Costüm eines Gentleman angenommen, er betrug sich auch als solcher. Seine Lords, wie er sie nannte, gehorchten ihm pünktlich, indem sie ihn in alle Heimlichkeiten ihrer Räubereien einweihten und ihm ihre Beute zu seiner Verfügung überließen. Er dagegen versicherte, daß sie sich ganz auf seinen Schutz verlassen könnten, und wirklich besaß er so viel Ehrgefühl, daß er, was in seinen Kräften war, that, um, was er ihnen versprochen, zu halten. Dieses strenge Festhalten an seinem Worte befestigte dermaßen seinen Credit, daß, wenn er zu Einem von ihnen sandte, mit dem Versprechen eines sichern Geleites, dieser auf der Stelle vor ihm erschien, obgleich er wohl wußte, daß es in Jonathan's Macht stand, ihn zu hängen. Wenn sie kamen und mit seinen Vorschlägen einig wurden, schieden sie als gute Freunde; wenn sie aber halsstarrig sich zeigten, sagte er ihnen: „Ich habe Euch mein Wort gegeben, daß Ihr sicher kommen und gehen solltet, und so geht denn auch — aber seht Euch wohl vor, denn wenn Ihr mich wieder seht, so seht Ihr einen Feind."

Sie konnten ihm auch mit gutem Grunde vertrauen, denn durch seine vielfachen Verbindungen hatte er sich die Macht verschafft, sie an den Galgen zu bringen oder entschlüpfen zu lassen, wann es ihm gefiel. Folgten sie seinem Rathe, so waren sie sicher, er ließ sie in Ruhe; wurden sie von Andern verfolgt, so konnten sie darauf bauen, daß er sie bald in Sicherheit brachte. Wenn es zum schlimmsten mit seinen Lieblingen stand, wußte er es

stets dahin zu bringen, daß sie zu Kronzeugen erwählt wurden, indem er durch seine vielfachen Kanäle den Obrigkeiten zu insinuiren wußte, daß sie genaue Kenntniß von den andern gesuchten Verbrechern hätten. Wußten sie nicht genug, so war er es, der sie mit dem Nöthigen bekannt machte. Glückte auch das nicht, so verstand er es, die Hauptzeugen gegen sie zur Zeit zu entfernen, und sie wurden wegen fehlenden Beweises entlassen.

Dagegen war er unerbittlich streng gegen die unabhängigen Diebe. Wer etwas gestohlen hatte und versetzte oder verkaufte es, ohne ihn zu Rathe zu ziehen, wer seine Bedingungen nicht annahm, oder irgend sonst wie seiner Autorität sich widersetzte, war sicher, daß die üblen Folgen nicht ausblieben. Jonathan verdoppelte seine Aufmerksamkeit, diese Uebertreter zu entdecken und der Justiz zu überliefern, und da er seine Augen überall hatte, hielt es sehr schwer, ihm zu entkommen. Er empfing dafür die von der Obrigkeit ausgesetzte Belohnung. Doch spornte ihn dies vielleicht weniger zur Aufmerksamkeit an; sein eigentlicher Lohn war der immer steigende Respect und die Furcht, welche er unter dem Diebesgesindel einerntete, und die Rücksichten, welche die Polizei nothwendigerweise für einen Mann nehmen mußte, der so viel für die öffentliche Sicherheit that.

Eine Mordthat war auf offener Straße in London begangen, die sehr viel Aufsehen machte und Schrecken erregte. Eine Dame hatte mit ihrem Sohne das neue Theater von Sadlers Wells besucht. Um 10 Uhr waren sie nach Hause gegangen, der Sohn mit einer Leuchte vorauf. Nahe an der Gartenmauer von Grays Inn wurden sie von fünf Kerlen angefallen. Sie bliesen dem Sohne das Licht aus, rissen ihm Hut und Perrücke ab und schlugen ihn nieder. Da die Mutter, Mistreß Knap,

laut schrie und um Hülfe rief, feuerte einer der Räuber eine Pistole auf sie ab und sie sank in ihrem Blute nieder und starb. Der Mord, welcher zur Entdeckung führen mußte, hatte wol nicht in der Absicht der Räuber gelegen, sondern war nur die unvorbedachte, rasche That des Einen unter ihnen, weshalb sie auch selbst in der nächsten Diebesschenke eine Untersuchung anstellten, wer es gethan, was sich leicht ermitteln ließ, indem Jeder seine Pistole vorzeigen mußte. Indessen durfte ein solcher Frevel nicht geduldet werden, und die ganze Polizei war auf den Beinen, Niemand aber thätiger als Jonathan Wild. Nach der flüchtigsten Beschreibung, welche ihm der überlebende Sohn von den Männern im Dunkeln liefern konnte, hatte er die ganze Sippschaft erkannt und, mit Schlauheit und Kühnheit sie verfolgend, lieferte er alsbald vier davon in die Hände der Gerechtigkeit. Der Eine wurde Königszeuge, die drei Andern wurden gehängt.

Nur der fünfte, Timotheus Dun, hielt sich versteckt, und schien allen Eifer, welchen Jonathan an den Tag legte, zu verspotten. Aber für Letztern war es eine Ehrensache geworden, er hatte sich selbst das Wort gegeben, auch diesen fünften Mörder zu fassen. Er wußte, daß ein Mensch seines Gelichters nicht allzu lange in seinem Versteck ausdauern könne, er mußte aufs Neue seinem Geschäfte nachgehen oder verhungern. Jonathan ging sogar eine Wette von 10 Guineen mit seinen Spießgesellen ein, daß er Dun noch vor den nächsten Assisen haben müsse.

Dun ward auch in der That seines Verstecks bald überdrüssig. Er schickte seine Frau aus, um sich unter der Hand in Jonathan's Hause zu erkundigen, wie die Dinge ständen, und auf den Busch zu klopfen, ob eine Uebereinkunft mit dem erzürnten Regulator, wie er

genannt wurde, möglich sei. Ihre Nachrichten müssen nicht tröstlich gewesen sein. Aber als sie am Abend fortging, sandte ihr Wild seinen Getreuen, Abraham, nach, um ihrer Fährte zu folgen (to dog her home!). Die gewitzigte Frau des Diebes merkte es. Sie ging ins Wasser (che took water), d. h. sie schiffte sich über die Themse. Der Spürhund folgte ihr in einem andern Boote. Sie hatte einen guten Geruch und schlug eine entgegengesetzte Richtung ein; aber er blieb immer hinter ihr, bis sie zum zweiten Male über die Themse setzte, und er wieder in einem andern Boote sie verfolgte. Endlich in der Dunkelheit glaubte sie ihn verloren zu haben, da er sich in gehöriger Entfernung hielt. Dennoch ließ sein scharfes Auge sie nicht außer Acht und sah, wo sie in ein Haus in Southwark ging. Um sicher zu sein, machte er an der Hausthür ein Zeichen mit Kalk.

Am frühen Morgen des nächsten Tages führte Abraham seinen Herrn dahin mit noch zwei Begleitern, unter diesen ein Advocat, Riddlesden, einer der verwegensten Abenteurer, der häufig in Jonathan's Listen vorkommt, und dessen unternehmendes und verbrecherisches Leben, an Wandel des Schicksals reich, allein Stoff zu einem Romane lieferte. Zur Charakteristik der gesellschaftlichen Zustände jener Zeit ein Beitrag; auch ein Rechtsgelehrter, ein Mann, der bei den Frauen besonders Glück machte und dem sie mit aufopfernder Treue anhingen, selbst bis ins Gefängniß und in die Transportation, unter Jonathan Wild's Gefolge! Der Reporter sagt sehr naiv bei Erwähnung dieses Falles: „Ob Riddlesden schon gehängt worden, haben wir zur Zeit noch nicht in Erfahrung gebracht."

Dun's Haus ward von den Vieren umstellt. Als er die Verfolger auf der Treppe hörte, stieg er aus seinem

Hinterfenster auf ein niedriges Dach, dessen unteres Ende nur etwa acht Fuß von der Erde ab war. Abraham stand aber schon im Hinterhofe Wacht und feuerte seine Pistole auf ihn. An der Schulter verwundet, stürzte Dun in den Hof hinab. Obgleich er nicht mehr entfliehen konnte, brannte ihm Riddlesden noch seine Pistole, mit kleinem Schrot geladen, ins Gesicht. Er ward gefangen, den Gerichten überliefert und gehängt. Jonathan gewann seine 10 Guineen, die ordnungsmäßig bei Eingang der Wette deponirt waren, eine große Belohnung, welche die Obrigkeit ausgesetzt hatte, und noch größeren Ruhm.

Doch war dies nicht seine einzige That dieser Art. Er verfolgte mit eigener Lebensgefahr noch mehre der schlimmsten Räuber, und hätte dem Gemeinwohl wirklich von Nutzen werden können, wenn er diese Verfolgungen nicht lediglich als Deckmantel für seine eigenen Geschäfte betrieben hätte. Jeden unabhängigen Räuber konnte er aber in keinem andern Lichte betrachten, als dem eines Rebellen gegen seine Autorität. Ein Arnold Powel hatte sich durch glückliche Hauseinbrüche einen bedeutenden Namen in London gemacht. Mehrmals ließ er ihn warnen, ihn auffodern, sich ihm zu unterwerfen. Powel vertraute seinem Glücke und spottete seiner, was Wild Anlaß gab, mit Aufwand aller seiner Kräfte, ihm auf die Sprünge zu kommen, bis er seine Verhaftung bewirkte und die nöthigen Zeugen wider ihn auftrieb. Jetzt erst ging Powel in sich, bereute und warb um Jonathan's Gunst. Dieser bewilligte sie ihm großmüthig unter den Bedingungen, welche er selbst dem kecken Räuber früher vorgeschrieben. Er rettete ihn für diesmal vom Galgen, indem er am Gerichtstage die Zeugen zu entfernen wußte.

Umsonst hatte Jonathan, um den Schein zu retten,

als thue er Alles für das gemeine Beste, dann und wann sich dazu verstanden, einige seiner eigenen Leute an den Galgen zu liefern; es reichte nicht aus, um seine eigenen Praktiken zu verbergen. Sein Handel mit gestohlenen Gütern war zu weltbekannt geworden, um länger geduldet zu werden. Deshalb ging im Jahre 1718 (viertes Regierungsjahr Georg I.) die schon oben erwähnte Parlamentacte durch, durch welche es Jedermann zum Verbrechen angerechnet ward, Belohnungen von Bestohlenen anzunehmen, unter dem Vorwande, ihnen zum Ihrigen wieder zu verhelfen, es sei denn, daß sie wirklich die wahren Diebe verfolgten.

Diese Parlamentsacte war gegen Jonathan Wild und sein Treiben eigens gerichtet; ein Malefikant also war Jonathan, der sich der Ehre rühmen konnte, auf die Gesetzgebung seines Landes von gutem Einfluß gewesen zu sein. Man meinte auch allgemein, daß diese Verordnung sein Geschäft ruiniren müsse. Sie that ihm indeß nur auf kurze Zeit Abbruch; er änderte Einiges im Verfahren, ward vorsichtiger und das Geschäft blühte wieder auf.

Jetzt mußten die Bestohlenen zwei oder drei Mal zu ihm kommen und er hatte stets die Antwort: aller seiner Bemühungen ungeachtet, habe er noch nichts ermitteln können. Endlich hatte er denn die Spur gefunden und wußte den Besitzer. Nun hieß es: wenn Ihr da und dorthin so und so viel Geld schickt, wird man dem Ueberbringer die Effecten ausliefern. Gewöhnlich wurde der Commissionair mit dem Gelde an eine Straßenecke in einem entfernten Stadttheile beschieden, wo ihm ein unbekannter Mann entgegenkam und das Geschäft Zug um Zug abgemacht ward.

Zuweilen übergab ein Unbekannter dem Bestohlenen,

wenn er auf der Straße ging, ein Packet, worin die Güter waren, und steckte ihm zugleich eine Note zu über einen Betrag von so und so viel, die er da und dorthin zu zahlen habe.

In andern Fällen wollte er von der Sache zuerst nichts wissen, schützte die Gefahr vor, die er laufe, und veranlaßte die Bestohlenen, daß sie den ersten Schritt thun mußten und durch öffentliche Anzeige so und so viel Belohnung Demjenigen aussetzten, welcher die Sachen an Jonathan Wild bringen würde. Er ward dadurch bevollmächtigt, sie ohne weitere Nachforschung in Empfang zu nehmen.

In den beiden ersteren Fällen sah er weder den Dieb, noch bekam er die gestohlenen Sachen in die Hand, oder empfing das Geld; im dritten Falle that er auch nichts, als daß er als Freund die Hand dazu reichte, bei einem Vorschlage mitzuwirken, welcher von einem Dritten allein auszugehen schien. Er hatte die Hand nicht im Spiele, er that nur, was jeder andere unbescholtene Mann gleichfalls gethan haben würde.

Hatten die Bestohlenen nun ihre Sachen wieder erhalten und fragten, was sie ihm für seine Mühe schuldig wären, so antwortete er mit der gleichgültigsten Miene von der Welt, sie möchten ganz nach ihrem eigenen Gutdünken handeln, er für sich verlange gar nichts. Er sei froh, daß es in seiner Macht gestanden, ihnen einen Dienst zu leisten. Was er gethan, habe er aus Grundsatz gethan, ohne Aussicht auf Vortheil. Wenn man ihm aber durchaus ein Geschenk machen wolle, so stände das freilich bei Jedem, er betrachte es aber als einen reinen Act ihrer Freigebigkeit, und würde es auch seinerseits nicht als Belohnung, sondern nur als eine Gunstbezeigung annehmen.

Auf diese Weise vergrößerte sich noch sein Geschäft, und da seine Kunden von allen Theilen der Stadt ihm zuliefen, errichtete er zu ihrer und seiner Erleichterung eine Commandite jenseits der Themse, wo er seinen Getreuen, Abraham, als Bureauchef einsetzte.

Aber die große Anstrengung hatte seine Kräfte angegriffen. Er mußte, um seine Gesundheit zu erholen, sich auf einige Zeit aufs Land zurückziehen, und nahm deshalb Abraham wieder in sein Hauptgeschäft, wo derselbe mit außerordentlicher Treue, Fleiß und auch, eines solchen Herrn würdigem, Geschick sich aufführte. Abraham war für Wild ein Schatz. Doch hatte er noch einen zweiten, sehr tüchtigen Gehülfen, Quilt Arnold.

Die Landluft hatte ihm wohlgethan; er kehrte neu gestärkt nach der Stadt zurück, und seine Geschäfte nahmen einen neuen Aufschwung. Unter den hundert Histörchen, welche erzählt werden von seinem Scharfblicke und dem Geschick, die verwickeltsten Sachen schnell zu durchschauen, erlauben wir uns nur eine von heiterer Art zu erzählen.

Ein Seidenhändler aus Lombardstreet sandte seinen Hausknecht mit einer Kiste reicher Stoffe zum Werth von mehr als 200 Pfund Sterling aus. Drei Diebe folgten ihm und hatten große Lust, mit der Kiste ein Gespräch anzufangen. „Heda, Hausknecht," rief ihn der Eine an, „willst Du einen Sixpence verdienen?" — Warum nicht, war die Antwort. — „So laufe für uns schnell einmal dort nach der Schenke am Ende der Straße zurück und laß Dir vom Kellner den Roquelaur geben, den dieser Herr da vergaß. Als Zeichen und Unterpfand nimm meine Uhr mit. Aber schnell; setz Deine Kiste derweil hier nieder. Ich will drauf Acht haben. Aber schnell, schnell, sonst hilft es uns nichts."

Die Herren waren anständig gekleidet, die Uhr hielt er in der Hand; was sollte er Anstand nehmen? Er setzte die Kiste nieder und lief was er laufen konnte. Aber in der Schenke wußte Niemand von einem Roquelaur, der zurückgeblieben. „Schon gut, Ihr traut mir nicht," sagte der Hausknecht. „Aber ich habe von dem Herrn ein gutes Pfand — da ist seine goldene Uhr." — Gold? — Es war nur lackirtes Zinn. Der betroffene Hausknecht stürzte zurück, wo er die Herren gelassen, aber da war weder ein Herr, noch eine Kiste zu finden. Der unglückliche Diener ging mit sich zu Rathe, was zu thun sei. Was sollte er seinem Herrn sagen? Ihm gestehen, daß er ein solcher Dummkopf gewesen, der sich so grob übertölpeln lassen? Er war ein verlorener Mann und sann auf eine Lüge. Er kam zu einem Entschlusse. Die Straße war voll Koth. Er warf sich auf die Erde und wälzte sich im Schmuz. So kam er heulend nach Hause und erzählte, er sei von zwei Kerlen überfallen worden, die ihn auf den Kopf geschlagen, ihn niedergeworfen hätten und mit der Kiste auf und davon gerannt wären.

Die Sache klang so wahrscheinlich, daß der Seidenhändler keinen Augenblick daran zweifelte und sich augenblicklich an Jonathan Wild wandte. Wild hörte ihn ruhig an: „Mir scheint es, Ihr Hausknecht ist ein Lügenmaul. Erlauben Sie, daß ich ihn holen lasse, und ich hoffe, Sie davon zu überzeugen." Der Hausknecht kam und ward von Abraham in ein Zimmer gebracht, das nur durch eine dünne Wand von dem getrennt war, in welchem sein Herr mit Jonathan war. Abraham examinirte ihn. Der Hausknecht machte eine ausführliche Erzählung von den drei furchtbaren Kerlen, die ihn angefallen, geschlagen und dann fortgelaufen wären. Abraham zuckte die Achseln

und meinte, das wäre schlimm, denn wenn es ein offenbarer Raub wäre, würden sie nicht wiederkommen, wo es sich ums Leben handle. „Aber die Wahrheit werden wir schon herausfinden. Gaben sie Euch denn die Uhr als Ihr schon lagt, oder als Ihr noch auf den Beinen standet?“ — Die Uhr? fragte der erschreckte Diener. — „Nun, das Pfand, um den Roquelaur zu holen.“ — Der Teufel, woher wißt Ihr auch das? rief der Mann aus und bekannte seine Dummheit. In ähnlicher Weise brachte Wild die Thäter, von denen er schon Kunde hatte, zum Bekenntniß, indem er einen Streit zwischen Mann und Frau veranlaßte, wenigstens belauschte. Der Seidenhändler erhielt seine Waaren zurück, Wild seinen Lohn und Gnade für die Diebe.

An zwei so treuen Dienern, wie Abraham und Quilt Arnold, hatte indessen Jonathan nicht genug, und manche Andere, auf die er fest gerechnet, verließen ihn. Wenn dies geschah, konnte es ihn in die äußerste Wuth versetzen, und er strengte Alles an, ihrer wieder habhaft zu werden und sie zu verderben. Es galt nicht seinen Vortheil, es galt seine Autorität, seinen Credit vor dem Publicum. In seinem Buche stand eine goldene Uhr und eine Schachtel mit Spitzen verzeichnet, welche nur Jack Butler gestohlen haben konnte, und Jack meldete sich nicht. Es verging ein, zwei, es vergingen drei Monate und er kam nicht zur Abrechnung. Jonathan schwor, er wolle ihn für seine Undankbarkeit züchtigen, und widmete der Nachsuchung nach dem Treulosen alle Kräfte. Da indeß Jack sich vom Geschäfte ganz zurückgezogen hatte, so war dies keine kleine Aufgabe. Endlich fand er die Spelunke auf, in welcher sich Jack verbarg. Mit einem Verhaftsbefehle in der Tasche und mehre Begleiter zur Hand, drang er früh Morgens in sein Haus und stieg, die gespannte

Pistole vor sich, die Treppe hinauf. Es geschah nicht so leise, daß Butler nicht seinen alten Meister hörte. Er sprang aus dem Bette, warf sich in die nöthigsten Kleidungsstücke und entkam glücklich aus dem Fenster in den Hof. Von hier kletterte er über die Mauer auf die Straße. Der Laden eines Färbers stand offen. Er lief hindurch in das dahintergelegene Waschhaus, wo Frauen beim Waschen beschäftigt waren. Er werde verfolgt, rief er ihnen zu, er sei ein Unglücklicher, und bat sie um des Himmels willen ihn zu verstecken. Die guten Frauen wurden von Mitleid bewegt und wiesen ihn in den Kohlenverschlag. Inzwischen hatte Jonathan die Thür zu Jack's Stube erbrochen und fand das Nest leer, ohne eine Spur zu entdecken, wohin er sich gewandt. Doch stürzte er die Treppe wieder hinunter und sah sich auf der Straße um. Sein Instinct sagte ihm, daß er in einem Hause in der Nähe sich müsse verborgen haben. Des Färbers Laden war offen. Er traf den Eigenthümer und erklärte ihm, er könne nicht anders glauben, als daß der Schuft hier hinein gesprungen sei; denn noch sei keine andere Haus- oder Ladenthüre in der ganzen Straße geöffnet. Der Färber versicherte, das sei unmöglich, denn er habe sich höchstens auf eine Minute aus dem Laden entfernt. Jonathan versicherte ihn, das sei gerade Zeit genug für den Mann, den er suche, um sich einzuschleichen.

Der Färber erlaubte ihm nachzusuchen, und die ersten Fragen wurden an die Weiber im Waschhause gestellt. Sie leugneten zuerst, bis er sie für ihre Aussage verantwortlich machte, da der Entsprungene ein gefährlicher Dieb sei. Die erschrockenen Mädchen wiesen ihn nun nach dem Kohlenverschlag. Jonathan ging mit einem Licht hinein, konnte aber nichts entdecken. Er stieg in den

Keller hinunter und durchstöberte jeden Winkel; aber auch dort war es todtenstill. So ward die Küche, der Laden Boden, das ganze Haus, wo nur Raum für einen menschlichen Körper war, durchsucht, aber alle Arbeit war vergeblich. Jonathan rief aus: er sei nie in seinem Leben so getäuscht worden. Jetzt erklärte er seine Meinung, der Mensch müsse wieder aus dem Hause fort sein. Der Färber dagegen bewies ihm, daß, wenn er vorhin ins Haus gekommen, es eine Sache der baaren Unmöglichkeit wäre, daß er wieder fort sei. Es führe kein anderer Weg aus dem Hause als durch den Laden, und er müsse sich unsichtbar gemacht haben, wenn er auch durchgeschlüpft wäre. Es war diesmal ein unbefangener Dritter, der Färber, welcher dem geübten Diebesfänger den verlorenen Muth wiedergab und ihm anrieth, noch einmal im Keller nachzusuchen. Alle stiegen hinab und der Färber löste das Räthsel, indem er ein großes Faß umdrehte, unter welchem Jack Butler seine klägliche Erscheinung machte. Jonathan schäumte vor Wuth, und drohte diesem Schuft aller Schufte, daß es ihm eine Herzenslust werden solle, wenn er ihn am Stricke zappeln sehe. Jack Butler schwieg still und ergab sich in das Unvermeidliche. Aber er war nicht minder klug als Jonathan und — kannte seinen Meister. Unterwegs nach dem Gefängniß flüsterte er ihm süße Worte zu, nicht Bitten und Schmeicheleien, die waren nicht angebracht, aber er deutete ihm an, daß er ihm noch mancherlei zeigen könne, was ihm lieber wäre als ein gefangener Dieb. Jonathan verstand die Sprache vollkommen und führte den Mann zuvörderst in dessen Wohnung zurück, wo er hinter dem Bette so Vieles und Interessantes fand, was ihn zum vollen Mitleid gegen den armen Jack Butler stimmte. Zwar mußte er ihn, da der Scandal zu öffentlich erfolgt war, ins Gefängniß

abliefern, aber durch seine geschickte Behandlung der Zeugen brachte er es dahin, daß Jack nicht am Galgen zappelte, sondern nur eine Reise nach Amerika antrat.

Jonathan war auch ein eben so thätiger Freund, als er ein furchtbarer Feind sein konnte. Sein erfinderischer Geist hatte noch ein anderes großartiges Geschäft kurze Zeit mit Glück betrieben. Er führte nämlich, wie der große Highwayman Watkins, einen bedeutenden Handel nach Holland und Flandern, wohin er die gestohlenen Uhren, Ringe, Schnupftabacksdosen, das Silbergeschirr, und zuweilen, heißt es, auch die Banknoten, welche auf der Landstraße von Highwaymen besprochen waren, überführte. Für diesen Handel hatte er eine eigene Schaluppe gekauft, zu deren Capitain er einen berühmten Abenteurer seiner Zeit, Roger Johnson, eingesetzt, einen Mann, welcher zu Lande wie zu Wasser gleich kühn und unternehmend gegen fremdes Eigenthum war. Sein Haupthandelshafen war Ostende, von wo er die Effecten nach Brügge, Gent, Brüssel vertrieb und dafür holländische Leinewand und Spitzen zurückbrachte. Die Waare ward in der Regel des Nachts eingebracht und Johnson bemühte selten die Zollbeamten mit der Visitation. Aber nachdem dieser Handel zwei Jahre vortrefflich gegangen war, verlor Johnson durch ein Misgeschick zwei Ballen Leinwand und fand es angemessen, den Verlust auf das Conto eines andern seiner Befrachter einzutragen. Dieser ward so wüthend darüber, daß er Johnson's Zolldefraudationen auf der Stelle angab, worauf das Schiff confiscirt und Johnson in eine Strafe von 700 Pfund Sterling genommen wurde. Zwar machte dies dem Handel, aber nicht der Freundschaft zwischen Jonathan und Johnson ein Ende. Der Letztere kam oft in Verlegenheiten durch Streitigkeiten mit Freunden und Spießgesellen, die

ihn dann beraubten und gefangen setzten. Er brauchte es nur Jonathan Wild zu melden, so wußte dieser Auskunftsmittel. Entweder schickte er Raufbolde hin, die neuen Zank anbinden mußten, während dessen der Gefangene entschlüpfen konnte, oder er, der sich so gut mit der Policei stand und alle Heimlichkeiten der betreffenden Personen kannte, brachte schnell einen Verhaftsbefehl gegen Johnson's Feind aus, ein Manoeuvre, wodurch dieser wieder Luft erhielt!

Nichts desto weniger war Jonathan's Muth in letzter Zeit gesunken. Gerade in Folge einer dieser Streitigkeiten, wo er für Johnson intervenirt, hatte dessen dadurch beleidigter Gegner auch legale Mittel gefunden, ihn zu verfolgen. Er mußte sich drei Wochen verstecken; als er unvorsichtig zu früh aus seinem Versteck trat, wurde er arretirt, kam zwar wieder los, aber das Glück wollte ihm nicht mehr wohl. Von der Gicht geplagt, gelähmt, verzagte er an seinem eigenen Glück, als Manches ihm misglückt war. So kam es denn, daß er, der feine Gauner, sich zu dem plumpen Auftrag verstand, welchen er einem kaum aus Irland herübergekommenen Diebe ertheilte, und ihn, den noch nicht geprüften, dadurch zum Herrn über sein Schicksal machte.

Jonathan Wild benahm sich in seinem Gefängniß nicht mit der Charaktergröße, welche man vielleicht nach seiner so schlau ausgeführten Rolle erwarten sollen. Er war körperlich und geistig zerschlagen. Aber während ihn das Gefühl seiner Sündenthaten niederdrücken sollen, erlog er sich einen Trotz auf seine Verdienste, die er dem Gemeinwesen geleistet. Sein Geschäft sei ja nur gewesen, antwortete er auf die Ermahnungen des Geistlichen, verlorne

Güter wieder zu erstatten. Indem er so vielen Herzögen, Grafen und Lords das Ihre wieder verschafft, meine er ein besseres Loos verdient zu haben. Er, der die größten und gefährlichsten Räuber, die England je belästigt, gefangen habe und dafür zum Lohn nur Schmarren und Wunden am Kopf, an den Beinen, am ganzen Leibe trage, er schien fast immer in der größten inneren Verwirrung und meinte, das komme eben von diesen Wunden her, die er fürs Vaterland empfangen. Zwei Brüche in seinen Schädel hätten sein Gehirn verwirrt, obwol sie mit Silberplatten bedeckt waren.

Der Geistliche klagte, daß Jonathan nie während seiner Gefangenschaft mit den übrigen Verurtheilten in die Kapelle gekommen. Doch geschah es nicht aus Frechheit und Trotz. Er sagte, er sei lahm und könne sich kaum auf seinen Beinen aufrecht erhalten, geschweige denn so weit gehen. Ein andermal entschuldigte er sich damit: er hätte so viel Feinde unter den übrigen Gefangenen, daß sie nicht allein durch ihr Geflüster und mit dem Fingerweisen seine Andacht stören, sondern vielleicht auch einen Aufstand veranlassen würden. Er wisse aber, daß zu Gott beten ohne Aufmerksamkeit schlimmer sei, als gar nicht beten. Inständigst ersuchte er daher, da es ihm unmöglich sei, in der großen Versammlung in der Kapelle seine Andacht zu verrichten, ihn nicht dahin zu bringen. Man wandte auch keine Gewalt an.

Uebrigens hielt er die andern Missethäter in Ordnung und in einem gewissen Anstand und verhielt sich während der allgemeinen Gebete sehr ruhig. Auch verlangte er das Abendmahl am Tage vor seiner Hinrichtung und ließ sich darauf in theologische Gespräche über einige spitzfindige Fragen ein. So wünschte er zu erfahren, wie es mit der Seele stände im ersten Augenblicke, wo sie vom

Körper getrennt worden? wo denn eigentlich die andere Welt liege? u. s. w. Man erwiderte ihm, daß dies Dinge von minderer Wichtigkeit für ihn wären, und daß es für ihn besser sei, mit aller Aufrichtigkeit seine Sünden zu bereuen und die ewige Gerechtigkeit und unendliche Gnade des Allmächtigen, die durch des Heilandes Verdienst auch ihm zu Theil werden könne, ernstlich in den Sinn zu fassen. Alsdann schien er auch aufmerksam auf die Gebete zu hören.

Am Abende vor seiner Hinrichtung fragte er: wie es denn komme, daß die edlen Griechen und berühmten Römer, die sich selbst getödtet, mit solchem Ruhm in der Geschichte genannt würden, wenn der Selbstmord ein Verbrechen sei? Man gab ihm zu bedenken, daß auch die Weisesten unter den Alten den Selbstmord als eine That der Feigheit gebrandmarkt hätten, weil der Selbstmörder nicht Kraft genug entwickele, um die Schickungen zu ertragen, welche die Vorsehung ihm auferlege. Das Christenthum spreche sich aber noch entschiedener dagegen aus.

Jonathan erklärte darauf, der Selbstmord sei gottlos; es war aber nur Verstellung. Er hatte sich eine Portion Laudanum zu verschaffen gewußt und verschluckte sie Morgens gegen 2 Uhr. Aber weil er zu viel genommen und vorher gefastet, tödtete es ihn nicht. Er ward so schläfrig, daß er die Augen nicht aufbehalten konnte, sein Kopf sank ihm beim Gebet auf die Brust. Zwei seiner Mitgefangenen versuchten ihn aufzurichten. Sie faßten ihn unter die Arme und versuchten mit ihm zu gehen. Dies erweckte ihn wieder etwas. Er wurde plötzlich sehr blaß, schwitzte heftig und sank besinnungslos nieder. Jetzt aber half sich die Natur durch ein heftiges Erbrechen und er ward gerettet, um — am Galgen zu sterben.

Aber noch immer verschlafen, und starr und dumpf

vor sich hinblickend, ward er in den Karren gehoben, der ihn nach Tyburn führte. Der Pöbel in England ist in der Regel mitleidig, wenn Verdammte zu ihrem letzten Leiden hinausgefahren werden; nur in Ausnahmsfällen, wie wir bei einem andern Falle in diesem Lande sehen werden, jubelt er vor Grimm auf. So war es auch bei Jonathan Wild's Hinrichtung. Das Volk knirschte mit den Zähnen und fluchte ihm. Steine und Koth flogen gegen ihn, als er auf dem Karren saß und noch da, als er schon in den letzten Zuckungen am Galgen schwebte. Er hatte sich am Ziel seiner Reise ziemlich von den Wirkungen des Laudanums erholt; aber als die Andern, welche mit ihm hingerichtet wurden, bereit waren, und der Henker ihn nun auch ermahnte, aufzusteigen, schien es, als ob Schlaf- oder Starrsucht, oder eine gänzliche Apathie ihn aufs Neue fessele. Er blieb sitzen, regungslos. Jetzt aber tobte der Pöbel und drohte, den Henker selbst auf den Kopf zu schlagen, wenn er noch länger Mitleid habe. Nun mußte er, um sich nicht selbst einer wirklichen Gefahr auszusetzen, den Träumer aufrütteln.

Montag am 24. Mai 1725 endete Jonathan Wild zu Tyburn am Galgen.

Er hat keine andern Schriften oder Selbstbekenntnisse hinterlassen, als die von ihm geführten Listen über Diebe und gestohlenes Gut. Eine Complaint of Jonathan Wild, die gedruckt erschien, rührt natürlich nicht von ihm her, ist aber wie die berüchtigten „letzten Todesreden" der Verbrecher, welche oft noch vor ihrer Hinrichtung ausgeschrieen und verkauft werden, im Sinne abgefaßt, welchen der Todte in seinen letzten Reden zur Schau trug. Sie ist in einigen skurrilen Versen merkwürdig genug:

Undankbarkeit ist Euer Erbtheil, Britten,
Blind seht Ihr nicht, was ich für Euch gelitten.

Der Euch wohlthat, für den nur Spott und Hohn?
Euch galt mein Dienst und das ist Euer Lohn?
Der Kerker hier für Arbeit jahrelang,
Und nun zuletzt nach Tyburn noch der Gang!
— — — — — —
Wie wird das Volk, das ich hinabgesandt,
Aufjauchzen an der Unterwelten Strand!
Wie werden sie mich anstarrn, lachend, schrei'nd:
Sieh' endlich kommt er auch der alte Freund!

Doch nur getrost, es kommt die Zeit heran,
Wo Uhren man verliert in Drury-Lane.
Wo schöne Tabacksdosen gehn abhänden,
Und Ringe, Taschentücher allerenden,
Wo Phyllis auf dem Maskenball verliert,
Was eben erst ihr Schatz ihr offerirt. —
Denn, Ihr, gedankenlose Ungeheuer,
Die Ihr jetzt jauchzt, als wärt Ihr sichrer, freier,
Die Reue kommt zu spät — Ihr ruft wohl dann:
Ach hätten wir noch unsern Jonathan!

Jonathan Wild's Leiche ward im Pankratiuskirchhof beerdigt. Aber nach zwei Nächten ward sie wahrscheinlich von den Wundärzten gestohlen; wenigstens sah man um Mitternacht eine Tragbahre und sechs Menschen in der Nähe stehen, und fand am Morgen darauf an der Stelle einen leeren Sarg.

Jonathan hatte außer seiner ersten angetrauten Frau, noch 5 andere Frauen; auch wartete er mit der neuen Ehe nicht immer bis die letzte Frau todt war. Von jener hatte er einen Sohn, der bei des Vaters Tode 19 Jahre alt war. Es war ein Knabe von so ungestümem Temperament, daß man es für nöthig hielt, ihn während der Hinrichtung seines Vaters einzusperren, aus Furcht, er möchte unter dem Pöbel einen Aufstand anfangen.

Urban Grandier.

1634—1637.

Zu den Zeiten Richelieu's lebte in der Stadt Loudun ein Geistlicher von eben so ausgezeichneten Eigenschaften, als er, zu seinem Unglück, sich derselben bewußt war. Urban Grandier, aus Niedermaine gebürtig, war ein Zögling der Jesuiten in Bordeaux gewesen. Seine Lehrer hatten ihrem wohlgerathenen Schüler, zur Ehre des Ordens und ihm selbst zum Lohne, die einträgliche Pfarrei zu St. Peter in jener Stadt und noch außerdem eine Pfründe an der dortigen Collegiatkirche zum heiligen Kreuz verschafft. Diese Bevorzugung eines Fremden in einer Stadt, wo er gar keine Verwandtschaften hatte, seine Talente, sein Stolz und sein Lebenswandel erweckten den Neid gegen ihn. Er selbst, im Vollgefühl seiner Kraft und seines Ansehens, nährte ihn durch die Verachtung, mit welcher er auf seine Neider herabsah. Aus dem Neide wurde Todfeindschaft, die sich in unvermeidlichen Verfolgungen aussprach, welche endlich gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts einen Proceß hervorriefen, der an Gehäßigkeit, Aberwitz und Grausamkeit an die Zeiten des finstersten Fanatismus erinnert, um so furchtbarer und ruchloser aber erscheint, als er in einem Zeitalter spielt, wo die Franzosen bereits auf

den Ruhm der unterrichtetsten, feinsten und aufgeklärtesten Nation Anspruch machten. Entsetzlich durch die Facta an und für sich, aber noch empörender, als man annehmen darf, daß die große Mehrzahl der Ankläger, Verfolger und Richter wissentlich ein grobes Gaukelspiel trieben und ebenso von der Lüge und Thorheit ihrer eigenen Anklage als von der Unschuld ihres Opfers überzeugt sein mußten. Ein furchtbares Exempel, zu welchen Excessen, auch unter dem Mantel der Gerechtigkeit, der Parteihaß führen kann, wenn er sich des religiösen Wahnes bemeistert.

Urban Grandier war ein schöner großer Mann, von edler, würdevoller Haltung, von lebhaften, durchdringenden Augen. Er trug und kleidete sich ausgesucht, ohne etwas Gezwungenes merken zu lassen. Im Umgange war er unterhaltend und gern zu Mittheilungen geneigt. Er ließ den feinen Denker und gelehrten Mann durchblicken. Sein Ruf als Kanzelredner war groß; die Leichenrede, die er beim Tode eines geachteten Schriftstellers jener Tage gehalten, ist im Druck aufbewahrt und rechtfertigt den Ruhm, welchen seine Zeitgenossen ihm zollten.

Die Bettelmönche hatten bis da in Loudun und der umliegenden Gegend für die besten Prediger gegolten, ihr Ruhm war einträglich für ihre Kasse gewesen. Urban entriß ihnen jenen und diese Vortheile zugleich. Er bemühte sich, ihnen auch die Seelsorge zu entreißen, predigte wider diese Brüderschaften und ermahnte die Leute, sich in allen Herzensbedrängnissen lieber an ihre Pfarrer zu wenden, welche es aufrichtiger mit ihnen meinten. Auch die Waffen des Witzes brauchte er gegen die Mönche mit doppeltem Erfolg. Die Karmeliter wurden lächerlich und seine erbitterten Feinde.

Urban hatte Schwächen, die seinen Feinden die Waf-

fen in die Hand gaben. Mit einem Stolz, der an Uebermuth grenzte, betrug er sich gegen sie; zum Verzeihen fühlte er sich nicht geneigt, und wenn er einen Rechtssieg erstritten, verfolgte er ihn mit unerbitterlicher Härte. Auf diese Weise hatte er sich zwei Todfeinde erworben: den Priester Mounier und den Canonicus Mignon. In einem Wortwechsel behandelte er eines Tages den Präsidenten des Steueramtes in Loudun, Barot, mit so viel Stolz und Verachtung, daß auch die Gelassenheit selbst nicht unempfindlich hätte bleiben können. Barot war sehr reich, er war Mignon's Oheim, und hatte Vettern und Basen in großer Anzahl in der Stadt, die alle vor dem gnädigen Oheim und seiner reichen Erbschaft auf den Knieen lagen. Durch diese Sippschaft war die halbe Stadt im Bunde gegen Urban; er stand fast allein, und bewarb sich in seinem Stolze um keine Verbündeten.

Urban verband mit diesem unbeugsamen und stolzen Charakter einen entschiedenen Geschmack zu Liebeshändeln. Ein Mann von feiner Gestalt, feinen Gaben, und dazu die priesterliche Würde, war er den Frauen gefährlich. Er galt für unwiderstehlich. Die Eifersucht minder glücklicher Nebenbuhler, der Haß von Ehemännern und Vätern gegen ihn, der, kraft seines Amtes, in den Häusern Zutritt hatte, die Weiber bezauberte, und die er bezauberte, ins Gerede brachte, vermehrte die Zahl seiner Feinde. Es hieß, daß auch die schöne Tochter des königlichen Procurator Trinquant sich ihm ergeben und ein Kind von ihm gehabt. Der Vater, von Zorn verblendet, stellte deshalb einen Proceß an, der ihm zu nichts half und weder Urban's noch seiner Tochter Schuld herausstellte, aber auf ihn selbst das ganze Gewicht des Lächerlichen warf. Den Fehltritt der Tochter hätte Trinquant vielleicht, diese Folge konnte er Urban nicht vergeben.

Der stolze Priester bewahrte aber, neben diesen Versündigungen gegen seinen Stand, eine Tugend, die in dem galanten Frankreich sehr hoch angeschlagen wurde. Er rühmte sich nicht seiner Eroberungen, er sprach nie von ihnen, und hielt das unverbrüchlichste Stillschweigen, selbst unter den Qualen der Tortur, über die Damen, mit denen man ihn des unerlaubten Umganges bezüchtigte. Man vermuthete, daß er, unbeschadet seiner vielfachen Liebschaften, eine Geliebte hatte, die sein ganzes Herz besaß, mit der er sogar, zu ihrer Beruhigung, eine Gewissensehe geschlossen haben sollte. Nie aber ist der Name dieser Dame bekannt geworden. Er sündigte übrigens in diesem Punkte weniger aus Leichtsinn, als aus Grundsatz, indem man unter seinen Papieren eine geistvoll geschriebene Abhandlung „gegen das eheloſe Leben der Priester" fand.

Das Complott seiner Feinde versammelte sich bei Barot. Verstärkt durch den königlichen Advocaten Menuau, der gleichfalls Urban im Verdachte des Umganges mit seiner Gattin hatte, beschlossen sie, Alles anzuwenden, den gemeinschaftlichen Feind zu verderben, oder ihn wenigstens aus Loudun ganz fortzutreiben.

Zwei schlechte Kerle mußten eine Klage gegen den sittenlosen Priester bei den Gerichten erheben, mit der Beschuldigung: daß er mit Weibern und Mädchen Unzucht getrieben, keine Religion besitze, niemals sein Brevier bete und sogar in seiner eigenen Pfarrkirche eine Frau gemisbraucht habe. Während dieser Proceß gegen Urban vor dem Civillieutenant Chauvet verhandelt wurde, erlaubte sich einer der Verschworenen, ein reicher Edelmann, Duthibaut, den Priester, als er, mit dem Chorhemde bekleidet, in seine Kirche ging, um das Hochamt zu halten, auf offener Straße zu insultiren. Urban hatte ihm, ge-

wiß sehr unpassend für den Moment, mit seiner gewöhnlichen hohen Art die Verunglimpfungen vorgeworfen, die Duthibaut gegen ihn ausgestoßen habe. Dieser, statt einer Antwort, schlug ihm mit dem Rohre mehrmals über den Kopf.

Urban eilte nach Paris, warf sich dem Könige zu Füßen und flehte für diese einem Priester zugefügte Beleidigung um Genugthuung, die ihm auch der entrüstete Monarch versprach. Die doppelte Anklage und der doppelte Proceß kreuzten sich; wir können aber in Kürze darüber weggehen, da beide Untersuchungen nur Vorgänge der schreckenvollen Verfolgung sind, welcher Urban später erlag. Seine Feinde waren stärker als der gute Wille des Königs, dem beleidigten Priester Recht zu verschaffen. Der Bischof von Poitiers, Urban's nächster geistlicher Oberer und von seinen Feinden durch falsche Mittheilungen gegen ihn gewonnen, gesellte sich den letztern zu und es fehlte schon bei dieser Untersuchung nicht an den empörenden Willkürlichkeiten der späteren. Urban mußte zwei Monate in einem traurigen, feuchten Gefängnisse, in das ihn der Bischof werfen lassen, schmachten, während die Zeugen vor dem geistlichen Gerichte furchtbare Dinge gegen ihn aussagten; und so sicher waren die Verbündeten ihres Erfolges, daß sie schon einen der Barot'schen Vettern, unter Begünstigung des Bischofs, in den Besitz seiner Pfründe setzten.

Inzwischen kam, auf Anrufung des Verklagten an das pariser Parlament, die Untersuchung an die weltlichen Richter. Als der Civillieutenant von Loudun in commissarischem Auftrag die Untersuchung führte, gaben die Zeugen ganz andere Antworten, als die geistlichen Richter zu Protokoll genommen hatten, einige widerriefen gerade zu und legten das freiwillige Bekenntniß ab, sie wären

verführt und bestochen worden, besonders vom Procurator Trinquant. Ja, es fanden sich unleugbare Beweise, daß man bei dem geistlichen Gerichte Umstände zu Protokoll gebracht, die den Zeugen nicht in den Sinn gekommen waren. Zwei Priester protestirten deutlich und feierlich, daß man ihre Aussagen durch und durch verfälscht hätte.

Den Anklägern hatte der Proceß viel Geld gekostet und versprach, wie die Sachen standen, wenig Erfolg. Keiner der vielen Ehemänner und Liebhaber der des Umgangs bezüchtigten Frauen, war zu einer Aussage gegen Urban Grandier zu bewegen. Obgleich der Bischof, von der Kanzel herab, die um seine Frevel Wissenden ermahnte, sich vor Gericht zu stellen, erschien Niemand. Das Gericht zu Poitiers mußte am 25. Mai 1631 Urban Grandier von der gegen ihn erhobenen Anklage vorläufig freisprechen.

Der Muth seiner Feinde war gebrochen, gleich wie ihr Geld ausgegangen war. Sie sollten noch mehr beschämt werden. Der Erzbischof von Bordeaux, dem der Bischof von Poitiers untergeben war, kam in die Nähe von Loudun. Er untersuchte, auf die an ihn gerichtete Appellation, den Proceß selbst, und sprach (am 22. November 1631) Urban Grandier von allen ihm zur Last gelegten Verbrechen völlig frei, setzte ihn wieder in sein Amt ein und überließ es ihm, auf Schadenersatz zu klagen.

Der Erzbischof war ein umsichtiger Mann. Er erkannte die Gefahr, welche dem vereinzelten Priester mitten in einer Stadt unter so erbitterten Feinden drohte. Er gab ihm den freundlichen Rath, seine Pfründe zu vertauschen und versprach ihm, in Anerkennung seiner ausgezeichneten Gaben, ihm anderswo eine angemessene Stellung zu verschaffen. Urban Grandier lehnte das Aner-

bieten aus Stolz ab. Er wollte seinen unwürdigen Feinden trotzen. Möglich auch, daß eine zärtliche Verbindung es ihm schwer oder unmöglich machte, von Loudun fort zu gehen.

Urban Grandier aber that noch mehr. Recht um seine Gegner zu reizen, hielt er bei seiner Rückkehr nach Loudun einen förmlichen Triumphzug, und trug dabei einen Palmenzweig in der Hand. Seine Freunde bedauerten diese Ueberhebung, seine Feinde freueten sich und sannen auf neue Mittel, ihre Rache zu kühlen. Das Parlament hatte den Proceß Urban's gegen Duthibaut ausgesetzt, bis nach Entscheidung der Untersuchung gegen den Ersteren. Jetzt setzte er diesen Proceß mit allem Eifer fort und gewann ein günstiges Urtheil, das er in aller Strenge ausführen ließ. Duthibaut mußte einen öffentlichen schimpflichen Verweis mit entblößtem Kopfe anhören, und ward in verschiedene Geldbußen und die Erstattung aller Kosten verurtheilt. Auch damit nicht zufrieden, schickte der vielfach gereizte Mann sich an, seine geheimen Angeber und Widersacher beim Parlament zu verfolgen und stellte dazu Entschädigungsklagen gegen Alle an. Vergebens warnten ihn seine Freunde, vergebens malten sie ihm seine wahre Lage aus, daß er in einem Lager lauernder, aufs äußerste erbitterter Feinde sich schutzlos befinde; er solle sie nicht noch mehr reizen. Er wollte sich rächen und zeigen, daß er auf sein Recht und seine Unschuld baue, und selbst schleuderte er die Fackel in den Scheiterhaufen, der ihn verzehren sollte.

Von einer Seite her, wo er und Niemand es erwarten durfte, sollte der neue Angriff gegen ihn ausgehen; eine kunstvoll und doch albern angelegte Mine. Mehrmals trat er sie unerschrocken aus; die Vernunft, der französische Witz waren auf seiner Seite. Aber die

Mönche, seine Feinde, zündeten sie immer wieder von neuem an und fachten das Feuer heller und heller an; sie bearbeiteten die Gemüther des Volks, bis die Atmosphäre selbst von dem Feuerstoff geschwängert war, und der allgemeine Wahn auch die Vernünftigen und Beherzten so erschreckte, daß sie verschüchtert schwiegen. Die Erscheinung der Besessenen von Loudun steht nicht vereinzelt da, weder in der Geschichte jener Tage, noch in andern, ja selbst in unsern Zeiten. Sie wäre ein Beitrag zur Geschichte des geistigen Contagiums, welches unserer Philosophie so viel zu schaffen machte, wenn nicht in diesem Falle der offenbare Betrug zur Evidenz erwiesen wäre. Aber sie ist ein Beleg für die alte politische Wahrheit: daß ein Betrug, der durch den Wahn des Pöbels getragen werden soll, nicht fein, sondern so grob als möglich angelegt werden muß.

Einige Jahre vor dieser Geschichte hatte sich ein Ursulinerinnenconvent in der alten Stadt Loudun gebildet. Das Kloster war noch arm, obwohl Fräuleins aus den ersten französischen Familien sich als Nonnen darin aufnehmen lassen. Die Priorin, ein schönes junges Mädchen, war die Tochter eines Marquis von Cose und nahe verwandt mit dem Staatsrath von Loubardemont. Es befanden sich darunter Basen des allmächtigen Richelieu, des Erzbischofs von Bordeaux und anderer vornehmer Staatsmänner. Dennoch waren die Mittel der neuen Conventualen so beschränkt, daß sie in einem Privathause zur Miethe wohnten und ihren eigentlichen Lebensunterhalt durch Unterricht und Aufnehmen von Pensionairinnen sich gewinnen mußten.

Ihr erster Beichtvater, Mouſſaut, ein kluger, aufgeklärter Geistlicher, war etwa um die Zeit unserer Geschichte gestorben. Bald darauf hieß es, in dem Hause, wo sie wohnten, ginge es um, es sei der abgeschiedene Geist des Beichtvaters; vielleicht, weil er im Leben zu aufgeklärt gewesen. Einige der jüngern Nonnen und Kostgängerinnen belustigte das Gerücht und sie beschlossen, es zu ihrem Spaß zu benutzen. Sie standen heimlich des Nachts auf und ließen Thüren und Fensterladen klappen, Stühle rutschen und Fässer rollen. Die Wirkung auf die Furchtsamkeit ihrer Mitschwestern war so aufmunternd für sie, daß sie in dem Spiele nur noch dreister fortfuhren. Sie stiegen bis aufs Dach, vom Dach in die Oberböden, gingen von da in die Schlafkammern der Kostgängerinnen und zogen ihnen die Unterröcke von den Betten weg, und trieben allerhand tollen Spuck, daß der Glaube unter den geängsteten Nonnen feste Wurzel faßte, der Geist dringe durch festverschlossene Thüren. Der Geist aber hatte einen Bundesgenossen in der 15jährigen Pensionairin Maria Aubin, welche Nachts, wenn die Andern schnarchten, heimlich den Riegel zurückzog, um den Gespensterbesuch einzulassen. Nachher vermehrte sie das Schrecken ihrer Mitschwestern, indem sie unter entsetzlichen Gebärdungen und Angstgewimmer sich unter ihre Betten begrub, wenn der Geist eingetreten war.

Diesen unschuldigen Anfang hatte die historisch gewordene Erscheinung der Besessenen von Loudun. Zur Zeit ihrer Blüte daran zu erinnern, oder gar zu behaupten, daß dies die erste Ursach gewesen, wäre zur Lästerung, wo nicht zum Verbrechen geworden, das zum Scheiterhaufen führen konnte. Marie Aubin betheuerte aber noch im Alter von 65 Jahren, daß die Geschichte sich so, und nicht anders verhalten.

Der Canonicus Mignon, den wir schon als Urban Grandier's erbittertsten Feind kennen, ward nach Moussaut's Tode zum Gewissensrath der jungen Ursulinerinnen erwählt. Ein Mann von heftigen Leidenschaften, hochmüthig, rachsüchtig, von nicht unbedeutenden Gaben, die er aber nur zu seinem Hange für die Intrigue verwandte und dabei Alles aufbot, einen Heiligenschein der Frömmigkeit um seinen Scheitel zu breiten. Er wußte das Herz der alten, wie der jungen Nonnen zu gewinnen, und das der letzteren in einem Grade, daß während jene ihm die Schreckenskunde von dem Poltergeiste vertrauten, diese ihn schon zum Vertrauten ihres Muthwillens machten. Mignon verbot ihnen weder dieses Spiel, noch verrieth er es den armen Erschreckten. Als ein kluger Mann ließ er einer Sache ihren Lauf, die ihn vorläufig nicht berührte, die ihm aber nützlich werden konnte. Der Augenblick schien jetzt da, wo der lange gehegte Racheplan gegen Urban Grandier ins Werk gesetzt werden könnte.

Der Schreck hatte wirklich auf die Nerven einiger unter den ältern Nonnen eingewirkt. Diese mochten Visionen haben; andere waren physisch krank, d. h. sie litten unter den beängstigenden Symptomen, denen unverheirathete und in strenger Keuschheit lebende Frauen oft unterworfen sind. Ihr Gewissensrath erklärte ihnen, das seien untrügliche Merkmale des Teufels, der in ihnen seinen Wohnsitz aufgeschlagen habe. Er nahm Beschwörungen mit ihnen vor, und da ihnen bekannt war, welche Schmerzen der böse Geist bei Anrufung des Namens Gottes oder bei Annäherung heiliger und geweihter Dinge empfinde, und es natürlich war, daß, was ihn verletze, er dem Körper, in dem er wohnte, mittheile, so fühlten sie bei den Beschwörungen ein Drücken, Stoßen und Reißen, was nothwendigerweise Verzuckungen zur Folge haben mußte.

Dieſes Beſeſſenſein ward anſteckend. Die Priorin war für den Ruf ihres Kloſters beſorgt; denn Mignon machte ihr begreiflich, daß die Heiligen demſelben kein beſſeres Geſchenk hätten ſenden können; fromme und mitleidige Herzen würden, gerührt durch das Unglück der armen Mädchen, ſie mit milden Gaben überſchütten und das ganze Kloſter dadurch in Ruf kommen. Seine Weiſſagung ging buchſtäblich ſpäter in Erfüllung, nachdem die Priorin auch ihrerſeits Alles gethan, dem Segen des Himmels den Weg zu bahnen.

Der Beichtvater ſtellte ihr das vortheilhafte Werk nebenbei noch als ein gutes vor, um das ein kleiner Betrug ſich nicht allein verwinden laſſe, ſondern im Grunde genommen auch gottgefällig ſei. In Loudun lebten damals viele Proteſtanten. Wenn der Teufel nun mehre Nonnen beſäße und katholiſche Prieſter, kraft des Geheimniſſes, an welches die Calviniſten nicht glaubten, die unſaubern Geiſter austrieben, ſo könne das nur zum Ruhm der heiligen Kirche ausſchlagen und möglicher Weiſe auch einige verirrte Seelen in den Schoß derſelben zurückführen. Außer der Priorin wurden auf dieſe Weiſe noch zwei oder drei Nonnen für das Gott wohlgefällige Werk des Beſeſſenſeins gewonnen.

Mignon ertheilte ihnen nun Unterricht in der Wiſſenſchaft des Beſeſſenſeins, und machte ſie auf alle Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten aufmerkſam. Ausgemacht ſei es, daß der Teufel niemals in den Leib eines Menſchen fahre, wenn er nicht ausdrücklich durch einen Zauberer hineingeſchickt worden. Dies geſchähe kraft eines Bundes (Pact), den der gottloſe Menſch zuvor mit dem Teufel geſchloſſen. Man müſſe alſo zunächſt Denjenigen ermitteln, von dem es wahrſcheinlich ſei, daß er dieſe teufliſchen Neigungen hege, dermaßen, daß man auch mit

einiger Sicherheit auf ihn los inquiriren könne. — Wie in Nachdenken versunken, fuhr der Canonicus im Gespräch mit der Priorin plötzlich auf, und hatte den Menschen gefunden. — Urban Grandier, der ruchloseste Bösewicht, der verabscheuungswürdigste Priester, der durch seine Ausschweifungen die vornehmsten Familien der Stadt entehre, die Stadt in Uneinigkeit und Unruhe bringe und dem ganzen Lande das größte Aergerniß sei! Offenbar durch Zauberkünste habe er jetzt eben erst die Augen der Oberrichter verblendet, daß sie ihn, trotz der klaren Beweise seiner Schuld, freigesprochen. Wer also könne die Nonnen behext haben, als dieser wollüstige Priester? Doppelt Preis dem Herrn, wenn die Beherung und deren Austreibung die Wirkung habe, daß dieser Schändlichste aller Schändlichen entlarvt, das Land von ihm befreit und er vielleicht selbst zur Buße und zur Rückkehr zu Gott vermocht werde. Mignon stellte diese letztere Ansicht absichtlich der frommen Priorin, um ihren Glaubenseifer noch mehr zum Betruge anzufeuern. Daß Urban's Ueberführung oder Geständniß zum Scheiterhaufen führe, verschwieg er weislich dem schwachen Weibe.

Die Priorin und die vertrauten Nonnen gingen auf Alles im besten Glauben und in der besten Absicht ein. Sie leisteten dem Beichtvater einen Eid der Verschwiegenheit; aber er bediente sich, als das Werk des Betruges im Gange war, noch ganz anderer Mittel, die armen Geschöpfe zu fortwährender Thätigkeit zu zwingen. Er stellte ihnen vor, daß, wenn sie widerriefen, sie sich selbst als falsche Anklägerinnen denuncirten, und jetzt wies er ihnen mit den lebendigsten Farben den Scheiterhaufen, der ihrer als Strafe harre; er wies auf Urban's unversöhnliche Gemüthsart, der Himmel und Hölle in Bewegung setzen werde, sich an ihnen zu rächen.

Während das Gerücht von den beseſſenen Mädchen ſich durch die Stadt verbreitete, wurden im Innern des Kloſters die nöthigen Vorbereitungen gemacht, um mit der Erſcheinung vor die Augen der Welt zu treten. Diejenigen, welche ſich wirklich für beſeſſen hielten, überließ man ganz den Wirkungen ihrer erhitzten Einbildungskraft, die andern wurden in den Drehungen und Verzuckungen, die zur Verſtellung nöthig waren, unterrichtet. Mignon nahm nun im Innern des Kloſters regelmäßige Beſchwörungen vor, bei welchen ſchon einzelne Einwohner von Loudun zugezogen wurden, um den bezweckten Schrecken über die Stadt zu verbreiten. Plötzlich erſchien auch ein Canonicus Barre aus Chinon in feierlicher Proceſſion an der Spitze ſeiner Parochialen vor den Thoren zu Loudun. Fünf Meilen war er zu Fuß gereiſt, um ſeinem Confrater in dem heiligen Werke der Beſchwörung der Unglücklichen beizuſtehen, eine Vorbereitung, welche der Sache erſt den gewünſchten Eclat gab.

Barre war in Sinnesart und Neigungen Mignon nahe verwandt; nur daß er mit noch düſterer Gluth und unerſättlichem Ehrgeiz dem Namen eines Heiligen nachſtrebte. Gegen 12 Tage bearbeiteten Beide ins Geheim die Beſeſſenen, um mit ihnen vor den Augen des Publicums erſcheinen zu können. Dazu gehörte aber die Einwilligung, wenigſtens die Zuſtimmung des auf ſeine Rechte ſehr eiferſüchtigen Biſchofs von Poitiers. Dieſer ward durch ſeinen Günſtling, den Pfarrer Granger von Venier, ein übelwollender harter Charakter, von den Verbündeten aber nur deshalb miterwählt, weil er mit Urban in nicht unfreundſchaftlichen Verhältniſſen ſtand, alſo kein Verdacht der Parteilichkeit auf ihn fiel, um ſo leichter bearbeitet, als Urban ſeiner Sentenz getrotzt hatte, was er ihm nicht vergeben konnte.

Durch Granger ward am 11. October 1632 dem Bailli der Landschaft Guillaume von Cerisey, und dem Civillieutenant Chauvet die officielle Anzeige von zwei im Ursulinerkloster ohne alle Zweifel vom Teufel besessenen Nonnen gemacht. Beide wurden aufgefodert, von Amtswegen eine Sache zu untersuchen, welche in ihrem Fortgange das größte Aufsehen erregen müsse.

Die beiden obrigkeitlichen Personen begaben sich ins Kloster, an dessen Thüre sie Mignon, mit dem Chorhemde und der Stola angethan, empfing. Nach seinem Berichte wären die armen Nonnen vierzehn Tage lang durch Gespenster und fürchterliche Erscheinungen sehr geplagt worden und endlich hätten die bösen Geister sich in den Leibern der Priorin und zweier Nonnen festgesetzt. Zwar habe er, mit Unterstützung des Canonicus Barre und einiger Karmeliter den bösen Geistern dermaßen durch Beschwörungen zugesetzt, daß sie auf acht bis zehn Tage ihren Abzug nehmen müssen; allein in der vergangenen Nacht seien sie bei der Priorin und einer Laienschwester zurückgekehrt, und Beide wären in diesem Augenblick vollständig besessen. So viel er ermittelt, sei diese neue Besessenheit in Folge eines Pactes, dessen Symbol einige Rosen wären, erfolgt. Das Symbol des älteren Bundes wären 3 schwarze Dornen gewesen. Der Teufel, der sich der Priorin bemächtigt, heiße Astaroth, der bei der Laienschwester Jubilon.

Schon wollten die Beamten wieder fortgehen, da Mignon ihnen sagte, die armen Mädchen schliefen in diesem Augenblicke. Aber eine Nonne kam schnell heruntergelaufen und sagte: sie seien wieder erwacht und ihre Zufälle wären aufs neue angegangen. Man verfügte sich in eine obere Kammer, wo sieben Betten standen, in deren einem die Priorin, in einem andern die Laienschwester lag. Die

übrigen Nonnen, der Canonicus Rousseau und der Wundarzt Manouri waren zugegen.

Die Priorin galt für eins der schönsten Mädchen; kaum aber daß sie die beiden Beamten erblickt, als ihre Züge sich so verstellten, daß ihr Anblick gräßlich und fürchterlich war. Sie quikte wie ein junges Schwein, und warf sich wie ein Rasender im Bette umher. Mignon steckte zwei Finger in ihren Mund, ohne Furcht vom Teufel gebissen zu werden, und nach verschiedenen, vom Ritual vorgeschriebenen Beschwörungsformeln, begann er mit dem Teufel im Leibe der Priorin das Verhör, auf welches der Dämon nach dem vorangegangenen, sobald die Beschwörung in der Ordnung war, antworten mußte.

Frage: Propter quam causam ingressus es in corpus hujus virginis? (Aus welcher Ursach bist du in den Leib dieser Jungfrau gefahren?)

Die Stimme: Causa animositatis. (Aus Haß.)

Frage: Per quod pactum? (Unter welchem Bundeszeichen?)

Stimme: Per flores (Blumen).

Frage: Quales (was für Blumen)?

Stimme: Rosas (Rosen).

Frage: Quis misit? (Wer sandte sie?)

Stimme: *Urbanus*. Dies Wort ward mit einigem Stocken ausgesprochen, als wäre dies Geständniß wie durch die äußerste Kraft des Exorcismus hervorgelockt.

Frage: Dic cognomen. (Nenne den Zunamen.)

Stimme: Grandier. Auch dieser Name kam nur mit großer Ueberwindung heraus.

Frage: Dic qualitatem. (Nenne seinen Stand.)

Stimme: Sacerdos. (Priester.)

Frage: Cuius ecclesiae? (An welcher Kirche?)

Stimme: Sancti Petri. Auch dies kam schwer heraus.

Frage: Quae persona attulit flores? (Was für eine Person hat die Blumen gebracht?).

Stimme: Diabolica!

Nach dieser letzten Antwort kam die Priorin wieder zu sich und verlangte etwas zu essen. Die Beamten besprachen sich am Fenster mit dem Beschwörer, und meinten, er habe die Besessenen auch nach den Ursachen des Hasses befragen sollen. Mignon entschuldigte sich, daß ihm jede vorwitzige Frage verboten sei.

Als man darauf der Laienschwester, gleichfalls einem sehr schönen Mädchen, die sich aber nicht minder gräßlich verdrehte, dieselben Fragen vorlegte, machte sie mit der Hand eine abwehrende Bewegung und rief: „Der andern, der andern.“ Ihr Teufel mußte sich, vermuthet man, nicht so sicher in der Latinität fühlen, um auf 8 lateinische Fragen immer die passende Antwort zu finden.

Der Vorfall wurde genau registrirt, wobei sich ergab, daß derselbe schon früher mehre Mal, und zwar Wort für Wort sich ebenso ereignet hatte, und zwar in Gegenwart des Maire der Stadt und des königlichen Procurator Trinquant. Spötter meinten, wenn der Teufel überhaupt Latein verstehe, so dürfe man doch annehmen, daß er es gewiß besser rede, als die Priorin, die etwa wie ein Schüler aus der ABCschule geantwortet habe. Es sei überdem ein sehr einseitiger Teufel, der zu verschiedenen Zeiten und gegen die verschiedensten Personen immer nur dieselben Brocken hervorbringe, während des Teufels Wesen doch in Bosheit, Muthwillen und Zweideutigkeit sich darthue. Man meinte, die Priorin habe gerade geschwiegen, als das Latein ihres Teufels ausgegangen; drum habe nicht mehr nach dem Grunde des Hasses gefragt werden können. Auch begriff man nicht, weshalb man zu dieser officiellen Beschwörung gerade die Karmeliter, Urban's

Hauptfeinde, zugezogen, und fand es seltsam, daß wenige Tage zuvor sämmtliche bekannte Feinde des Priesters sich in einem Dorfe, in Trinquant's Hause, versammelt hatten.

Auch die beiden Beamten schienen von diesem Zweifel angesteckt. Als sie am folgenden Tage wieder ins Kloster kamen, stellten sie Mignon vor, daß bei dem Aufsehen, welches die Sache errege, es durchaus nöthig werde, daß die Beschwörungen künftig nur in Gegenwart der Obrigkeit, und von Exorcisten, welche sie dazu erwählten, vorgenommen würden; indem seine, Mignon's, Eigenschaft als Beichtvater der Nonnen und als notorischer Feind Urban's ihn im Publicum verdächtige. Mignon schien ganz willig den Befehlen der weltlichen Obrigkeit nachzukommen, dafür trat nun aber der „unparteiische" Barre auf, und berichtete von unerhörten Dingen, welche ihm die arme Priorin bei einer Privatbeschwörung vertraut. Demnach waren nicht weniger als sechs Teufel in ihrem Leibe, die alle Urban Grandier hineingeschickt. Er habe sowohl die Rosen als die Dornen durch vertraute Leute über die Gartenmauer werfen lassen, und von da an sei der Teufelsspuk losgegangen. Als die Beamten an diesem Tage des Nachmittags zu den Besessenen traten, gerieth die Priorin wieder in heftige Verzuckungen, streckte die Zunge aus dem Halse, geiferte und schäumte. Als Barre sie fragte, wann der Teufel abziehen werde, antwortete sie: cras mane (morgen früh), wußte aber auf die andere Frage nicht rechten Bescheid zu geben, und stammelte endlich das Wort finis oder finit. Die Zweifler meinten, daß der eine der sechs Teufel, der an der Reihe zu antworten gewesen, sein Latein nicht recht inne gehabt und dem Canonicus damit einen Wink geben wollen, aufzuhören. Die Priorin redete nun kein Wort mehr. Vergebens stellte man das Ciboire (das Behältniß

der geweihten Hostie) ihr auf den Kopf; bei dem Namen gewisser Heiligen fuhr sie in furchtbarem Schmerz zusammen und als Barre ihr befahl, wie Herz und Seele, auch ihren Körper in die Hand Gottes zu übergeben, antwortete sie: der Teufel habe ihn und sie besitze keine Herrschaft mehr darüber. Erst nach geraumer Zeit kam sie wieder zu sich, ihr Gesicht wurde heiter und ruhig, sie sah den Exorcisten lächelnd an und sagte, der Satan sei nicht mehr in ihr. Von Allem, was mit ihr vorgenommen, wollte sie nichts wissen. Doch gab sie genaue Auskunft davon, wie sie zum ersten Male bezaubert worden. Es sei Abends um 10 Uhr gewesen, als sie schon im Bette gelegen. Da hätte etwas ihre Hand ergriffen, sie geöffnet, drei schwarze Dornen hineingelegt, und die Hand ihr wieder zugedrückt. Weder sie noch die anwesenden Nonnen hätten etwas gesehen, aber die drei Dornen wären zu ihrem Schrecken in der Hand geblieben und alle Andern hätten sie drin gefunden in der Lage wie der Unsichtbare sie hineingelegt.

Wie zur Bekräftigung ihrer Aussage, rauschte und kratzte es in dem Augenblicke hinter der Wand, eine Katze schoß aus dem Kamin und fuhr in wenigen Sätzen auf einen Betthimmel. Der böse Geist, ein Zauberer schien gegenwärtig. Viele zitterten und wurden blaß, andere wollten fliehen; doch rissen zwei Beherztere die furchtbare Katze herab, setzten sie aufs Bett der Priorin, und Barre griff sie mit den kräftigsten Beschwörungsformeln an. Der Exorcismus rührte aber die Katze nicht, sie blieb ruhig und freundlich auf dem Bette liegen, als hätte sie schon oft diesen Platz inne gehabt. Endlich kam man zur Ueberzeugung, daß das friedliche Thier die gewöhnliche Hauskatze war.

Dafür verbrannte man einen Strauß weißer verwelk-

ter Rosen, durch welche das zweite Pactum geschlossen war. Alle Anwesenden rochen mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit; zu ihrer großen Verwunderung hinterließen aber die Rosen nicht den geringsten infernalischen Gestank.

Anfänglich hatte Urban Grandier die Beschwörungen als eine lächerliche Komödie betrachtet, die sich mit Schimpf und Schande ihrer Urheber endigen werde. Als er aber den Ernst sah, mit dem man verfuhr, übergab er am 12. October 1632 ein Memorial an den Bailli, worin er die ganze Sache als eine Betrügerei und das Werk Mignon's darstellte, welchen er schon in einer andern Sache der giftigsten Lästersucht überführt hätte. Er trug deshalb darauf an, daß man die vorgeblich Besessenen an einen abgesonderten Ort in genaue Aufsicht und Verwahrung nehme, sie, von einander abgesondert, befragen lasse, und wenn man fände, daß der Exorcismus nöthig wäre, andere Exorcisten von bekannter Ehrlichkeit, und nicht so verdächtige Leute wie Mignon und seine Anhänger dazu nehme. — Aus des Bailli Antwort: daß Barre die Beschwörungen auf Befehl des Bischofs von Poitiers vorgenommen, ersah er, daß man ihn an diesen verweise. Aber der Bischof empfing ihn weder persönlich, noch nahm er seine Beschwerden an, sondern verwies ihn an die königlichen Beamten, die ihm alle Gerechtigkeit widerfahren lassen würden. Urban sah nun wohl ein, daß das Wetter, das sich über seinem Haupte zusammenzog, mit jedem Tage fürchterlicher wurde. Der Maire von Loudun selbst, ein Edelmann Renatus Memin, reich, von großem Einfluß, unter dem besondern Schutz des Cardinal Richelieu, hatte sich zur Partei seiner Feinde geschlagen. Der Verfolgte gab also eine neue Klage bei seiner weltlichen Obrigkeit, dem Bailli wegen der ihm zugefügten

Beschimpfungen ein, und bat, ihn unter königlichen Schutz zu nehmen. Der Bailli resolvirte auch, daß seinem Gesuche gewillfahret und männiglich untersagt werden solle, ihn mit Worten oder That zu mishandeln.

Mignon protestirte feierlich dagegen, er erkenne die Gerichtsbarkeit des Bailli in dieser Sache nicht an. Grandier sei Priester und Canonicus so gut als er, beide gehörten in einen Sprengel, und könnten daher keinen andern Richter haben, als ihren gemeinschaftlichen Bischof. Er scheue das Licht und eine gerichtliche Untersuchung gar nicht und sei zum Beweis dessen bereit, sich in das Gefängniß des Officialgerichtes zu stellen, und fordere seinen Gegner auf, sich auch dorthin zu begeben.

Der Bailli, ein verständiger und pflichtgetreuer Mann, ließ sich, so lange keine höhern Rücksichten ihn hemmten, durch die Wuth der Ankläger nicht abhalten, mit Umsicht und Gerechtigkeit die ärgerliche Sache zu untersuchen. Ihm und allen Vernünftigen mußte es auffallen, daß der Canonicus Barre beim Exorcismus am 12. October den Beamten versprach: wenn sie am folgenden Tage wiederkämen, würde der Teufel verständlicher reden. Wie konnte der Beschwörer Ereignisse voraussehen, die von der Laune des Teufels abhingen? An diesem folgenden Tage ließ er die Beamten eine Stunde in einem gegenüberliegenden Hause warten, angeblich weil die Nonnen in der Vorbereitung auf die Communion begriffen wären. Inzwischen hatte er, gegen das Verbot des Bailli, die Besessenen privatim exorcisirt und, wie er behauptete, den Teufel ausgetrieben. Der Bailli drückte ihm sein höchstes Erstaunen aus über die Frechheit, die Obrigkeit in corpore eine Stunde warten zu lassen und während dieser Zeit etwas zu thun, was dem directen Befehl derselben entgegen war und den Verdacht des schändlichsten Betruges

aufs Neue errege. Barre hatte keine andere Entschuldigung, als daß Alles, was er gethan, auf die Verherrlichung des Namens Gottes abziele. Er versprach dafür in 8 Tagen eine große Begebenheit, die allen Zweifel entfernen würde, sowohl in Hinsicht der Besessenen als des Zauberers. Der Teufel werde sich dann gewiß bereit zeigen, seinen Befehlen zu gehorchen.

Aber der Teufel war ungehorsam, oder, wie die Andern meinten, ungelehrig, er zeigte sich nicht allein durch 8 Tage, sondern einen ganzen Monat lang nicht. Erst am 22. November meldete er sich wieder, wo sich denn auch der Canonicus Barre zu den Beschwörungen in Loudun abermals einfand. Als aber der Bailli ihm ausdrücklich verbot, die beiden Besessenen über Dinge zu befragen, die zu Grandier's oder eines andern Schande gereichen könnten, protestirte jetzt auch Barre feierlich gegen diese Anmaßung der weltlichen Obrigkeit in Dingen, wo nur sein geistlicher Oberer ihm zu befehlen habe. Und wirklich wies er einen Auftrag desselben Bischofs von Poitiers zur Fortsetzung der Exorcismen vor, welcher Urban's Beschwerden von sich und ihn an die bürgerliche Obrigkeit gewiesen hatte.

Die ganze Sache ging jetzt in einen versteckten Kampf der bürgerlichen und der geistlichen Obrigkeit über. Der Bailli mit den Gerichtsbeisitzern verordnete, daß Grandier's Gesuch nachgegeben werden müsse, und die Priorin so wie die Laienschwester jede besonders in ein Bürgerhaus unter genaue Aufsicht und unter Zugebung einer Nonne gebracht werden solle. Dort dürfe Niemand als die Exorcisten und zwar in Gegenwart anerkannt rechtlicher und unbetheiligter Personen, zu ihnen gelassen werden. Aber die Priorin erklärte, sie sei der Gerichtsbarkeit des Bailli nicht unterworfen, der Bischof sei ihr compe-

tenter Richter, und proteſtirte gegen die Sequeſtration ihrer Perſon, die ihrem Gelübde entgegenlaufe. Sie dürfe danach nie ihre Clauſur verlaſſen, wenn nicht ihr geiſtlicher Oberer ſie davon dispenſire. Aehnliche Proteſtationen liefen von andern angeſehenen Männern und Frauen ein, welche im Kloſter Verwandte hatten. Ja ſie drohten den Bailli für ſeine Perſon zu belangen, wenn er den ungerechten Befehl durchſetzen wolle. Der Gerichtsbeamte mußte darauf ein neues Verfahren über die Rechtmäßigkeit der beſtrittenen Sequeſtration einleiten, was die Sache in immer weitere Kreiſe verwickelte.

Inzwiſchen wurde mit den Beſchwörungen in der bisherigen Weiſe und in Gegenwart der Civilbeamten fortgefahren, ohne große andere Reſultate, als daß das Latein des Teufels immer mehr verdächtigt wurde. Barre forderte die Priorin auf: Adora Deum tuum, creatorem tuum (bete deinen Gott an, deinen Schöpfer) und ſie erwiederte richtig: adoro te (ich bete dich an), als er aber fragte quem adoras? (wen beteſt du an) antwortete ſie ſtatt des Accuſativus Jesum Christum, den Nominativus Jesus Christus! — „Das iſt ein Teufel, der nicht viel Grammatik im Kopf hat," rief ein Beiſitzer des Gerichts. Der Beſchwörer ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen, ſondern wiederholte ſchnell die Frage in einer andern Wendung, wo der Nominativ paßte: quis est iste, quem adoras? (Wer iſt es, den du anbeteſt?): jetzt aber antwortete die Nonne den Vocativ: Jesu Christe! Mehre riefen, das ſei doch auch für den Teufel zu ſchlechtes Latein, worauf Barre aber kühn behauptete, ſie habe geſagt, adoro te, Jesu Christe! (Dich bete ich an, o Jeſus Chriſtus!) Die Schweſter Clara, die erſt beſeſſene Laienſchweſter, rief zwar fortwährend „Grandier! Grandier!" mit Beſchuldigungen gegen ihn, auch machte ſie

in Gegenwart Aller so unzüchtige Bewegungen und stieß so unflätige Reden aus, daß billigerweise Niemand an einer Anwesenheit des Teufels bei dem schönen Mädchen zweifeln konnte. Mit der Latinität ihres Teufels sah es aber nicht besser aus als bei der Priorin. Auf die Frage? durch welchen Bund ist der Teufel in dich gefahren? antwortete sie: duplex (zweifach), was keinen Sinn gab. Ein ander Mal, als man den Teufel in den Nonnen nach Grandier's Stand fragte, antwortete er: Curatus. Er machte aus dem französischen Curé ein lateinisches Wort, was, wenigstens auf der Oberwelt, nicht existirte. Als man ihn fragte: unter welchem Bischof dieser Grandier die Tonsur erhalten? antwortete der Teufel ganz treuherzig: nescio (ich weiß es nicht). Da es mit dem Latein so schlecht ging, foderte der Bailli den Exorcisten auf, er sollte den Teufel zwingen, alles das griechisch zu wiederholen, was er lateinisch so schlecht beantwortet; aber Barre mochte ihn noch so furchtbar beschwören, er wollte kein griechisches Wort von sich geben, und als er heftiger in ihn drang, kam die Nonne sehr bald wieder zur Besinnung; der Teufel war vor dem Griechisch entlaufen. Einmal brachte der Exorcist der Besessenen eine Hostie in den Mund und verbot dem Teufel, sie zum Erbrechen zu reizen. Der Teufel gehorchte, und der Pfarrer ließ die Gequälte dreimal Wasser trinken. Ein Schottländer Stracan, der Director der Schule zu Loudun, verlangte, der Teufel sollte das Wort Wasser auf schottisch sagen. Die Priorin antwortete, was dem Teufel oft aus der Verlegenheit half: nimia curiositas (das ist eine vorwitzige Frage). Dennoch bestand man auf der Foderung des Schotten. Der Teufel wollte nun ohne Zweifel antworten: „Gott will nicht (deus non vult);" aber er versprach sich und rief: Deus non volo (der Gott ich will nicht). Der

Exorciſt konnte dies ſchlechte Latein nur dadurch entſchuldigen, daß ihm die Foderung, der Teufel ſolle auch ſchottiſch verſtehen, doch allzu vorwitzig ſcheine.

Aber das Ritual bei Beſchwörungen ſetzte ausdrücklich feſt, daß das Vermögen, fremde Sprachen zu reden, und Sachen, die in den entfernteſten Ländern vorgingen, im Augenblick, wo ſie ſich begeben, das untrüglichſte Merkmal einer Beſeſſenheit ſei. Darauf verwies man ihn. Der Exorciſt ſtellte dies nicht in Abrede, verſicherte auch, der Teufel verſtände recht gut die ſchottiſche Sprache, er wolle nur diesmal nicht ſchottiſch ſprechen. Er könne aber noch weit ſchwierigere Dinge als ſchottiſch reden; ſo ſolle er auf der Stelle, wenn es den Herren gefällig, alle geheimen Sünden des Herrn Bailli herzählen. Dem Beamten war dies nicht gefällig, denn es war vorauszuſehen, daß die beſeſſene Nonne, voreingenommen gegen die weltlichen Gerichtsbeamten, alles mögliche Stadtgeklätſch zum Vorſchein bringen würde. Dagegen meinte man, der Teufel könne ſich durchaus nicht weigern, hebräiſch zu reden, da dies eine todte und die älteſte unter allen Sprachen ſei, die er, bei ſeinem langen Leben ſich jedenfalls und ſogar zur Geläufigkeit müſſe angeeignet haben. Aber ſelbſt das einfache Wort Waſſer zauderte er hebräiſch zu nennen. Die Nonne ſtockte, und endlich ſprach ſie mit leiſer zitternder Stimme einige Worte, von welchen alle näher Stehenden behaupteten, ſie hätten gelautet: Ah! je renie! (Ach, ich widerrufe!) Aber ein Karmeliter, der in einem entfernten Winkel geſtanden, verſicherte, ſie hätte geſagt: Zaquacq, welches ein hebräiſches Wort ſei, und ſo viel bedeute als: „Ich habe Waſſer ausgeſchüttet!“

Unſere Leſer werden uns gern der Aufgabe überheben, aus den Protokollen dieſes erſten Beſchwörungsproceſſes

alle die immer wiederholten Beobachtungen aufzuzeichnen. Zu den zwei Hauptbeſeſſenen waren ſchon jetzt noch einige andere gekommen, die in der Bezüchtigung Grandier's als Urhebers ihrer Qualen übereinſtimmten und ſeinen Namen zugleich mit Verwünſchungen und ekelhaften Zumuthungen überhäuften. Da dieſe Beſeſſenen ſämmtlich ſchöne Mädchen waren, meinten die Spötter, daß die Teufel in ihnen ſehr geſchickt, oder auch ungeſchickt operirten, je nachdem es ihnen darum zu thun ſei, ihren Erwählten, der, ſeiner Neigung zum weiblichen Geſchlecht wegen, bekannt war, zu denunciren. Alle Beſeſſenen ſtockten in den Antworten auf Fragen, welche ihnen auf Anlaß der Beamten vorgelegt wurden, dagegen gingen ſie wie ein Peletonfeuer los, wenn der Exorciſt aus ſeinem Kopfe fragte.

Man hatte, den geſetzlichen Vorſchriften gemäß, die angeſehenſten Aerzte der Stadt bei der letzten Beſchwörung hinzugezogen. Ihr Bericht ging dahin: daß ſie zwar an der Priorin heftige convulſiviſche Bewegungen bemerkt, ein Beſuch ſei jedoch nicht hinreichend, um zu unterſuchen, ob die Urſachen natürlich oder übernatürlich wären. Um genau und nach ihrer Wiſſenſchaft zu unterſuchen, müſſe ihnen möglich gemacht werden, Tag und Nacht ſich bei den Beſeſſenen aufzuhalten und Niemand als einige Nonnen und Beamte zu denſelben gelaſſen werden. Auch müßten ſie allein ihnen Speiſe und Getränke reichen, Niemand ſie anrühren, noch ſonſt mit ihnen ſich in Rapport ſetzen. Erſt dann wären ſie im Stande, das Reſultat ihrer Beobachtungen getreulich anzuzeigen.

Es ſtand nicht mehr in der Macht des Bailli, dieſem vernünftigen Anſinnen, auf das auch Grandier mit aller Heftigkeit beſtand, nachzugeben. Die Ankläger ſelbſt hät-

ten es unterstützen müssen, um eine Anklage gegen die Lauterkeit ihrer Gesinnung, die im Publicum sich immer deutlicher vernehmen ließ, zu entkräften. Sie zogen es vor, bei mehren Gelegenheiten durch die fürchterlichsten Schwüre die Reinheit ihrer Absichten und ihres Glaubens zu betheuern.

Indessen verfuhren der Bailli und die Gerichte doch mit aller Umsicht und aller Unparteilichkeit, welche die Umstände ihnen gestatteten. Durch ihre geschickten Zwischenfragen stellte sich heraus, daß die sechs Teufel, welche die Priorin besessen, auch in andern Beziehungen sehr unwissend waren, und es auch trotz der mannichfachen Zuflüsterungen der Bettelmönche und der verbündeten Ankläger blieben. Einmal als der Teufel auf menschliche Weise in Erfahrung gebracht, daß ein Hugenotte in der Kapelle war, und sich darüber beschwert, ließ ihn der Bailli fragen: wie viel Hugenotten in der Versammlung wären? Er antwortete dreist: ihrer zwei. Es waren aber nicht weniger als neun, und angesehene Leute zugegen. Ebenso falsch gab der Teufel der Priorin, auf Befragen, den Aufenthaltsort Urban's und des Bailli selbst, der erzürnt fortgegangen war, an. Da alle diese Kränkungen dem Teufel aber nur in Gegenwart der Beamten widerfuhren, so riefen alle besessenen Nonnen, sie wollten durchaus nicht mehr in Gegenwart des Bailli noch der andern Personen exorcisirt sein.

Der Bailli berief in seiner Verlegenheit eine allgemeine Versammlung der Einwohner der Stadt, in der beschlossen wurde, an den Bischof von Poitiers und an den Generalprocurator zu schreiben, und, unter Einsendung der Registraturen, sie zu bitten, durch ihre Gewalt und Weisheit dem ferneren Verlauf einer so ärgerlichen Kabale Einhalt zu thun. Der Generalprocurator antwor-

tete statt des Bischofs, die Sache sei rein geistlich, das Parlament könne sich daher nicht darein mischen. Der Bischof gab gar keine Antwort, ernannte aber andere, Grandier feindliche Geistliche, um den ferneren Beschwörungen beizuwohnen, die dem Canonicus Barre allein anvertraut wurden.

Die Sache fing indessen an, durch ganz Frankreich Aufsehn zu erregen. Die Königin, sehr begierig, den wahren Hergang der Sache, die sie nur aus den verworrensten Gerüchten kannte, zu erfahren, sandte ihren Almosenier Marescot nach Loudun, um die Sache aufs gründlichste zu untersuchen. Die weltlichen Beamten fürchteten, daß dieser Geistliche sich leicht durch Mignon und Barre könne gewinnen lassen; trotz des Protestes der Nonnen und dem Befehle des Bischofs wollten sie daher wenigstens als Zeugen bei der neuen Beschwörung sein, um über eine genaue Registratur aller Vorgänge zu wachen. An der Pforte des Klosters erklärte aber eine Nonne, man werde sie nicht einlassen; denn sie wären verdächtig, und hätten in der Stadt ausgesprengt, es sei mit den Besessenen nichts als Betrügerei und Erdichtung. Das mußten die ersten Gerichtspersonen in ihrer eigenen Stadt, auf offener Straße sich sagen lassen. Dazu kam Barre in voller priesterlicher Kleidung, den Almosenier zu seiner Seite, und erklärte ihnen: er werde ihnen nicht verweigern, hereinzukommen, aber er werde thun, was ihm beliebe; er sei ein ehrlicher Mann, kenne die Pflichten eines Exorcisten und werde wissen, was ihm obliege, ohne sich durch obrigkeitliche Personen zu Fragen bestimmen zu lassen, welche bei der letzten Beschwörung ohne allen Grund davongelaufen wären. Der Bailli und die Seinen unterließen nicht, zu antworten, und ein ärgerliches Gezänk erfolgte auf offener Straße, was damit endete,

daß die Beamten mit der ohnmächtigen Verwarnung: er solle sich nicht unterstehen, irgend einen Menschen, wer es auch sei, zu verunglimpfen, endeten. Barre schrie ihnen nach, sie hätten ihm nichts zu befehlen, und warf die Thür hinter ihnen zu.

Grandier's Sache schien schon damals verloren, als die Vertreter der Gesetze sich vor dem Einfluß der zu seinem Untergange Verbündeten und der Uebermacht der Mönchspartei zurückziehen mußten. Die Beschwörer konnten jetzt, befreit von der Kritik lästiger Aufpasser, die Besessenen Alles sagen lassen, was sie Lust hatten zu hören. Da erschien abermals, plötzlich als ein Retter in der Noth, der Erzbischof von Bordeaux, Herr von Escoubleau, in der Nähe von Loudun. Er schickte seinen Arzt in die Stadt, um die Besessenen zu untersuchen. Mignon, Barre und die Uebrigen kannten den Charakter des helldenkenden Prälaten. Der Arzt wurde mit Aufmerksamkeit empfangen, er konnte aber nichts untersuchen, denn man kam ihm schon mit der trostvollen Nachricht entgegen, daß alle inficirten Nonnen wunderbarer Weise und mit einem Male von den höllischen Geistern verlassen worden. Sämmtliche Besessene, wie inspirirt durch die beseligende Nähe des Prälaten, waren ruhig und zufrieden und gesund, als hätte sich nie etwas Außerordentliches mit ihnen ereignet.

Urban Grandier traute dem Frieden nicht, er bat aufs inständigste durch ein Memorial den Prälaten, die Sache nochmals, und aufs strengste, durch unbescholtene Personen untersuchen zu lassen. Der Erzbischof willfahrte diesem Gesuch, und erließ, unterm 27. December 1633, eine merkwürdige Ordonnanz, deren Hauptbestimmungen folgende waren:

Zwei von ihm ernannte Jesuitenpatres sollten in Zu-

kunft umwechselnd mit Barre, doch immer Einer in Gegenwart des Andern, die Beschwörungen verrichten. Die Besessenen sollten aus dem Kloster fortgenommen, ein besonderes Haus für sie gemiethet werden. Keine andere Gesellschaft dürfte um sie bleiben, als eine unverdächtige, vom Teufel nicht angefochtene Nonne. Dann sollten drei der geschicktesten katholischen Aerzte sie behandeln und genau untersuchen, ob die angebliche Besessenheit in der Einbildungskraft, im dicken Blute und schlechten Säften ihren Ursprung habe, oder ob Bosheit und Betrug dahinter verborgen sei? Im letzten Falle wäre eine tüchtige Disciplin anzuwenden, um das Geständniß der schändlichen Kabale zu erhalten. Sollten aber wirklich übernatürliche Merkmale sich zeigen, als da wären: daß sie Gedanken in Worten aussprächen, die ein Exorcist dem Andern ins Ohr sage; daß sie Dinge anzeigten, die sich in der Minute, da man mit ihnen redete, an entfernten Orten zutrügen, ohne Verdacht, daß die angezeigte Handlung vorher verabredet wäre; oder daß sie ein Gespräch von 8 bis 10 zusammengesetzten und verbundenen Worten in fremden Sprachen, von denen sie notorisch keine Kenntniß hätten, halten könnten; oder endlich, wenn sie im Stande wären, mit gebundenen Händen und Füßen auf eine Matratze an der Erde gelegt, ohne Jemandes Beihülfe (denn Alle müßten entfernt werden) sich frei, ohne irgendwo anzustemmen, in die Luft zu heben, und eine geraume Zeit sich dort schwebend zu erhalten; — wenn also einer dieser Fälle einträte, alsdann solle man erst zum Exorcismus schreiten. Bei Strafe des Bannes werde jedem Priester untersagt, mit der Sache sich abzugeben, mit den Besessenen zu reden, oder sie anzurühren. Um aber auch den Freigeistern den Mund zu stopfen, solle von Ungeweihten Niemand als der Bailli und Cri-

minallieutenant den Beschwörungen beiwohnen. Bei der bekannten Armuth der Ursulinerinnen wolle übrigens der Erzbischof aus seinem eigenen Beutel alle Ausgaben behufs der Sequestration und der Exorcismen übernehmen.

Dieser, Milde und Weisheit athmende, Befehl bewirkte plötzlich, was alle Beschwörungen nicht vermocht. Sämmtliche Teufel in den Leibern der Nonnen verhielten sich still, sie waren entflohen. Es war aus mit der Besessenheit in Loudun. Barre ging still nach seiner Pfarrei zurück, so die andern Geistlichen; die Nonnen blieben ruhig in ihrem Kloster. Die Freisinnigen und Spötter bekamen Oberwasser. Die Ersteren waren erbittert auf die Ursulinerinnen. Die Aeltern nahmen ihre Kostgängerinnen zurück; man schickte nicht mehr junge Mädchen zu ihnen in die Schule. Selbst die vornehmen Verwandten der Nonnen schämten sich ihrer und wollten nicht gern von ihnen sprechen. Die armen Wesen hielten sich nun an ihren Beichtvater und betäubten seine Ohren mit Schmähungen und Vorwürfen, daß er sie getäuscht und, anstatt ihre zeitlichen Güter zu vermehren, sie in noch größere Dürftigkeit versetzt habe.

Ich wünschte, ich könnte mit diesem Ausgange des verunglückten Anschlags das Ende der ganzen Criminalgeschichte schreiben. Aber es ist nur das Ende des Anfangs, der Schluß des Lustspiels, wenn man die frevelhafte Intrigue, um ihrer possenhaften Züge willen, so nennen darf, das furchtbare Trauerspiel soll erst beginnen. Ein Charakter, wie Mignon's, voll düsterer Glut und wilder, lang genährter Rache, läßt sich durch einen misglückten Versuch nicht abschrecken. Seine giftige Erbitterung wurde durch die Vorwürfe seiner Verbündeten, den Spott des Publicums und den Triumph, den er zum zweiten Male seinem Todfeinde bereitet, nur noch mehr

genährt. Er arbeitete im Stillen fort auf neue Pläne der Rache und der Zufall begünstigte ihn über Erwarten, und früher als er es sich träumen ließ, bot ihm die Gelegenheit ihren Arm und verschaffte ihm einen stärkern Bundesgenossen, stärker als der Urban's war, mächtiger als der Erzbischof von Bordeaux.

Cardinal Richelieu ließ die Festungen und Burgen im Innern des Königreiches schleifen, damit die trotzigen Feudalherren und die aufsässigen Gouverneure der Provinzen in denselben keinen Stützpunkt mehr gegen die Regierung fänden. Die Belagerung dieser Festen hatte unter den französischen Königen einen guten Theil ihrer Regierungszeit hingenommen. Louduns Citadelle befand sich unter der Zahl derer, welche abgetragen zu werden bestimmt war; wie man behauptete, mit der Nebenabsicht, auf Kosten Louduns die nahe gelegene neue Stadt zu vergrößern, welche Richelieu erbaut und die seinen Namen trug. Der Staatsrath von Loubardemont, die dienstfertigste, getreueste und geschmeidigste seiner Creaturen, war zu diesem Zwecke nach Loudun geschickt. In allen Gesellschaften mußte er die ärgerliche Geschichte von den besessen gewesenen Nonnen hören; ihm um so verdrießlicher, als seine eigene Verwandte, die Priorin, dabei eine besonders anstößige Rolle spielte. Grandier's Feinde wußten alle Schuld auf ihn zu wälzen, und Loubardemont, der in seiner Nichte von dem Priester Beleidigte, schloß sich den zu Grandier's Untergang Verbündeten an. Um die Autorität des Erzbischofs von Bordeaux zu übergipfeln, mußte eine höherere Autorität gewonnen, Richelieu selbst mußte in das Spiel gezogen werden.

Es geschah auf leichte Weise. Der große Staatsmann konnte durch keinen Widerstand, durch keine Schwierigkeiten aus seiner Ruhe gebracht werden, wol aber durch Satire und Schmähschriften. Als Richelieu einst in Ungnade gefallen, war eine beißende Satire gegen ihn erschienen: Die schöne Schusterin, oder die Schusterin von Loudun betitelt. Richelieu war darin als girrender Schäfer lächerlich gemacht, der in einer schwachen Stunde seiner Geliebten alle anzüglichen Anekdoten aus seinem Leben erzählt. Der Cardinal hatte sich vergebens bemüht, den Verfasser zu ermitteln; desto fester hatte er in seiner Brust die Rache dafür dem Calumnianten aufgespart. Durch Vermittelung des berühmten Kapuzinerpaters Joseph, denn alle Kapuziner waren gegen Grandier erbittert, wurde Richelieu die erste Mittheilung: es sei nicht allein ausgemacht, daß Urban Grandier Verfasser jener Schmähschrift sei, sondern daß er auch in heimlichem Verkehr und Schriftwechsel mit des Cardinals Feindin, der Königin Mutter, stehe. Eine bekannte Frau, niederer Herkunft, aus Loudun, die Hamon, welche sich des vollen Vertrauens der Königin erfreute, sei die Mittelsperson, und sie habe dem Priester im Auftrage der hohen Dame alle die kleinen Geheimnisse mitgetheilt, welche die Würze jener Satire ausmachten. Richelieu's Gemüth war durch diese Nachricht, so wie nur die Verbündeten es wünschen konnten, vorbereitet, als Loubardemont von seiner Mission zurückkehrte und dem Cardinal die entsetzlichsten Dinge von den Besessenen in Loudun hinterbrachte, Dinge, die er alle mit eigenen Augen angesehen. Es sei unzweifelhaft, daß Grandier ein Erzzauberer wäre, der die armen Nonnen mit teuflischer Bosheit gequält und noch immer weiter quälen werde, wenn nicht endlich die Obrigkeit mit Kraft und Entschiedenheit dem Unwesen steuere.

Richelieu, der nie unentschlossen war, war es ganz gewiß nicht, wo es einen verhaßten Feind zu züchtigen galt. Er schien auch in den Maßregeln, die er schnell ergriff, vollkommen durch Das, was aus Loudun in dem Augenblicke nach allen Seiten hin verlautete, gerechtfertigt; denn sobald Herr von Loubardemont von da abgereist, kamen alle die Teufel, welche durch die Ordonnanz des Erzbischofs von Bordeaux verjagt waren, zurück und brachten noch eine größere Gesellschaft mit. Außer der Priorin und der Schwester Ebra waren noch fünf andere Nonnen besessen (possédées), sechs mit teuflischen Anfechtungen geplagt (obsédées) und drei behext (maléficiées). So aber hatte das Uebel in der Stille um sich gegriffen, daß auch außer dem Kloster, in der Stadt, sechs Mädchen besessen, zwei geplagt und noch zwei behext waren; Alle aber Beichtkinder des Canonicus Mignon. Auch in Chinon, des Exorcisten Barre Parochie, hatten sich zwei Teufel bei zwei Betschwestern einquartiert.

Da mußte wol Richelieu helfen. Das Conseil ertheilte dem Herrn von Loubardemont den Specialauftrag, dem Canonicus Grandier und seinen Mitschuldigen den Proceß zu machen, wegen Zauberei, Bundes mit dem Teufel und wegen aller seiner andern Verbrechen. Dabei solle er sich durch keinen Widerspruch, durch kein Protestiren und Appelliren, es sei von wem oder wohin es wolle, irre machen lassen; vielmehr werde ihm völlige und unbeschränkte Macht über die Person besagten Grandier's ertheilt und alle Behörden angewiesen, ihm mit nöthigenfalls bewaffneter Macht beizustehen.

Mit dieser Ordonnanz erschien Herr von Loubardemont am 6. December 1633 Abends in der Vorstadt von Loudun, ganz in der Stille, nur Grandier's Feinde erhielten Nachricht und Zutritt. Dem Lieutenant des

Prevôt wurde der Auftrag, den Pfarrer Grandier in aller Frühe am nächsten Morgen zu arretiren. Der Lieutenant, ein Herr de la Grange, gehörte nicht zum Complot. Er fand Mittel, den Priester zu warnen. Grandier dankte ihm für seine Großmuth, erklärte aber: er vertraue auf seine Unschuld und auf Gottes Barmherzigkeit und werde nicht fliehen.

Die Verhaftnahme war ein Fest für seine Feinde. Sie erfolgte gerade als Urban in die Mette gehen wollte; alle Betheiligten hatten sich dazu eingefunden, sich an der Demüthigung ihres Feindes zu weiden und zugleich den Lieutenant zu überwachen, dem man nicht traute. Vier Monate mußte Grandier im Schlosse von Angers sitzen. Hier waren seine Beschäftigungen nur Gebete und geistliche Betrachtungen. Er bekannte seinem Beichtvater die wirklichen Vergehungen, deren er sich schuldig gemacht und äußerte seine vollkommene Ergebung in den Willen Gottes. Dieser sein Beichtvater, Canonicus Bacher, gab das vortheilhafteste Zeugniß von Urban's Seelenzustande ab, was indessen seine Richter unberücksichtigt ließen.

Der Angriff ermangelte jeder rechtlichen Form. Urban war verhaftet, ohne daß ein Klageinstrument gegen ihn vorlag, er wurde zur Untersuchung gezogen auch wegen Vergehen, die längst abgeurtheilt waren. Gerade dies Ueberspringen der gesetzlichen Formen lag aber im Plane. Die Verfolgung sollte den Anschein gewinnen, als ginge sie vom Könige aus, um seine Vertheidiger abzuschrecken, allen seinen Feinden aber neuen Muth zu machen. Seine Schriften boten den Verfolgern wenig oder keinen Anhalt. Man fand nur zwei Blätter Verse von sehr freiem Inhalt und die schon erwähnte Abhandlung gegen das Cölibat, welche er einer ungenannten Freundin gewidmet hatte, zur Beruhigung ihrer Gewissensscrupel. Von Hexerei

war nichts darin, vielmehr lautete der Schluß, in Verſen, folgendermaßen:

Si ton gentil esprit prend bien cette science
Tu mettras en repos ta bonne conscience.

Unter den Schriften confiscirte man aber auch alle diejenigen Documente, welche zu ſeiner Vertheidigung hätten dienen können, trotz aller Widerſprüche ſeiner Mutter und übrigen Angehörigen. Mit dem Verhöre der Zeugen wurde gleichfalls in einer heftigen, voreingenommenen Art verfahren. Der königliche Procurator Richard ſchlich ſich um Mitternacht in ein Haus, zwei Weiber zu verleiten, gegen Grandier ein Zeugniß abzulegen, was er ihnen mittheilte. Der eigene Schwiegerſohn deſſelben, der Advocat Fournier, der bei der Commiſſion die Stelle eines königlichen Procurators vertreten mußte, war darüber ſo entrüſtet, daß er ſeine Stelle niederlegte. Weder dieſer, noch andere Schritte, von Grandier's Bruder, der jetzt Gerichtsrath in Loudun war, unternommen, halfen, um den Richtern das Unbillige und Ungeſetzmäßige ihres Verfahrens in den Sinn zu rufen. Loubardemont ging ganz offen nur mit den Feinden des Verklagten um, und ſuchte nicht einmal mehr den ungerechten Verhandlungen einen Schein des Rechtes zu geben. Er hörte auf keinen Widerſpruch, zerriß die ihm eingereichten Appellationsſchedula, ja verbot den Gerichtsdienern bei Strafe dergleichen Schriften ferner anzunehmen. Er vernahm alle Zeugen in Gegenwart von Grandier's Feinden, ließ, was ſie zu Gunſten deſſelben ausſagten, nicht protokolliren, ja entließ ſie, wenn ſie es gethan, mit Drohungen, die Andere zurückſchrecken ſollten. Auch der Biſchof von Poitiers verfuhr, geiſtlicherſeits, mit derſelben Ungerechtigkeit. Durch einen Befehl unterfing er ſich, gegen ſeinen geiſtlichen Oberherrn, den Erzbiſchof, alle in deſſen Or-

donnanz gegebenen weisen Maßregeln aufzuheben. Kein Recurs dagegen; alle Wege waren versperrt für die Stimme des Verfolgten. Von den Kanzeln herab erging ein Monitorium, worin die angeblichen Verbrechen des Angeschuldigten (der dabei gegen allen Brauch mit Namen genannt wurde) mit den schmuzigsten Ausdrücken und Bildern verlesen wurden, mit der Auffoderung an die Gemeinde, was Jeder davon wisse, anzuzeigen.

Erst am 2. Februar 1634 wurde Grandier durch Loubardemont und den Stellvertreter des Bischofs, Demourant, in Angers vernommen. Sieben Tage dauerte das Verhör und der Verklagte widersprach sich nicht ein einziges Mal; das Einzige, was er einräumte, war die Autorschaft der Schrift gegen das Cölibat. Darauf fand es Loubardemont für gut, auf zwei Monate nach Paris zu reisen, den Proceß ruhen und den Angeschuldigten ohne Verhör im Gefängniß schmachten zu lassen. Nach der Zeit brachte er dafür einen neuen Beschluß des Conseils mit, durch welchen alle und jede Appellation verboten und allen Parlamenten, sowie jedem andern Richter aufs strengste untersagt wurde, sich in den Proceß zu mischen.

Loubardemont, nunmehr unumschränkter Herrscher über Urban's Schicksal, ließ ihn nach Loudun bringen und in ein seinem Todfeinde Mignon zugehöriges Haus einsperren, wo er Tag und Nacht durch die listige Frau des Gerichtsdieners Bontem's belauscht wurde. Was er redete und that, ward von dieser den besessenen Nonnen hinterbracht, deren diabolisches Kenntnißvermögen auf diese Weise um ein Bedeutendes anwuchs. Alles war wohl vorbereitet und es kam nunmehr nur darauf an, der ganzen Sache einen Anstrich von Wahrheit und Gerechtigkeit zu geben. Auch damals schon hielt man das bei einer ungerechten Sache für, wenn nicht nöthig, doch rathsam.

Die beſeſſenen Nonnen, es waren jetzt ſchon ihrer neun, wurden, dem Scheine nach, ſequeſtrirt, d. h. in Häuſern untergebracht, wo ſie von Angehörigen und Vertrauten des Complottes behandelt wurden, und es fand nach wie vor die lebhafteſte Communication zwiſchen ihnen und den Exorciſten ſtatt. Alle Proteſtationen Grandier's gegen ein Verfahren, welches ihm nicht unbekannt blieb, waren vergebens. Auch die zum Schein hinzugezogenen Aerzte waren unwiſſende Dorfbarbiere, Charlatans und ſonſt anrüchige Charaktere. Einer der angenommenen Wundärzte, Manouri, war Mignon's Neffe und der Schwager einer Beſeſſenen. Der zur Beſchaffung der Arzneien für die Nonnen von Loubardemont beſtellte Apotheker Adam aber war einer der frühern Ankläger Grandier's, und als ſolcher wegen überwieſener Verleumdung durch das Parlament zur Kirchenbuße verurtheilt worden. Die Wahl gerade dieſes Mannes, um die nöthigen Arzneien den Kranken zu verabreichen, ſprach, im Auge des Unbefangenen, mehr als Alles über die Art des Verfahrens, das man gegen den Verklagten einſchlagen wollte. Adam, wie ſpäter erwieſen, verwechſelte die Medicamente, und gab ſtatt beruhigender Mittel Verzückungen erregende.

Bei den Zeugenvernehmungen machte Grandier dem königlichen Commiſſair einen ſeltſamen Vorſchlag. Er erinnerte an einen Fall aus der Geſchichte der Kirchenväter. Der heilige Athanaſius war auf dem Concilium zu Tyrus durch ein Weib angeſchuldigt worden, daß er Gewalt an ihr verübt habe. Athanaſius hatte ſie nie geſehen; ein Freund, der Prieſter Timotheus, befreite ihn auf eigene Weiſe von der ſchändlichen Anklage und ſetzte die volle Unſchuld des Heiligen dadurch ins hellſte Licht. Als das Weib vor der vollen Verſammlung erſchien und ihre Anklage öffentlich wiederholte, ſtand Timotheus auf

und rief sie mit lauter Stimme an: „Was, Du unterfängst Dich, mich zu beschuldigen, daß ich Deine Ehre raubte?" — „Ja, Du und kein Anderer bist der Räuber meiner Unschuld und Ehre," rief das Weib, und wiederholte zugleich Umstände, Zeit und Ort, wie es geschehen. Die heilige Versammlung brach in ein lautes Gelächter aus, und damit war die Untersuchung, wenigstens was den heiligen Kirchenvater betraf, beendet. — Grandier wollte, da keine von den Besessenen ihn von Person kannte, ein ähnliches Probestück mit sich aufführen lassen. Mehre mit ihm gleichgekleidete Priester sollten den Besessenen sich zeigen; durch ein ähnliches Verfahren werde die Wahrheit und seine Unschuld sich am klarsten herausstellen. Der Vorschlag, der für ihn, unter den obwaltenden Umständen, von den mislichsten Folgen hätte werden können, ward jedoch nicht angenommen.

Die öffentlichen Beschwörungen hoben nun wieder an. Derselbe Official, welcher das erste Erkenntniß gegen Grandier abgefaßt und ein Franziskaner, der Pater Lactantius, waren die Exorcisten. Beide hatten mehre Tage mit den Besessenen in einem Hause gewohnt! Pater Lactantius, der aus der Vorgeschichte wußte, wie wenig Latein der Teufel der Priorin verstehe, befahl ihm, immer nur französisch zu antworten. Man hielt dies für eine unangemessene Höflichkeit gegen ein Wesen, das auf gar keine Höflichkeit Anspruch zu machen hätte, zumal da der Teufel alle Sprachen reden müsse. Lactantius aber erwiderte: der Bund sei einmal auf die Art gemacht, daß der Teufel nicht lateinisch reden dürfe; auch gäbe es Teufel, die unwissender wären, als der dümmste Bauer.

Wie die Rotte der Teufel in den Besessenen, so mehrte sich auch die Zahl der Exorcisten, die von allen Seiten herankamen. Da erschienen vier Patres Kapuziner,

Lucas, Tranquillus, Protasius und Elias; zwei Karmelitervåter: Saint Thomas und Saint Mathurin; Alle begierig, in Gastrollen sich Ruhm zu erwerben. Auch der historisch berühmte Pater Joseph begab sich zu diesem Zwecke nach Loudun, stand jedoch bald von seinem Vorhaben ab, da der kluge, welterfahrene Mann einsah, daß ein Triumph vor dem Pöbel noch keinen Sieg vor der Welt verspreche.

Sämmtliche Exorcisten stellten den Satz auf: ein Teufel, der gehörig beschworen worden sei, befinde sich gezwungen, die Wahrheit zu sagen. Die Consequenzen dieses Satzes mußten furchtbar sein, wie sie es denn auch wurden.

In vier Kirchen fanden die Beschwörungen statt, wo jeder der Exorcisten die auf seinen Antheil gefallenen Besessenen bearbeitete. Von den Aerzten und Apothekern wurden während des Processes 26 Berichte zu den Acten gegeben, alle mit dem Resultate: die Dinge, die sie gesehen, wären übernatürlich, und überstiegen ihre Kenntnisse und alle Grundsätze der Heilkunde.

Die Grundsätze der Latinität überschritt es auch, als die Priorin am 23. April auf die lateinische Frage: wie oft (quoties?) ihr der Teufel in Gestalt einer Katze, eines Hundes, Hirsches und Bocks erschienen sei? antwortete: „Ich habe den Tag nicht eigentlich gemerkt." Beim Vorüberführen vor Grandier's Gefängnißhause wollte die Priorin, gleich einem scheuen Pferde, nicht von der Stelle, weil der Zauberer seine Arme aus dem Fenster stecke. Bei der Untersuchung ergab sich aber, daß dies sogenannte Fenster so klein war, daß Grandier auch nicht einmal die Hand durchstecken konnte.

Grandier's Wächterin hatte ihm (25. April) abgelauscht, daß er sich beim Brotschneiden am linken Daumen

geritzt hatte. Die Priorin brachte darauf ein Stückchen Papier und Tropfen Blutes zum Vorschein, als Zeichen eines neuen Bundes, durch den Urban ihren einen Teufel Asmodi wieder in ihr mächtig gemacht habe. Der Staatsrath von Loubardemont stürzte sogleich nach Grandier's Gefängniß, konnte aber kaum die geringe Blutspur an dem Körper des Verhafteten entdecken. Indessen erinnerte sich der Teufel bei dieser Gelegenheit, durch den Mund der Priorin, daß er an Urban's Leibe fünf verschiedene Merkmale angebracht habe, die denselben an den Orten, wo sie wären, ganz unempfindlich machten. Folgenden Tags (26. April) ward Urban besichtigt. Man zog ihn nackend aus, verband ihm die Augen und schor ihm alle Haare ab. Der Wundarzt Manouri besichtigte mit einer Sonde, ein Eisen, das an einem Ende rund, am andern spitzig war. Wollte er zeigen, daß Grandier an einem Orte des Leibes unempfindlich und undurchdringlich sei, so brauchte er das runde Ende; so viel er auch stieß, das Fleisch widerstand und drängte das Eisen zurück. Sollte ein Ort empfindlich sein, so wußte er mit Taschenspielerkunst das Eisen in der Hand umzuwenden, und stach mit dem spitzen Theile durch das Fleisch bis auf die Knochen. Wenn das unglückliche Opfer vor Schmerz aufschrie, so zog der Wundarzt den richtigen Schluß, Urban sei an diesem Orte empfindlich geblieben. Zu diesem barbarischen Schauspiele waren Zuschauer gelassen worden. Alle waren von Mitleid durchdrungen, nur Herr von Loubardemont blieb ruhig. Die Priorin hatte am Tage vorher die unverwundbaren Theile nicht anzugeben gewußt, am Tage darauf hatte ihr Teufel ihr wenigstens drei derselben angezeigt. Konnte Urban Grandier, ruft Pitaval aus, in den Umständen, in welchen er sich damals befand, Lust empfunden haben, noch einen

neuen Bund mit dem Teufel zu machen, da er doch wohl einsah, daß die Teufel wider ihn waren und sich nicht geneigt fanden, seine Geheimnisse zu verschweigen?

Zuweilen foppte auch der Teufel, der in der Priorin saß, die Exorcisten und Richter. Befragt: wo Grandier's Zauberbücher lägen, nannte er den Namen einer Dame, mit der der Pfarrer eines unerlaubten Umgangs bezüchtigt ward. Man fand nichts. Er ward heftig gescholten. Nun nannte er die Nichte der Dame; diese hätte sie fortgeschleppt. Aber die Nichte ward betend in der Kapelle gefunden, und nur ihr Andachtsbuch bei ihr. Eines Tages hatte er gar nicht geantwortet. Am folgenden Tage darüber zur Rede gestellt, entschuldigte er sich, er habe gerade gestern zu Paris die Seele eines Parlamentsrathes zur Hölle bringen müssen. Auch nannte er den Namen des Parlamentsrathes; auf eingezogene Erkundigung ergab sich indeß, daß kein Parlamentsrath in Paris gestorben sei, ja auch keiner des Namens dort gelebt habe. Derselbe ungeschickte Teufel beschuldigte auch Grandier's Bruder, den Gerichtsrath in Loudun, daß er ein Zauberer sei, und der Unglückliche ward auf das Zeugniß eines so unzuverlässigen Dämons eingezogen und, bis nach Urban's Tode, im Gefängniß behalten. Die Zweifler meinten, weil der Gerichtsrath durch sein Ansehen und seine Schriften möglicherweise seinem Bruder helfen könnte.

Die sieben Teufel in der Priorin — soviel waren jetzt in dem einen schwachen Leibe des schönen jungen Mädchens — versprachen oft Dinge, die sie nachher nicht halten konnten. Im Mai verhieß der eine, er wolle sie zwei Fuß hoch von der Erde in die Luft heben. Pater Lactantius foderte ihn auf, sein Versprechen zu erfüllen; er zauberte aber. Eines Tages schien es dazu zu kommen. Ein Zuschauer hob den Rock der Nonne ein wenig in

die Höhe und man sah, daß sie mit einem Fuße sich an den Boden stemmte. Der Teufel Beherit, in der Priorin, wollte die Ehre seiner Brüder wiederherstellen. Er erdreistete sich, zu versprechen, dem Herrn von Loubardemont das kleine Käppchen vom Kopfe zu nehmen und es so lange in der Luft frei schwebend zu erhalten, als man Zeit brauche, den Psalm Miserere zu beten. Der Tag oder vielmehr der Abend, wo es geschehen sollte, kam heran. Viele Kerzen strahlten durch das Dunkel der alten Kirche, der Herr von Loubardemont saß unruhig auf seinem Stuhle, aber wie auch der Pater Lactantius den Beherit beschwor und ihm fluchte, die Kappe blieb auf dem Kopfe des Herrn von Loubardemont ruhig sitzen. Hieran hatte der Teufel Beherit keine Schuld, vielmehr einige junge Leute, denen es auffiel, daß der Stuhl des Herrn von Loubardemont gerade unter einer der Gewölbeöffnungen stand, durch welche man die Kronenleuchter herabläßt. Sie waren unbemerkt hinaufgeschlichen und hatten sich um das Loch postirt. Als der Diener des Teufels mit einem langen Pferdehaar und Angelhäkchen ankam, ließ er sich durch die unerwartete Anwesenheit der nicht bestellten Wächter scheuchen, und die bewußte Kappe blieb auf dem Kopfe des Herrn von Loubardemont.

Ernsthafter schien es zu werden mit der Austreibung der drei Teufel Asmodi, Gresil und Aman aus dem Leibe der Priorin, die Pater Lactantius auf den 20. Mai versprochen hatte. Alle drei sollten bei ihrem Abmarsche eine Wunde in der linken Seite der Besessenen, ein Loch in ihrem Hemde, eins in ihrem Unterleibchen, eins in ihrem Gewande zurücklassen. Die Stellen, wo die Wunden vorbrechen würden, waren im voraus angegeben, ihre Länge, im voraus abgemessen, gleich der einer Stecknadel. Es solle Alles ohne Täuschung, ohne äußere Beihülfe

hergehen, versprachen die Exorcisten dem nach den bisherigen Vorfällen immer mistrauischer gewordenen Publicum. Dieser versprochene merkwürdige Auftritt fand in der Kirche zum heiligen Kreuze in Gegenwart einer ungeheuern Menge von Zuschauern statt. Die drei Teufel wurden zwei Stunden lang durch Kreuz- und Querfragen in französischer und lateinischer Sprache geängstigt, bis sie sich endlich unter den mächtigen Beschwörungsformeln zum Aufbruch rüsteten. Die Priorin war zuvor genau von den Sachverständigen besichtigt worden, ob sich keine Wunden in ihrer Seite, keine durch und durchgehende Oeffnung in ihrem Hemde, noch in den Falten ihres Habits ein schneidendes Instrument finde. Alles dies vor den Augen von hunderten, wo nicht tausenden von Zuschauern. Sie wand. sich darauf unter gräßlichen, das Gefühl verletzenden Verzückungen wie ein Knäuel, bis die drei Teufel hinaus waren. Dann athmete und sprang sie, wie aus einem Traume erwachend, auf, sank aber sogleich wieder, die Arme über die Brust kreuzend, zusammen, ächzte tief auf und zog plötzlich die Hand, die unter dem rechten Busen gelegen, mit blutigen Fingerspitzen hervor! Es war vollbracht. Allerdings fand man ihr Leibchen und Gewand an zweien, das Hemde an drei Orten durchschnitten, die Löcher von der Länge einer Fingerdicke, desgleichen die Haut unter der linken Brust geritzt; allein diese Wunden waren so leicht, daß sie kaum durch die Haut gingen, die größte hatte nur die Länge eines Gerstenkorns. Ein Gemurmel ging durch die Zuschauer, das nur zu deutlich ihre Zweifel aussprach. Entschieden protestirte einer derselben, freilich ein Protestant, Marcus Duncan, ein schottischer Edelmann, der, ein berühmter Arzt, Professor der Philosophie und das Haupt des Collegiums der Protestanten zu Saumur war, noch

in der Kirche gegen das Verfahren; denn, gegen die Verheißung des Exorcisten, waren die Arme der Besessenen nicht auf den Rücken gebunden worden. Alle Unbefangene blieben der Ueberzeugung, daß die Priorin sich selbst mit leichter Mühe die unbedeutenden Wunden entweder mit einer verborgenen Messerspitze geschnitten, oder mit dem Nagel gekratzt habe. Loubardemont selbst mußte ausrufen: „Das hinkt!" Zu den Acten ließ er indeß die Austreibung, als durch die Wundenmale erwiesen, aufnehmen. Duncan aber ließ, sobald er nach Saumur zurückgekehrt war, ein Buch: „Wider die Besessenheit der Ursulinernonnen zu Loudun" drucken, in dem er seine Zweifel an der ganzen Sache, freilich von dem Standpunkte seiner Zeit aus, niederlegte. In einer Zeit, wo sein eigener König Jakob Werke über das Verfahren gegen Hexen mit gründlicher Gelehrsamkeit schrieb, durfte Niemand das ganze Fundament der Dämonologie und ihrer sichtbaren Macht auf die sterblichen Menschen umwerfen; er mußte sich damit begnügen, in diesem einen Falle die Anwesenheit und Thätigkeit der bösen Geister zu bestreiten. Eines seiner Argumente, daß die drei Teufel nicht durch diese Wunden und Ritzen im Hemde davon gegangen sein könnten, war sehr praktischer Natur. Jene Ritzen in Habit, Leibchen, Hemde und Körper waren zuvörderst offenbar geschnitten. Der Teufel, wenn er davongeht, hinterläßt aber in der Regel Brandmale, nicht geschnittene Oeffnungen; und wenn er seines natürlichen Feuers sich enthielte, so würde er in seinem Schmerz und Unmuth eher reißen, als mit einem Federmesser oder einer Scheere schneiden. Demnächst aber waren die Schnitte in den Gewändern und dem Hemde weit größer als die Wunden, so daß es eher den Anschein hatte, als wären die Teufel hinein- als hinausgegangen, nachdem sie sich

durch die äußere Gewandung Luft gemacht. Eine Kugel verliert an Kraft, je weiter sie dringt. Ein Teufel muß denselben physischen Gesetzen unterworfen sein. Nachdem er also den Körper, aus dem die Angst ihn hinaustrieb, nicht zerrissen hatte, sondern durch ein unbedeutend kleines Loch ins Freie geschlüpft war, bedurfte es durchaus nicht dieser großen Löcher im Hemde und Kleide. Vielmehr ist ein solcher unnützer Kraftaufwand, wenn er überhaupt noch Kraft hatte, bei seiner derzeitigen Gemüthsstimmung durch nichts zu erklären, zumal man annehmen kann, daß, wenn der Teufel einmal im Freien war, er gar nicht mehr nöthig gehabt hätte, die Kleider zu zerstören, sondern auf bequemere Weise unter Rock und Hemde entwischen können. Duncan setzte sich, dieser Schrift wegen, den heftigsten Verfolgungen des mächtigen Loubardemont aus, und nur ein gleichmächtiger Mäcen, der Marschall von Brezé, konnte ihn in Frankreich schützen.

Da indessen auch unter der katholischen Bevölkerung in Loudun sich lautes Misvergnügen über die ungezogenen und dummen Teufel aussprach, beschloß Pater Lactantius am folgenden Tage ihre Ehre zu retten. Er fragte den Balaam, einen der vier im Leibe der Priorin gebliebenen Teufel, warum Asmodi und die andern beiden ausgetriebenen Teufel gerade in dem Augenblicke ausgefahren wären, als Gesicht und Hände der Besessenen nicht sichtbar gewesen, die Ungläubigen daher leicht Grund gefunden hätten zu zweifeln. „Darum," antwortete der Teufel, „damit der größte Theil der Zuschauer in seinem Unglauben und seiner Herzenshärtigkeit bleiben soll." Dies gab dem Beschwörer einen erwünschten Text, den Anwesenden zum Gewissen zu reden: daß, wenn sie sich ernst fragten, ihr eigener Unglaube und ihre Unbußfertigkeit der eigentliche Grund sei, weshalb die Teufel ihnen

Allen so wenig Achtung bei ihren Antworten bezeugten. Nach dieser Doctrin wurden die Beschwörungen sehr leicht. Sagten die Teufel richtig aus, so waren es Wunder, durch welche Gott seine Macht in seinen Dienern verherrlichen wollte, mislang etwas, so waren nicht die Teufel, sondern der Unglaube der Zuschauer daran schuld.

Es war verbreitet worden, daß sechs der stärksten Menschen nicht im Stande wären eine Besessene fest zu halten. Duncan allein unternahm es. Er hielt die rechte Hand der Priorin, und sie konnte nur mit der linken Seite ihre Verzuckungen machen. Der Exorcist befahl ihr, sich umzudrehen. Sie antwortete unwillig: „Ich kann nicht, er hält mir ja den Arm." — „Lassen Sie ihr den Arm frei," rief der Pater. „Wie sollen denn Verdrehungen zum Vorschein kommen, wenn Sie ihr die Glieder festhalten?" — Duncan rief mit lauter Stimme: „Wenn sie den Teufel im Leibe hat, muß sie stärker sein als ich." — „Ein wie guter Philosoph Sie auch sein mögen," entgegnete Lactantius, „so ist das doch ein falscher Schluß; denn ein Teufel außer einem menschlichen Leibe ist viel stärker als Sie, aber in einen menschlichen Leib gethan, sind seine Handlungen und Ausbrüche der Stärke des Körpers angemessen, den er besitzt." — Der Schotte hatte die Hand der Priorin so stark gedrückt, und der Teufel ihr so wenig geholfen, daß die Hand folgenden Tages wund wurde und man ihn bat, die Schwester Agnes nicht so stark anzufassen.

Der 13. Junius, bis wohin seit dem 20. Mai nichts vorgefallen, wurde durch ein mächtiges Wunder verherrlicht. Der Teufel spie einen Federkiel von Fingerslänge aus dem Munde der Priorin und am 18. Juli noch einen seidenen Knopf.

Um Mitte Juli kam der Bischof von Poitiers selbst nach Loudun, um den Beschwörungen die letzte Weihe zu geben. Nicht um die Besessenheiten zu untersuchen, sei er gekommen, erklärte der Prälat, sondern, um Alle, die noch zweifelten, zu überführen. Es ward als erwiesen vorausgesetzt, daß Grandier ein Zauberer sei, und von dieser Zeit an durfte sich Niemand mehr merken lassen, daß er an der Wahrheit der Geschichten zweifle, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, für Grandier's Mitschuldigen gehalten zu werden. Wer so unvorsichtig war, seinen Unglauben zu verrathen, ward mit scheuem Auge betrachtet, man mied ihn, wie Einen, der unterm Banne lag.

An einem heißen Sommertage ward Urban Grandier endlich selbst zur Confrontation mit den Besessenen in die Kirche zum heiligen Kreuz geführt. Er benahm sich mit der vollen Würde eines christlichen Priesters, als man ihm allerhand dumme und abscheuliche Gegenstände vorlegte, welche die Bundeszeichen sein sollten, vermittelst deren er seine Teufel in die Leiber der Nonnen gejagt hätte. Eines davon fiel erst, inmitten der Versammlung, vom Gewölbe der Kirche herab. Durch ein anderes sollte er den Beherit verhindert haben, sein versprochenes Wunder zu erfüllen, daß die Kappe des Commissairs in der Luft schwebe u. s. w. Urban antwortete ruhig, ihm seien alle diese Gegenstände fremd. Wenn es wirklich in der Welt ein Ding gäbe, das man einen Teufelsbund nenne, so verstehe er wenigstens nicht die Kunst, es zu machen.

Nun kamen die Besessenen, 11 an der Zahl, ins Chor der Kirche, und mit ihnen ein Schwarm von Kapuzinern, Karmelitern und Franziskanern. Die Mädchen, sobald sie den Pfarrer erblickten, liefen auf ihn zu, bezeigten ihre Freude, ihn zu sehen, nannten ihn ihren Meister und machten tausend Affensprünge um ihn her. Lactantius

mahnte mit feierlicher Stimme die Umstehenden, zerknirschten Herzens die Wunder mit anzusehen; die Gott, zum Siege seiner Kirche, durch die Teufel selbst bewirken werde, und zugleich für die Erlösung der armen Nonnen zu beten.

Die in unsern Augen seltsamste Operation, berechnet auf den Eindruck, den sie auf die noch Ungläubigen durch den Anschein von Gerechtigkeit machen sollte, hub nun an. Lactantius wandte sich an Urban: „Du bist zur Zeit noch ein geweihter Priester und Pfarrer. Deine Pflicht erfodert daher, zur Beförderung der Ehre Gottes, die Besessenen zu beschwören, daß ihre Qual endlich aufhöre. Versuch es, wenn der hochwürdige Bischof dir die Erlaubniß gibt, und den Bann, worunter du liegst, so lange aufheben will!"

Der Bischof war bei diesem Possenspiel zugegen und spielte mit. Er nickte Gewährung. Grandier empfing die Stola und das Ritual, warf sich vor dem Bischof auf die Knie, küßte seine Füße und erhielt von ihm den Segen.

Er wollte den Anfang mit dem Exorcismus bei der Schwester Katharina machen. Aber die übrigen Besessenen plärrten zu furchtbar. Der Versuch bei der andern wurde auf dieselbe Weise vereitelt. Er wollte die Priorin griechisch beschwören, aber sie lachte: „Ei wie fein du bist. Du weißt doch, daß die erste Bedingung zwischen dir und mir war, daß wir niemals griechisch antworten sollten!" — Endlich, nach vielen Verhandlungen, erbot sich die Besessene, sie werde antworten, in welcher Sprache er wolle. Aber als er zu fragen anhub, erhoben alle Besessene wieder ein solches Geschrei und Geheul, krümmten, wanden sich, schossen Purzelbäume, stürmten auf Grandier los, schrieen ihn als Urheber ihrer

Leiden an, und drohten ihn zu erwürgen, sodaß man anscheinend Mühe hatte, sie von ihrem mörderischen Vorsatze abzubringen.

Grandier verrieth nicht die geringste Furcht. Scharf sah er die Besessenen an, betheuerte, er sei an diesen Auftritten unschuldig und bat Gott, seine Unschuld ans Licht zu bringen. Er flehte darauf inständigst den Bischof und die Commission an, sie möchten zur Verherrlichung der göttlichen Ehre und zur Befestigung des Ansehens der Kirche den Teufeln befehlen, ihm auf der Stelle den Hals umzudrehen, als sicherstes Zeichen, daß sie Macht über ihn hätten, vorausgesetzt, daß die Nonnen ihn nicht mit ihren Händen berühren dürften. Allein man ging nicht darauf ein, um das Ansehen der Kirche nicht den listigen Anschlägen des Höllenfürsten bloß zu stellen, da dieser vielleicht im voraus dem Pfarrer einen Revers gegeben, daß er es nicht thun werde.

Die Exorcisten geboten darauf den Teufeln Stillschweigen und verbrannten im Kohlenbecken alle eingebrachten Bundeszeichen. Ein Augenzeuge schreibt über die ganze gräßliche Possenscene: „Es ist unmöglich, alles Das mit Worten auszudrücken, was damals in die Sinne fiel. So viele Furien machten auf Augen und Ohren einen Eindruck, der gewiß nicht seines Gleichen gehabt hatte. Wol war keiner von allen Anwesenden, dessen Seele von Furcht und Erstaunen frei geblieben wäre."

Grandier allein blieb kaltblütig, sang die Kirchengesänge mit der Gemeinde. Mancher wollte sagen, aber er durfte es nicht: er werde von einer Legion Engeln beschirmt. Als die Besessenen aufs neue auf ihn losstürzen wollten, um ihn zu erdrosseln oder wenigstens zu zerkratzen, erwiderte er ruhig: „Ich bin weder Euer Meister noch Euer Knecht; aber woher kommt es, daß ihr mich

in dem Augenblick erdrosseln wollt, da Ihr mich für Euren Meister erklärt?" Diese Gelassenheit steigerte nur die Hitze der Besessenen. Sie schleuderten ihm ihre Pantoffeln an den Kopf. „Das sind ja Teufel, die sich ihre Hufeisen abreißen," rief er in bitterm Hohn. Nur den Anstrengungen und den starken Armen der Zuschauer gelang es, den Mänaden diesmal ihr Opfer zu entreißen und Urban ungefährdet in sein Gefängniß zurück zu bringen.

An einem der folgenden Tage erklärte der Teufel in der Priorin, er werde Morgen denjenigen Ungläubigen, der die Wahrheit der Besessenen leugne, bis an das Gewölbe der Kirche schleudern. Der Abbé Guillet, der zugegen war, schwieg still. Am andern Tage aber rief er mit lauter Stimme in der Kirche: er glaube nicht allein nicht an die Besessenheiten, sondern lache aus ganzem Herzen über die vorgeblichen Teufel, und fodere sie auf, ihre Drohung an ihm zu erfüllen. Der Teufel that dies nicht, aber Herr von Loubardemont, welcher den frechen Ketzer in Verhaft nehmen wollte. Der Abbé (später als Schriftsteller bekannt durch sein lateinisches Gedicht die Callipaedia), auch durch satirische Verse gegen Mazarin, die dieser ihm großmüthiger verzieh als Loubardemont seinen Unglauben) mußte nach Italien fliehen, wo er sich unter den Schutz des französischen Gesandten, Marschall d'Estrees, begab.

Der Teufel litt noch verschiedene andere Demüthigungen, die für unsere Leser alle aufzuzählen überflüssig wäre. Der Unwille im Publicum wuchs mit den erneuten Beschwörungen, welche die scheußlichsten, unflätigen Beschuldigungen über andere Einwohner und Einwohnerinnen der Stadt, die nicht zum Complot gehörten, verbreiteten. Er wurde so laut, daß der königliche Com-

missair am 2. Juli 1634 eine Ordonnanz des Inhalts an allen Straßenecken anschlagen ließ: daß Jedermann, weß Standes oder Würden er sei, untersagt werde, weder von den Nonnen und andern von bösen Geistern besessenen Personen, noch von den Exorcisten oder deren Gehülfen übel zu reden, oder auf irgend eine Art nachtheilig zu sprechen, wo es auch sei, oder auf was für Art es geschehe, bei 10000 Livres Geldstrafe, oder nach Befinden noch härter und mit Leibesstrafe.

Mit diesem seltsamen Censuredicte hörte alle Aussicht auf Vertheidigung für Grandier auf. Die Exorcisten konnten sich ungescheut den größten Albernheiten, der augenfälligsten Willkürlichkeit überlassen. Einzelne Exorcisten sah man mit der auf ihr Loos gefallenen schönen Besessenen Lustreisen aufs Land machen, paarweise, um sie in der reinen Luft und der Frische des einsamen Waldes zu curiren. Niemand wagte etwas dagegen zu sagen.

Hätte noch etwas die furchtbare Verfolgung hemmen können, und wäre es möglich gewesen, nach diesen Präparaten, die Bosheit der Verfolger zu Schanden zu machen, so trat schon am nächstfolgenden Tage nach jener Ordonnanz der Fall ein. Die Schwester Clara, zum Exorcismus in die Kirche gebracht, fing dort bitterlich an zu weinen, und erklärte frei und öffentlich: Alles, was sie seit 14 Tagen gesagt, wären Unwahrheiten und Lästerungen; Alles, was sie ausgesagt, wäre ihr vom Pater Lactanz, von Mignon und den Karmelitern vorgeschrieben worden, und wenn man ihr nur Schutz und Sicherheit verspreche, wollte sie noch mehr ans Licht bringen.

Satan ist mächtig, hieß es. Sie ward augenblicklich fortgebracht und zu Hause zum Widerruf bearbeitet. Aber

wenige Tage darauf abermals in die Kirche geführt, um die Rolle der Beſeſſenen weiter zu ſpielen, verfiel ſie zum zweiten Mal in die einer Reuigen. Durch ihr Beiſpiel aufgemuntert, überkam auch die Schweſter Agnes ein heroiſcher Muth. Sie legte laut das nämliche Bekenntniß ab, und bat alle Anweſenden flehentlich, ſie aus der ſchrecklichen Gefangenſchaft zu erlöſen, unter deren Sündenlaſt ſie erläge. Man wollte ihr das Abendmahl aufzwingen. Sie ſträubte ſich, ſie ſei zu der heiligen Handlung nicht ruhig genug. Man drang ihr die Hoſtie auf. „Eben der Teufel iſt es, der dieſen Widerſtand in dir erregt," rief der Exorciſt. Die armen Mädchen ſahen, daß ſie auf keine Hülfe zu rechnen hatten. Sie überließen ſich ihrer Verzweiflung, und riefen laut: ſie wüßten wohl, was ſie zu erwarten hätten, daß man ſie unmenſchlich mishandeln werde, weil ſie das große Geheimniß ausgeplaudert; aber ſie wollten Gott und der Wahrheit die Ehre geben, möge auch daraus werden, was da wolle. „Der Teufel redet aus ihnen!" riefen die Exorciſten einſtimmig und ſchafften beide Nonnen fort.

Ja die Priorin ſelbſt verfiel in dieſe Gewiſſensangſt. Am Tage nach einem ihrer furchtbaren Wuthausbrüche, in welchen ſie Grandier zur Zielſcheibe ihrer entſetzlichſten Vorwürfe gemacht, lief ſie im Hemde, mit bloßem Kopfe, einen Strick um den Hals und eine Kerze in der Hand, in den Hof des Kloſters, blieb daſelbſt, beim heftigſten Regen, zwei Stunden ſtehen, und als endlich die Thür des Sprachzimmers geöffnet wurde, wo der Exorciſt eine andere Nonne verhörte, ſtürzte ſie hinein, fiel ihm zu Füßen und ſchrie: ſie wolle das Unrecht büßen, das ſie begangen: „Ich habe Grandier unſchuldig angeklagt." Sie lief dann in den Garten, knüpfte den Strick an

einen Baum, und hätte sich erdrosselt, wären nicht die übrigen Nonnen noch zu rechter Zeit beigesprungen.

Schien es doch fast, als sollte ein Rückschlag eintreten, und staue der Strom des Unsinns und der fanatischen Wuth an einer Gegenströmung. Aber dieser Rückstrom war zu ohnmächtig, er kam zu spät. Auch eine Besessene aus der Stadt, Namens Mogret, versicherte während des Exorcismus, Grandier sei unschuldig, sie bitte Gott um Vergebung, daß sie einen Mann der Zauberei beschuldigt, von dem sie nichts Unrechtes wisse. Sie flehte den Bischof, sie flehte den Commissair an, sie betheuerte mit der gerührtesten Stimme, es zwinge sie, ihr Gewissen zu erleichtern und dies Bekenntniß abzulegen. Der Commissair lachte. Der Bischof versicherte, dies sei ein neuer Kunstgriff des Menschenfeindes, die Herzen der Ungläubigen immer mehr zu verhärten, um aus diesem einen Fall seiner Niederlage eine Reihe von Siegen und eine reiche Ernte sich erblühen zu sehen. Ein so bequemes Werkzeug war der dumme Teufel in den Händen des geistlichen Herrn. Brachte er etwas vor, was Grandier verdammen konnte, so redete er die Wahrheit, sprach er etwas, was zu dessen Vertheidigung diente, so log er in heimtückischer Absicht. Wie sein Ausspruch zu interpretiren sei, darüber entschied das Machtwort des Herrn von Loubardemont oder der Wille des Bischofs.

Endlich erklärte man die Untersuchung für geschlossen. Ein Commissionsgericht wurde zur Fällung des Urtheils niedergesetzt. Die Beisitzer waren Räthe von verschiedenen Landgerichten, Criminallieutenants und Civillieutenants bei denselben. Das Andenken der Männer ist verschollen, die solch ein Urtheil fällen konnten; andere blutige Ströme haben die Namen von ihren Leichensteinen abgewaschen; es ist kein Dienst der Nemesis erwiesen, sie

aus den Acten wieder ans Tageslicht zu ziehen. Vielleicht glaubten sie ihre Pflicht zu thun.

Noch fühlten doch auch diese Untersuchungs- und diese Spruchrichter, daß ihnen eine Autorität entgegenstehe, die frühere Untersuchung und deren Protokolle durch den Bailli von Loudun geführt. Man versuchte daher alles Mögliche, auch diesen Beamten selbst zu verdächtigen, um die Glaubwürdigkeit seiner Protokolle zu schwächen. Der Canonicus Barre, dem es nicht gelungen war, bei den zweiten Exorcismen in Loudun wieder einen Platz zu erhalten, hatte inzwischen die Besessenen in seinem Chinon, die dort aufzutreiben ihm geglückt war, privatim exorcisirt, und alle hatten wider Grandier ausgesagt und auch den Bailli bezüchtigt. Man legte diesem außerdem Schlingen; man suchte ihn in ein simulirtes Complott zur Befreiung Grandier's zu verwickeln, was aber an seiner Klugheit scheiterte. Die Besessenen mußten ihn, seine Gattin und Verwandten als Hexen und Zauberer angeben. Aber der Unwille darüber war in ganz Loudun zu groß, da er ein Mann von der anerkanntesten Rechtschaffenheit und von unzweideutiger Gottesfurcht war, daß auch ein Loubardemont nicht weiter gegen ihn zu gehen wagte.

Die rechtlichen Leute in der Stadt wußten voraus, welches Erkenntniß zu erwarten stand, wo die Richter, unter diesen Einflüssen gewählt, den Satz voranstellten: wenn der Teufel gehörig beschworen worden, ist er gezwungen, die Wahrheit zu sagen. Es war also Alles Wahrheit, was die Besessenen gegen Grandier vorgebracht, und damit war sein Urtheil gesprochen. Der Bürger empfand die Gefahr, in welche die Consequenz dieses Satzes ihn selbst führen konnte, und man versuchte ein letztes Mittel zur Abwehr. Unterm Schall der Glocken

wurde die gesammte Bürgerschaft am 8. August 1634 auf dem Rathhause versammelt und setzte ein Memorial an den König auf, worin sie mit den kräftigsten Worten gegen den Misbrauch, welchen die Exorcisten in ihrem Amte getrieben, protestirten. Fragen wären aufgeworfen worden, die nichts Anderes zum Zweck hätten, als die besten Familien in der Stadt zu beschimpfen. Blos auf die Aussage einer der Besessenen sei Herr von Loubardemont in die Wohnung einer Dame gedrungen und habe Alles durchsucht, um Zauberbücher zu finden. Andere Damen habe er in der Kirche aufgerufen und zu Hause bei verschlossenen Thüren nackt ausziehen lassen, um Hexenzeichen bei ihnen zu finden. Sie protestirten gegen den gefährlichen Satz von der absoluten Wahrheit, die der richtig beschworene Teufel aussagen müsse, da sie durch die Lehre Jesu Christi, durch seine Apostel, die Kirchenväter und durch die Sorbonne verdammt sei, und, werde sie doch als richtig angenommen, jeder rechtschaffene Mann fortan der Gefahr ausgesetzt sei, ein Opfer der Bosheit eines Teufels, oder vielmehr eines Besessenen zu werden. Sie baten, daß die von Loubardemont und den Exorcisten darüber publicirte Schrift von der Sorbonne untersucht und ihnen gestattet werden möge, gegen das Verfahren an das Parlament zu appelliren.

Konnte ein Ansinnen billiger sein? Ob die Eingabe bis zu den Augen des Königs kam, wird nicht gesagt, aber, unter dem Schall der Trompeten um dem Schall der Glocken des Stadthauses ein Gegenstück zu bieten, ward ein Decret verlesen, worin der Schluß der Stadtversammlung für null und nichtig erklärt wurde und als Versuch, den Pöbel zum Aufruhr anzureizen. Dem Bailli und den Schöppen ward untersagt, irgend eine Versammlung zu gestatten, worin über Sachen berath-

schlagt werde, die in das Gebiet der Commission gehörten. Richter über die Exorcisten sei die Commission allein, an sie allein seien Klagen anzubringen, und sie behalte sich vor, auch über das gesetzwidrige Beginnen im Stadthause Klage zu erheben.

Damit war jede Hülfe von außen abgeschnitten, der Muthigste war eingeschüchtert. Es wäre überflüssige Arbeit, nach diesen Vorgängen noch die sämmtlichen Willkürlichkeiten zu erwähnen, die Pitaval als Verletzungen des französischen Gerichtsgebrauchs aufführt. Der unglückliche Grandier that, was er sich und seiner Ehre schuldig zu sein glaubte, indem er alle Rechtsformeln zu seiner Vertheidigung benutzte; im Innern hatte er sich längst verloren gegeben. Die Sache war so weit gekommen, daß man ihn als Zauberer verurtheilen oder ein ganzes Kloster voll Nonnen, mehre Canonici, Weltgeistliche und Mönche, ja vielleicht auch einen Bischof und Staatsrath als wissentlich falsche Angeber dieses Verbrechens bestrafen mußte. Wohin die Wagschaale fallen werde und daß das Letztere an Unmöglichkeit grenzte, war unschwer zu entscheiden.

Bevor man zum Urtheilsspruch schritt, der längst bei den Richtern fertig war, sah man einen jeden derselben sich schon einige Tage durch äußerliche Religionshandlungen dazu vorbereiten. Es wurden öffentliche Umgänge und Messen gehalten, die Sacramente ausgesetzt, kurz nichts vergessen, was dem Volke Sand ins Auge streuen und es glauben machen konnte, daß das Interesse der Religion und der Kirche die einzige Triebfeder sei.

Im Karmeliterkloster war die feierliche Sitzung, in welcher das Erkenntniß abgefaßt wurde, eines, gegen welches alle Bluturtheile, die unter der Schreckensregierung Frankreichs ergingen, wie milde Züchtigungen einer

väterlichen Gewalt erscheinen. Man hat gewagt, damals: „Auszüge der bei Grandier's Processe vorgekommenen Beweise" drucken zu lassen, ein Buch, welches die öffentliche Meinung belehren sollte. So hatte man schon damals eine unbewußte Scheu vor einer Macht, die man nicht kannte, während nur die Willkür mit den losgelassenen Trabanten des Fanatismus, die dienstbaren Gesetze knetete und formte. Ein Widerspruch war nicht erlaubt. Diese Auszüge aus den Beweisen sollten die Entscheidungsgründe rechtfertigen. Pitaval, zwar in einer Zeit lebend, welche das Urtheil längst verdammt hatte, muß sich doch noch die Aufgabe stellen, diese Entscheidungsgründe zu widerlegen, indem er seine Zeit preist, „wo man keinen Fall dieser Art mehr befürchten dürfe." Sollen wir uns glücklich preisen, daß wir in einer Zeit leben, wo es auch dieser Widerlegung nicht mehr bedarf? Für uns hier ist es wenigstens überflüssig, die Enscheidungsgründe in einem Processe aufzuführen, der nach unsern Ansichten jedes Grundes entbehrt. In der Hauptsache sind sie in der obigen Geschichtserzählung mit einverwebt.

Das Urtheil lautete: Da Urban Grandier des Verbrechens der Zauberei und vieler anderer Verbrechen zur Genüge überführt, solle er mit bloßem Haupte, einen Strick um den Hals, in der Hand eine brennende Kerze, an zwei Kirchthüren Kirchenbuße thun, auf den Knieen Gott, den König und die Obrigkeit um Verzeihung bitten, demnächst auf einen Scheiterhaufen gesetzt, an einen Pfahl gebunden und mit allen noch vorhandenen Zauberbundeszeichen und Charakteren, sammt der Handschrift der von ihm verfaßten Abhandlung wider den ehelosen Stand der Priester, lebendig verbrannt und seine Asche in die Luft gestreut werden. Von seinem zu confiscirenden Vermögen solle eine Kupferplatte gekauft, gegenwärtiges Urtheil dar-

auf gestochen und die Tafel in der Kirche der Ursulinerinnen an einem erhabenen Orte zum ewigen Andenken aufgehängt werden. Auch solle besagter Grandier, vor Vollstreckung dieses Urtheils, auf die ordentliche und außerordentliche Tortur gebracht werden, um ein Bekenntniß seiner Mitschuldigen zu erhalten.

Sobald dies Urtheil unterzeichnet war (18. August 1634), sandte Loubardemont seine Leute zum Abholen des Gefangenen und zugleich einen Wundarzt mit. Es war nicht der grausame Manouri, der ihn so unmenschlich bei Aufsuchung seiner Hexenmale gequält — grausamer als die Schicklichkeit es auszumalen uns erlaubte — vielmehr ein fremder Arzt, um noch zum letzten Male den Anschein von Unparteilichkeit zu retten. Aber Manouri ging mit. Als Urban ihn erblickte, rief er: „Kommst Du, Henker, mir vollends das Leben zu nehmen? Hast Du nicht genug an meinem Leibe gemartert; nun so zerfleische mich ganz."

Der Wundarzt mußte dem Gefangenen alles Haar auf dem Kopfe, im Gesicht und am ganzen Leibe abscheeren. Als aber einer der Richter verlangte, er solle ihm auch die Augenbrauen abnehmen und die Nägel wegreißen, erklärte Forneau — so hieß der Chirurg — keine Gewalt auf Erden solle ihn dazu zwingen; zitternd vor Entsetzen bat er Urban um Vergebung, daß er Hand an ihn legen müsse. „Ich glaube gern," sagte Urban, „daß Sie der Einzige sind, der noch Mitleid mit mir hat." Forneau flüsterte ihm zu: „Sie sehen nicht das ganze Publicum."

Nachdem man ihm die Kleider abgerissen, ihn noch einmal nackend durchsucht und zerstochen und statt der Kleider einen alten schmuzigen Kittel übergezogen hatte, wurde Grandier in einer Kutsche in das Gerichtshaus

gebracht. Auf den Stühlen der Richter saßen vornehme Damen, zu diesem Schauspiele geladen, oder hatten sie sich dazu gedrängt? Loubardemont's Gattin vornan. Die galanten Richter standen hinter den Lehnen, der königliche Commissair selbst saß auf dem bescheidenen Stuhle des Secretairs.

Der furchtbare Zauberer — denn das war Urban Grandier; sein Anblick allein, ein Blick seines tiefen dunklen Auges hatte Mädchen das Blut in Wallung gebracht und bei ehrbaren Frauen sündhafte Wünsche erweckt. Das war erwiesen, und war diese Zauberei ein Verbrechen, dann hatte er zehnfach den Tod verdient. — Jetzt kniete dieser mächtige Zauberer, mit gebundenen Armen, im alten zerrissenen Kittel, blaß, abgemagert, entstellt, ein Bild des Erbarmens, vor dem Kreise stolzer Schönheiten und bezauberte Keine mehr. Mit einem Fußtritte stieß ihm der Secretair den Hut vom Kopfe, da er ihn selbst nicht mehr abnehmen konnte. Der Pater Lactanz und die Franziskaner exorcisirten Luft, Erde und den knieenden Sünder selbst.

„Wende Dich um, Elender, und bete dort das Crucifix an," redete ihn der Secretair an. Grandier that es in Ehrerbietigkeit. Die Augen gen Himmel, verrichtete er ein stilles Gebet. Der Secretair verlas das Urtheil und — zitterte. Grandier zitterte nicht. Ohne die geringste Gemüthsbewegung hörte er die grausame Sentenz, dann redete er seine Richter an: „Bei Gott, dem Vater, dem Sohne und heiligen Geist, und bei der gebenedeiten Jungfrau, bezeuge ich, meine Herren, daß ich niemals ein Zauberer gewesen bin, niemals heilige Orte und Sachen entweiht habe, noch von der Zauberei weiß, als was die heilige Schrift davon weiß, die ich stets gepredigt habe. Nie hatte ich einen andern Glauben, als den unserer

heiligen Mutter, der katholischen, apostolischen, römischen Kirche. Ich entsage dem Teufel und allem seinem Wesen, ich bekenne meinen Erlöser und bitte ihn, daß sein Blut auch an mir nicht verloren sei und ich durch sein Verdienst Vergebung meiner Sünden erlangen möge. Sie, gnädige Herren, flehe ich an, mildern Sie die Schärfe meiner Strafe, daß meine Seele nicht in Gefahr komme, in Verzweiflung zu fallen." Zwei Stunden darauf hielt Loubardemont eine geheime Unterredung mit ihm. Grandier erhob sich stolz vor seinem Henker in die Brust: „Ich habe keinen Mitschuldigen, da ich selbst unschuldig bin." Nur unter dieser Bedingung, daß er sie nenne, hatte man ihm Milderung verheißen.

Man schritt, sogleich nach der Unterredung, zur Folter. Diese ist von der Art, daß wir einige schwache Leserinnen, wenn sie bis zu dieser Stelle gekommen wären, ersuchen, hier inne zu halten, oder weiter zu blättern. Wir selbst bekennen, daß uns die Feder in der Hand stockte. Die an sich grausame Torturart, auch sonst gebräuchlich, wurde hier, von Wuth entbrannten Kannibalen gehandhabt, in der Execution bis aufs äußerste Maß des Entsetzlichen getrieben.

Man legte beide Beine Urban's zwischen zwei starke Bretter und schnürte diese mit Stricken, so fest es nur irgend möglich war, zusammen. Hierauf wurden Keile zwischen Beine und Bretter mit einem großen Hammer eingetrieben; vier Keile bei der ordentlichen, acht bei der außerordentlichen Folter. Loubardemont schienen die gewöhnlichen Keile nicht stark genug. Er schalt auf den Scharfrichter, drohte ihn zu strafen, wenn er nicht stärkere herbeischaffte. Mit vielen Schwüren betheuerte der Henker, er habe keine stärkern Keile. Hierauf fingen die Franziskaner und Kapuziner an, die Marterwerkzeuge zu

beschwören. Ja die Unmenschen vereinigten sich zu einer neuen Doctrin, um den Wollustkitzel ihrer eigenen Grausamkeit zu entschuldigen. Dem Teufel sei es ein Leichtes, einem unheiligen Weltmenschen, wie der Scharfrichter, zu widerstehen. Sie selbst rissen ihm daher den Hammer aus der Hand und kühlten ihre Lust, indem sie aus vollen Kräften auf die Keile hämmerten. Grandier sank mehre Male, übermannt vom Schmerze, in Ohnmacht. Verdoppelte Schläge weckten ihn wieder. Seine Henker ließen nicht eher nach, die acht Keile tiefer und tiefer einzutreiben, als bis beide Beine völlig zerschmettert waren und das Mark aus den Röhren floß. Er wußte den entsetzlichen Schmerz zu bewältigen; keine Verwünschung, keine Klage. Noch während der Marter hatte er ein Gebet zu Gott gesprochen, dessen Inbrunst den Lieutenant des Prevot so rührte, daß er es nachschrieb. Loubardemont verbot ihm, es irgend Jemand zu zeigen. Man drang in ihn zu bekennen. „Ich bin kein Zauberer, kein Gottesverächter." Seine fleischlichen Vergehungen, zu denen er sich hinreißen lassen, bekannte er; er sagte, er habe sie gebeichtet und gebüßt. Kein Schmerz, keine Drohungen konnten ihn bewegen, die Namen der Frauen zu nennen, mit denen er Umgang gepflogen.

Im Rathszimmer lag der Zerschmetterte auf Stroh. Er sah unter den Umstehenden einen Augustiner und erbat sich ihn zum Beichtvater. Man schlug die Bitte ab. Er bat um den Pater Grillau, einen Barfüßer. Auch dieser ward ihm verweigert. Man wies ihm zwei seiner Peiniger, den Pater Claudius und Tranquillus, zwei Kapuziner, an. Solche Beichtväter verschmähte er. Er wollte lieber seinem Schöpfer, als seinen Henkersknechten beichten.

Drei bis vier Stunden blieb er im Rathszimmer in diesem elenden Zustande liegen. Niemand kümmerte sich um ihn. Nur ab und zu näherte sich ihm Loubardemont, flüsterte mit ihm und wollte ihn überreden, einen Aufsatz zu unterzeichnen. Um diesen Preis wollte Urban nicht die Milderung von Qualen erkaufen, von denen er kaum glaubte, daß sie noch geschärft werden könnten.

Nach 4 Uhr Abends legten ihn die Büttel auf eine Trage und trugen ihn hinunter an die Thüre des Gerichtshauses. Er versicherte den Criminallieutenant, er habe Alles gesagt; nichts drücke mehr sein Gewissen. „Soll ich Gott für Sie bitten lassen?" fragte ihn der gerührte Beamte. „Eine große Gnade für mich," entgegnete Urban, „ich bitte Sie darum." Er trug eine Kerze in der Hand, die er küßte. Mit unbefangenem Blicke grüßte er die Umstehenden und bat, wen er kannte, ihn in sein Gebet einzuschließen. Vor seiner Kirche St. Peter angekommen, befahl Loubardemont, ihn von der Trage herunter zu nehmen, um nieder zu knien und noch ein Mal sein Urtheil anzuhören. Der arme Mann konnte sich seiner zerschmetterten Gebeine nicht mehr bedienen. Er fiel auf den Bauch. Ohne ein Zeichen von Ungeduld oder Unwillen wartete er, bis man ihn aufhob.

Da näherte sich ihm der Pater Grillau, sein Freund, umarmte ihn, weinte und sprach: „Erinnere Dich, daß Jesus Christus durch Marter und Kreuzestod zu Gott, seinem Vater, erhoben wurde. Sorge, edler Mann, nur für Deine Seele. Ich bringe Dir den Segen Deiner alten Mutter. Sie bittet mit mir Gott, daß er Dir Barmherzigkeit widerfahren lasse und Dich in sein Paradies aufnehmen wolle."

Es war der erste Tropfen eines Trostbalsams in sein wundes Herz gegossen. „Sei meiner Mutter ein Sohn," erwiderte er. „Ich gehe den Todesweg mit der tröstlichen Ueberzeugung, daß ich unschuldig sterbe; ich hoffe, Gott wird mir barmherzig sein." Die Kapuziner trieben die Büttel an, das Gespräch zu unterbrechen; das Publicum sollte nichts von Urban's Seelenzustande erfahren.

Unter dem Scheiterhaufen angelangt, bat er die Mönche, seine Begleiter, um den Kuß des Friedens. Der Lieutenant des Prevot wollte ihn um Verzeihung bitten. „Sie haben mich nicht beleidigt, Sie thaten nur Ihre Pflicht," erwiderte er. Der Pfarrer zu Troismoutiers, Renatus Bernier, einer seiner Feinde, bat ihn, von seiner Fassung und seinen Leiden gerührt, um Vergebung: „Ich vergebe allen meinen Feinden von ganzem Herzen, wie ich wünsche, daß Gott mir vergeben möge."

Der Platz war übervoll von Zuschauern aus allen Provinzen, ja aus fernen Ländern waren sie gekommen, den Flammentod des furchtbaren Beschwörers mit anzusehen. Kaum konnten die Gerichtsknechte für die Beamteten Platz machen.

Ein Flug Tauben flatterte um den Scheiterhaufen. Vergebens scheuchten die Gerichtsknechte mit ihren Hellebarden, der Pöbel durch sein Geschrei sie fort. Sie kamen immer wieder. Aber auch eine große Schmeißfliege summte in einem fort um Grandier's Kopfe. Ein Mönch erklärte dem Volke: Beelzebub heiße auf hebräisch der Gott der Fliegen. Die Schmeißfliege sei der Teufel, der den Verbrecher auf der Reise in die Hölle begleiten werde.

Mit einem eisernen Ringe ward Grandier an den

Pfahl befestigt. Die Mönche exorcisirten Luft und Holz des Scheiterhaufens. Sie fragten den Gerichteten, ob er nicht noch in sich gehen wolle? „Ich habe nichts mehr zu sagen; ich hoffe noch heut bei meinem Gott zu sein." Der Secretair las ihm das Urtheil zum vierten Male vor. Immer noch hoffte man, er werde bekennen: „Was ich gesagt unter den Qualen der Folter, ist die reine Wahrheit." Die Mönche hießen den Secretair schweigen, weil er durch seine Fragen den Verbrecher nur noch zum mehr Reden anreize.

Der Lieutenant des Prevot hatte Urban zweierlei verheißen. Es sollte ihm Zeit gegönnt werden zum Volke zu sprechen; dann, er sollte erwürgt werden, ehe das Feuer an den Scheiterhaufen gelegt werde. Um beide Hoffnungen, die dem Unglücklichen die Schrecken der Strafe milderten, ward er durch die Bosheit seiner Feinde betrogen. Als Grandier sprechen wollte, sprützten die Exorcisten so viel Weihwasser ihm ins Gesicht, daß er kein Wort hervorbringen konnte.

Er wollte wieder anfangen, da sprang ein Mönch hinzu und küßte ihn so heftig und wiederholt, daß er den Mund nicht öffnen konnte. „Das war ein Judaskuß!" stöhnte das Opfer. Die erbitterten Mönche, als sie es gehört, umdrängten ihn und hielten ihm ein eisern Kreuz vor den Mund: „Küsse es, küsse es, schrieen sie vor dem Volke, aber sie zerstießen ihm grausam das Gesicht und verwundeten seine Lippen, daß er nicht mehr reden konnte. Man behauptet, sie hätten dieses Zeichen des Heils schon früher in Bereitschaft gehalten, um es als Marterwerkzeug zu brauchen, wenn Grandier zum Volke reden wolle.

Grandier ergab sich, er bat nur die Zuschauer, um ein Salve Regina und ein Ave Maria. Noch einmal

fragten ihn die Exorcisten: Willst Du in Dich gehen und bekennen? „Ich habe Alles bekannt und vertraue auf Gott und seine Barmherzigkeit."

Auf den Wink des Lieutenants wollten die Büttel mit dem dazu bestimmten Strick den Gerichteten erdrosseln. Der Strick war zu kurz; die Mönche hatten heimlich so viele Knoten hineingemacht, daß er zu dem Zweck unbrauchbar war. Ein zweiter fehlte. Die Franziscaner, die Carmeliter, die Dominicaner brüllten: „Feuer! Feuer!"

„Ist's das, was man mir versprochen?" rief Grandier drei Mal auf. Er griff selbst nach dem Strick und wollte sich eine Schlinge um den Hals legen. Da fuhr der Pater Lactanz mit einem brennenden Strohwisch dem Sterbenden unter das Gesicht: „Willst Du noch nicht dem Teufel entsagen? Nun ist's höchste Zeit; nur noch einen Augenblick hast Du zu leben." — „Ich kenne den Teufel nicht; Gott verleihe mir Barmherzigkeit!" rief Grandier.

Der rasende Mönch übernahm, ohne Befehl des Lieutenants, das Amt des Henkers. Er zündete selbst den Scheiterhaufen vor den Augen seines Opfers an. „Ach Pater Lactanz!" sprach Urban mit sanfter Stimme, „wo bleibt die Liebe? Es ist ein Gott im Himmel, der Dich und mich richten wird. Ich lade Dich vor ihn binnen heut und einen Monat." Die Mönche sprützten von Neuem ihm Weihwasser ins Gesicht. Das Volk brüllte und schrie den Bütteln zu? „Erdrosselt ihn!" Es war zu spät. Die Flamme nahm zu sehr überhand. Die Büttel konnten nicht mehr zu ihm dringen. „Deus, ad te vigilo, miserere mei, Deus!" waren Urban Grandier's letzte Worte. Er wurde ganz lebendig verbrannt. — —

An einem Tage, 18. August 1634, war sein Urtheil gesprochen, erlag er den Folterqualen, und am Abende desselben 18. August verzehrten die Flammen seinen Leichnam zu Asche.

Wir sind Pitaval's Geschichtserzählung im Allgemeinen gefolgt, ohne uns zu verbergen, daß er in der Relation über den Criminalfall, der mit Urban Grandier's Tode endete, über die Grenze hinausgegangen ist, welche die ihm vorliegenden Acten boten. Er hat uns zugleich als Historiker in die geheimen Machinationen der Ankläger blicken lassen, ohne uns die Acten zu nennen, aus denen er hierbei schöpfte. Es war, so wie er erzählt; die Geschichte hat in letzter Instanz längst gerichtet. Wer möchte heut daran zweifeln; aber in Bezug auf den juristischen Charakter dieses Werkes war es unserseits nöthig, diese Verwahrung hier einzulegen. Ein Proceß, eine Untersuchung gegen die falschen Ankläger ist vor irdischen Richtern nicht geführt worden. Die Kenntnißnahme von dabei gespielten Cabalen, von dem wissentlichen Betruge oder Selbstbetruge der Mitspielenden erfolgte auf andere Weise; denn der Vorfall erregte in spätern Jahren allgemeine Theilnahme und Entsetzen, und auch in Deutschland beschäftigte sich Thomasius in seinem Kampfe gegen den Teufel mit der Entlarvung der wahrhaften Teufelei, welche dabei im Spiele war. In wie weit eine Nemesis die Bösewichter und Fanatiker schon auf dieser Erde ereilte, davon finden wir nur Andeutungen, die wir am Schlusse dieses Criminalfalls erwähnen wollen, denn mit Urban Grandier's Tode war der große Hexenproceß von Loudun noch nicht zu Ende.

Die Teufel der Besessenen waren mit seinem Tode nicht ausgetrieben; hätte man sie plötzlich verschwinden lassen, so hätte das Publicum zu schnell die ganze Cabale erkannt. Außerdem fanden die Ursulinerinnen in ihnen eine ergiebige Quelle von Einkünften. Die Exorcisten sammelten für sie. Man hielt es für eine Gewissenssache, den armen, vom Teufel geplagten Nonnen beizuspringen. Jeder Fremde, der nach Loudun kam, mußte dem Ursulinerkloster ein Geschenk machen. Die Exorcisten selbst erhielten vom Könige zu den nöthigen Kosten und als Entschädigung für den Aufwand ihrer Kräfte, ein außerordentliches Jahrgehalt von 4000 Livres. Welche Auffoderung, die Beschwörungen, so lange es ging, fortzusetzen!

Auch dröhnte der allgemeine Schrecken noch lange nach. Wir sehen, daß der Civillieutenant Chauvet in dem ersten Processe sich als ein pflichtgetreuer Richter betrug. Dafür hatte ihn eine der Besessenen denuncirt. Allein das Complot war von der Verfolgung wieder abgestanden, weil Chauvet als ein zu reiner Charakter im Lande bekannt war und durch seine Liebenswürdigkeit und sein feines Benehmen sich in allen Kreisen Freunde erworben hatte. Aber nun war Grandier gerichtet, Grandier, von dessen Unschuld er überzeugt war, seine Asche flog in der Luft. Den beherzten Mann überkam ein ungeheurer Schrecken. Innere Angst durchbebte ihn, und er theilte sie einem Edelmanne, einem vertrauten Freunde, mit. Er hörte ihn mit Aengstlichkeit an, und auch dieser vernünftige Freund, von demselben Schrecken gepeinigt, den er sich nicht gestand, erklärte ihm, er hielte es für das entsetzlichste Unglück, wie die Sachen ständen, nur in die Gefahr zu kommen, der Zauberei beschuldigt zu werden. Ja, wenn ihn selbst dies träfe,

würde er glauben, er sei verloren ohne Rettung, denn Freunde und guter Ruf vermöchten nichts gegen das Entsetzliche. Ludwig Chauvet wurde so durch diese Erklärung erschüttert, daß er wahnsinnig ward und es sein Leben über blieb.

Es liegt außer unserer Aufgabe, alle die Gaukeleien aufzuzählen, welche noch nach dem Feuertode ihres Opfers zum Vorschein kamen. Nur Einiges sei hier aufgenommen. Um den Pöbel in seinem Wahne zu erhalten, und um ihn noch mehr zu erhitzen, — denn an den Glauben der Gebildeten konnte man damit nicht appelliren — fanden die Mönche eine Abschrift des Contractes, den Urban mit dem Satan geschlossen. Er ward nicht allein gedruckt, sondern öffentlich angeschlagen. Ein gedrucktes Placat! Konnte, durfte da noch Jemand an der Richtigkeit zweifeln? Das alberne Document, dessen Absurdität Pitaval kritisch zu beleuchten für nöthig hält, lautete so:

„„Ich Endesunterschriebener, erkenne dich, mein Herr und Meister Lucifer, für meinen Gott, und verspreche dir zu dienen, so lang ich leben werde. Ich entsage einem jeden andern Gott und Jesu Christo, allen Heiligen, der apostolischen römischen Kirche, allen in derselben üblichen Sacramenten und allem Gebete, das man für mich thun könnte; auch verspreche ich dir, so viel Böses zu thun, als ich nur kann, und so viel Personen, als nur möglich, zum Bösen zu verführen. Ich entsage der Firmelung und Taufe und dem ganzen Verdienste Christi und seiner Heiligen. Und im Falle, daß ich unterlassen sollte, dir zu dienen, dich anzubeten und täglich drei Mal zu opfern, so übergeb' ich dir mein Leben, damit nach deinem Gefallen zu schalten. Das Original ist in der Hölle, in einem Winkel

der Erde in Lucifers Cabinet. Unterzeichnet Grandier, mit seinem Blute." — Grandier hatte sich nicht einmal etwas für seine Seele versprechen lassen! Daß er kein dummer Zauberer sei, hatten ihm wenigstens seine Feinde bis da gelassen.

Die Besessenen in Loudun wurden eine Modesache in Frankreich. Man reiste dahin, um sie zu sehen, zu hören; den Beschwörungen, wenn große Haupt- und Staatsactionen vorher bekannt gemacht wurden, beizuwohnen. Besonders wenn vornehme Personen kamen, geschah Außerordentliches. Monsieur, der Bruder des Königs (Gaston von Orleans) sah am 9. Mai 1635 die Schwester Agnes, die von Asmodi besessen war, Kunststücke machen, welche unsere Ballettänzer und selbst kaum Seiltänzer ihr nachthun. Die Zunge, braun und trocken, wie ohne Feuchtigkeit, hing ihr lang zum Halse heraus. Stehend hub sie das eine Bein von hinten in die Höhe und brachte den Fuß, über den Kopf, bis auf die Stirn, daß die Zehen beinahe die Nase berührten. Andern Tages mußte die weltliche Besessene Elisabeth Blanchard, die schon vielfach im Proceß gegen Grandier mitgespielt, ihre Kunststücke in der Kirche zeigen. Außer einem abscheulichen Spiele mit der Hostie, welches freilich die Hauptsache war, aber wir enthalten uns, es zu wiederholen, beugte sie ihren Leib wie einen Bogen, so daß auf der einen Seite ihre Nasenspitze, auf der andern die Fußzehen den Boden berührten. Monsieur schied mit der Ueberzeugung, daß hier der Teufel im Spiel sei, und stellte darüber ein Zeugniß aus. Wer hätte noch, dem Zeugniß eines bourbonischen Prinzen zuwider, daran zweifeln dürfen? Prinz und Gefolge beschenkten das Kloster überreich und Herr von Loubardemont, um solcher Huld gewürdigte Personen, wie die

Ursulinerinnen, anständiger wohnen zu lassen, nahm den Reformirten ihr schönes und geräumiges Collegium und sprach es dem geistlichen Stifte zu. Die Nonnen selbst waren indeß so reich geworden, daß sie Güter dazu kaufen und es in neuer Art verschönern konnten, daß es bald für eins der reichsten und schönsten Klöster des Ursulinerinnenordens galt.

Die Priorin, bekanntlich früher von sieben Teufeln besessen, von denen drei ausgetrieben waren, wurde noch von vier geplagt, deren Namen Leviathan, Behemot, Balaam und Isaakarum waren. Ihre Austreibung war die letzte glänzende Thätigkeit der Exorcisten. Die Teufel machten es ihnen sehr schwer, es kostete Monate, und wenn einer entwichen war, vertheidigten sich die andern nur desto verzweifelter. Leviathan entwich endlich durch einen Kreuzschnitt auf der Stirn der Nonne. Bei Balaam's Austreibung half der berühmte Pater Joseph. Dafür ließ der Teufel in der linken Hand den Namen JOSEPH mit großen römischen Buchstaben zurück. Isaakarum zeichnete den Namen MARIA und JESUS zum Andenken in die Hand. Leichtsinnige Aerzte behaupteten aus einer Geschwulst, welche darauf in der Hand erfolgte, diese Namen könnten, statt mit höllischem Feuer, mit gewöhnlichem Aetzwasser eingemacht sein. Ihre Bemerkung wurde aber, als zu oberflächlich, nicht zu den Acten genommen.

Bald fehlte es aber nicht an ärgerlichen Vorfällen, denn auch die vornehmen Spötter kamen nach Loudun, um das Wunder zu sehen. Ein Graf von Lude erklärte den Exorcisten, er habe nie an der Wahrheit der Besessenen gezweifelt und komme nicht her, um sich darüber, sondern davon zu überzeugen, ob gewisse Reliquien, die seit uralters im Besitz seiner Familie wären,

auch echt seien. Wenn sie nämlich auf die Besessenen von Einwirkung sich zeigten, so sei er davon überzeugt und sie würden ihm doppelt werth werden. Die Exorcisten gingen mit Vergnügen auf die Probe ein, und setzten die Büchse auf den Leib der Besessenen, indem sie ihr zuvor einen Wink gegeben. Der Teufel in dem Weibe geberdete sich furchtbar, es war, als wolle sie Feuer speien. Sie ward dagegen ruhig, als man die Büchse fortnahm. „Jetzt, gnädiger Herr, werden Sie wol nicht weiter an die Echtheit Ihrer Reliquien zweifeln," sagte lächelnd der Exorcist. — „So wenig als an der Wahrheit Ihrer Besessenen," entgegnete der Graf. Man war begierig, die Reliquien zu sehen, und der Besitzer ließ bereitwillig die Büchse öffnen. Man fand einige abgekämmte Haare mit Pomade und Federn. „Gnädigster Herr, warum spotten Sie unser?" — „Ei Herr Pater," erwiderte der Graf, „warum spotten Sie Gottes und der Welt?"

Die Herzogin von Aiguillon, Richelieu's Nichte, kam auch mit einem vornehmen Gefolge nach Loudun. Ein kritischer Abbé hatte ihr so ziemlich den Glauben an die Wunder ausgeredet, nur dies schien ihr unbegreiflich, daß die Besessenen von so außerordentlicher Schwere wären, daß der stärkste Mann sie nicht von der Erde aufheben könnte, als wären sie von Blei. Ihr Arzt Cerisantes, ein Sohn des Schotten Duncan, erklärte es ihr. Als sie in die Kirche traten und die Besessenen ihre Grimassen anfingen und sich auf den Boden warfen, trat das Fräulein von Rambouillet heran und wollte den gewöhnlichen Versuch des Aufhebens machen, der noch Keinem geglückt war. „Sie müssen die Nonne um den Leib fassen," sprach der Exorcist. Aber das Fräulein ergriff sie rasch beim Kopfe, und hob

sie leicht und geschwind in die Höhe. Das stille Gelächter der vornehmen Gesellschaft machte die Exorcisten zwar betroffen, schreckte sie aber noch nicht von dem einträglichen Handwerk zurück.

Die Schwestern Agnes und Clara, die schon früher aus der Schule geplaudert, wurden einmal von angesehenen Fremden furchtbar geplagt, und sollten griechisch antworten. Agnes antwortete treuherzig: sie verstände die Sprache nicht und hätte sie nie gelernt. Als man weiter in sie drang, schrie sie auf: sie sei keine Besessene und habe sich nun schon lange genug im Geheim martern lassen müssen, um öffentlich die schändliche Rolle zu spielen. Wenn Gott ihr nicht beigestanden, würde sie längst verzweifelt sein. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen und Alle waren gerührt. Auch die Exorcisten — über die Schlangenwindungen Satans!

Als der Exorcist den Teufel der Schwester Clara mittelst eines Schwefelfadens ausräuchern wollte, machte er die Sache so ungeschickt, daß er sie brannte. Sie schrie auf, riß sich los, verwünschte den Exorcisten und das ganze Spiel und die Grausamkeit der Leute und bat Gott, sie aus der schrecklichen Lage zu befreien. Sie lief aus der Kirche und konnte durch nichts bewogen werden, wieder darin zu erscheinen. Nun folgten schon andere Besessene dem Beispiel und suchten ihr Gewissen zu erleichtern, indem sie die Exorcisten öffentlich vor den Leuten: gottlose Leute, Heuchler, Betrüger, und ärger als den Teufel selbst, schimpften. Diese Bösewichter hätten sie gezwungen, einen unschuldigen Mann anzuklagen und dem Tode zu überliefern. Sie bäten die Obrigkeit und alle Anwesende, Das, was sie gesagt hätten, zu Herzen zu nehmen.

Zu Herzen nahmen es Viele — im Stillen. Keine Obrigkeit schritt ein, sie durfte nicht einschreiten. Dennoch merkten die Exorcisten, daß ihre Zeit vorüber sei und es gut wäre, zu guter Zeit die Beschwörungsgeschichte zu endigen. Nachdem der letzte, siebente Teufel Behemot am 15. October 1637 aus der Priorin fortgezogen war und den Namen Franziscus in der Hand zurückgelassen hatte, wurden die Besessenheiten immer seltener.

Das Gericht Gottes war schon bei Einigen der Exorcisten eingetreten. Gerade vier Wochen nach Grandier's Hinrichtung am 18. September 1634, war der Pater Lactanz unter entsetzlichen Schmerzen und unter allen Zeichen der Verzweiflung gestorben. Schrecklicher starb der berühmteste unter den noch lebenden Exorcisten, der Pater Tranquillus, im Jahre 1638. Er brüllte auf seinem Sterbelager vor den unerträglichen Schmerzen, daß die Nachbarn fortliefen, und starb endlich in so offenkundiger Verzweiflung, Raserei und unter Ausstoßung der entsetzlichsten Gotteslästerungen, daß die Kapuziner selbst sich genöthigt sahen, darüber eine erklärende Erzählung in Druck zu geben, des Inhalts, daß ein Trupp Teufel sich seines Körpers bemächtigt und den Vorsatz ihn zu tödten, auch ausgeführt habe. Jedoch sei die Seele ihren Klauen glücklich entwischt. Auf seinen Grabstein setzten sie Folgendes: „Hier ruht der Pater Tranquillus von Saint Regny, Prediger, Kapuzinerordens. Als Exorcist bewies er so viel Muth, daß es die Teufel nicht länger aushalten konnten, sondern ihn, auf Antrieb der Zauberer, durch viele Qualen ums Leben brachten, am letzten Mai 1638."

Dieser Todesfall brachte die Sache um ihr letztes

Ansehen. Die weltlichen Besessenen gingen noch hin, wie zu einer Comödie. Fragte man sie, beim Hingehen, ob sie noch besessen wären, so antworteten sie: „O ja, Gott sei Dank!“ Nur alte Betschwestern hörten noch zu und seufzten wol, daß sie nicht auch so hoch von Gott geliebt wären.

Endlich zog die Regierung die ausgesetzten jährlichen 4000 Livres ein. Damit hörte das Spiel von selbst auf. Die Rache der Feinde Grandier's war gekühlt. Die Berichte der Herzogin von Aiguillon bei Hofe hatten nicht zu Gunsten der Sache gewirkt. Die noch übrigen Hauptspieler sahen es gern, daß sie einschlief, damit nicht die Rache des Volkes endlich gegen sie erweckt werde, wenn Grandier's Unschuld an den Tag kam. Die Nonnen waren müde ihrer Arbeit und froh ihres Reichthums; Mignon mit ihnen. Er setzte die Beschwörungen vorgeblich nur noch im Geheim fort.

Von den irdischen Strafen, welche die Theilnehmer des Complotts ereilte, wird uns noch Folgendes berichtet. Barres' Umtriebe wurden in Chinon entdeckt. Er ward, beschützt von hohen Gönnern, nur in ein Kloster geschickt; seine Besessenen wurden ins Zuchthaus gesperrt. Die meisten der falschen Zeugen sollen elendiglich (?) umgekommen sein. Loubardemont verfiel dem Gericht der Geschichte; seine Theilnahme an dem Processe gegen Cinq Mars und de Thou, würdig seines Benehmens in Loudun, ist bei Gelegenheit jenes Criminalfalles erzählt. Ein Sohn desselben ward als Straßenräuber auf der offenen Gasse von Paris, als er eine Kutsche anhalten wollte, verwundet und starb, ohne seinen Namen zu nennen. Manouri, der Wundarzt, kam einst in der Nacht von einem Kranken. Als

er mit seinen Begleitern, deren einer eine Laterne trug, um die Ecke bog, rief er plötzlich: „Ach Grandier, bist du da? Was willst du?" Ihn befiel ein heftiges Zittern. Seine Begleiter sahen Niemand auf der öden Straße. Mit Mühe führten sie ihn nach Hause. Er redete irr, immerfort von Grandier und mit ihm. Nach einigen Tagen starb er aus Geisterfurcht.

Rosenfeld.×

Der neue Messias in Berlin.

1762 — 1782.

Zu Anfang der Sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sah man in der Uckermark, Priegnitz und auch im benachbarten Mecklenburgischen einen Mann herumstreifen, dessen Kleidung und Wesen nicht viel von einem Bettler verschieden war. Er bat aber nie um eine Gabe, nur um einen Trunk Wasser, höchstens, wenn man ihm nicht mit der Einladung dazu entgegenkam, um ein Nachtquartier. Ihm schien es nur darum zu thun, mit Denen, die er besuchte, sich in ein Gespräch einzulassen, und es waren meistens Schäferknechte, die er auf dem Felde traf; doch ging er auch in einsam gelegene Häuser, wo Tagelöhner, Weber oder sonst arme Handwerker wohnten.

Früher trug der Mann einen grünen Jägerrock; als derselbe verschossen und zerrissen war, näherte sich seine Erscheinung immer mehr der eines Bettlers und hatte etwas Unheimliches; ja man konnte sie erschreckend nennen. Sein Gesicht war blaß und erdfarben, die Augen lagen tief im Kopfe und der Körper hatte eine

schlaffe Haltung. Doch durfte man keine Furcht wie vor einem gewöhnlichen Abenteurer hegen, der Abends um eine Herberge bittet und Morgens als Dieb verschwunden ist. Man kannte seinen Namen, er hieß Rosenfeld, und sein grüner Jägerrock war ein Ueberbleibsel aus einem frühern Jägerdienst beim Markgrafen von Schwedt.

Zwar führte er kein Geld in der Tasche, aber am Kinn einen langen Bart, der nicht den Räuber, sondern den Propheten verkündete. Hier trat er an einen Hirten mit einem biblischen Gruß, schlug dann plötzlich, nachdem derselbe geantwortet, die Augen auf gen Himmel und wandte ihm den Rücken mit einem Seufzer. Der Hirt sah ihn vielleicht erst nach einem Jahre wieder. Doch ging er nur von Denen so schnell fort, welche den Gruß nicht erwiderten, wie er es wünschte. Wo er empfänglichen Stoff für den Samen, Zunder für die Funken fand, die er ausstreuen wollte, ließ er sich in längere Religionsgespräche ein. Einst, im Dorfe Stendal bei Schwedt (im Jahre 1762) glaubte er eine andächtige Versammlung gefunden zu haben, die gern auf seine Predigten hörte und sich in religiöse Gespräche mit ihm einließ; als er aber, erwärmt von ihrer Aufmerksamkeit, die Arme erhob und zu prophezeien anfing, sagten sie, er sei nicht gescheit.

Rosenfeld erscheint nirgend, auch in seiner spätern, sieggekrönten Laufbahn nicht, als Fanatiker, der mit eiserner Stirn Mauern einrennen will und mit der Fackel der Begeisterung die Welt in Brand stecken. Sein Feuer war ein still brennendes, er wartete auf Zeit und Gelegenheit und verstand, wie die Folge ergibt, die Kunst der Berechnung. Er schwieg, als er bei den Leuten im Dorfe keinen Glauben sah, blieb aber

auf ihre Einladung in der Gemeinde eine Zeit lang, auch ließ er sich die gute Aufnahme gefallen. Später ergab sich, daß die Tochter eines Hauses, wo er gastlich gepflegt worden, von ihm schwanger geworden. Er hatte jedoch, um sie zu seinem Willen zu bringen, keine Prophezeiungen, keine frommen Sprüche angewandt. Der Religionseifer schien eine Zeit lang in ihm zu ruhen, um sich in der Stille zu neuen Offenbarungen zu stärken.

Nach den Acten findet man ihn erst wieder um 1765 in der Gegend von Prenzlow schwärmend. Seine Erscheinung war hier schon viel armseliger, sein Blick war irrer. Er war der Prophet, der in langer Beschaulichkeit zur Gabe gelangt war, nach der die Seele dürstete. So trat er zu Dedelow in das Haus eines Schäfers, bat um einen Trunk Wasser, und sprach dann, die Schale aufhebend, mit bedeutungsvollem Tone zu Mann und Frau: „Kinder, so Ihr nur wüßtet, wer ich bin!" Als sie ihn fragten, wer er sei, fuhr er fort: „Ich bin der Bote Gottes, ausgegangen, seine Schafe zu suchen. Von mir ist im Propheten Micha IV, 8. geweissagt: Du Thurm Eder, eine Veste der Tochter Zion, es wird deine goldene Rose kommen, die vorige Herrschaft, das Königreich der Tochter Jerusalem!"

Da er gläubige Zuhörer fand, führte er noch ein langes biblisches Gespräch mit ihnen, wie die Bekehrung Noth thue gerade in dieser Zeit; es werde aber alsbald die kommen, daß die Gerechten das Land beherrschen würden, das verheißene Reich, das Hauptthema seiner Verkündigungen, über das seine Vorstellungen sich, erst später, vollständiger ausbildeten. —

In diesem Hause hatten die Funken gezündet. Mann und Frau baten dringend den gottseligen Mann,

daß er länger bei ihnen weile; und er blieb mehre Tage und kam öfters wieder. Diese seine Anhänger in Dedelow blieben ihm gläubig und getreu auch nach seinem Sturze; sie hielten ihn noch für einen Mann Gottes, obwol seine große Prophezeiung nicht eingetroffen war. Zu Beiden hatte er nämlich gesagt: sie möchten wohl auf das Jahr 1770 Acht haben, es werde da eine große Wandelung eintreten. Sie hatten von Tag zu Tag genau Acht, die Frau aber mußte später vor Gericht eingestehen, es sei doch gar nichts Merkwürdiges in dem Jahr geschehen, der heilige Mann muß sich also wol im Jahre verrechnet haben.

Bald war Rosenfeld nicht mehr der umherirrende Vagabund, den man hier auslachte, dort aus Mitleid und Neugier aufnahm. Sein Name war auf dem flachen Lande weit verbreitet, er kannte seine Anhänger, aus denen bald eine stille Gemeinde sich herausbildete. Wo er anklopfte, ward er freudig empfangen, man drang in ihn zu bleiben, man schätzte es für ein Glück, wo der Mann Gottes verweilte.

Und mit seinem Anhange wuchs auch seine Lehre in ihm selbst zu einem System an, wie er es zur Zeit für gerathen fand, vor seiner Gemeinde keck hervorzutreten.

Gewöhnlich hub er damit an, mit vielen Bibelstellen von der jetzigen Verderbtheit des Menschengeschlechts zu reden; die Welt liege im Argen, Recht und Gerechtigkeit seien verdreht. Das war ja das ewige Thema, was die Leute von den Kanzeln aller Zeloten herab zu hören gewohnt waren. Die Verderbtheit der Welt legt sich Jeder aus, wie er Lust hat. Jeder hat über Unrecht, das ihm widerfahren, zu klagen, und was hätten die uckermärkischen Landleute nicht auch zu klagen ge-

habt? Der siebenjährige Krieg war kaum vorüber; schwere Abgaben, die harte Accise, drückten sie außer andern allgemeinen Leiden.

Wenn der Prediger auf diese Weise leichten Eingang bei ihnen gefunden, folgten zuerst allerlei allgemeine Versprechungen von einem Erretter aus diesen Trübsalen, einem Wiederhersteller des gekränkten Rechts, einem Heiland und Erlöser. Zwar war ein solcher schon da gewesen. Er sprach sich über diesen wichtigen Moment zuerst zweifelhaft aus und behielt sich in vaguen Ausdrücken eine Thür offen, um späterhin mit einem andern Glauben vorzutreten, wenn er seine Zuhörer dafür reifer fände. Dazwischen citirte er Bibelstellen, welche von einem zweiten, noch künftigen Heiland redeten, wie Matth. III, 11. Röm. XI, 26. „Und er hat seine Worfschaufel in seiner Hand; er wird seine Tenne fegen und den Weizen in seine Scheunen sammeln, aber die Spreu wird er verbrennen mit ewigem Feuer." — „Es wird kommen aus Zion, der da erlöse, und abwende das gottlose Wesen von Jakob." Dann andere, wo von einer zweiten Ankunft Jesus, um die Welt zu richten, die Rede war. Dreister geworden, sprach er schon aus: der Jesus, welcher gewesen, sei nur ein prophetisches Luftbild, eine Art Fata Morgana des Jesus, welcher noch kommen müsse und werde. Ja, vor einzelnen Zuhörerkreisen, deren Glaube ihn zu erwärmen schien, überkam es ihn wie ein heiliges Feuer der Erkenntniß, und er rief aus: das sei ein falscher Messias gewesen! Der rechte sollte doch gekommen sein, um die Welt vor Sünde, Tod und des Teufels Gewalt zu erretten, und alle diese drei Dinge seien nach wie vor in der Welt. Er sei ein verfluchter Christus gewesen, der gen Himmel gefahren wäre und seine Jünger

im Stich gelassen hätte. Endlich ging er noch weiter und erklärte die ganze heilige Geschichte für unwahr. Das neue Testament sei als Erdichtung zu verwerfen.

Nun er so weit gegangen, ergab sich die praktische Folge von selbst. Er schalt auf die Prediger, als Propheten der Unwahrheit, er eiferte gegen das Kirchengehen, gegen die Taufe, gegen den Genuß des Abendmahls, gegen alle geistliche Bücher, mit Ausnahme der Bibel. Endlich zog er auch gegen alle weltlichen Obrigkeiten zu Felde, vom Dorfschulzen an bis zum Könige, und das in den härtesten Ausdrücken.

Es spricht für den wunderbaren Einfluß, welchen er schon auf die Gemüther dieser Einfältigen erlangt haben mußte, daß wir von keinerlei Art Widerspruch hören. Das Landvolk in jenen Gegenden betrachtete seine Obrigkeiten als von Gott eingesetzte. Wer mußte der Mann sein, welcher sich sogar gegen einen König wie Friedrich der Große, solche Angriffe erlauben durfte? Und was mehr ist als gegen den König und seine Diener, auch gegen die geistlichen Bücher, die als Heiligthümer von Kind zu Kindeskind in jenen Bauerfamilien vererben, und gegen den Haupttheil der Bibel, gegen das neue Testament selbst? Gegen die Prediger war es leichter, die Menge aufzubringen. In jenen Gegenden, wo auch neuerdings die religiöse Schwärmerei so bedeutend Wurzel gefaßt, finden sich unter den Landleuten die allerstrengsten Kritiker nicht sowol des Lebenswandels, als der Dogmen ihrer Geistlichen, und die geringste Abweichung — freilich von alt überkommenen Vorstellungen — macht sie zu den strengsten Richtern, Gegnern und Anklägern ihrer Pfarrer. Diesmal, vermuthlich nach langer Dürre, schlug der Gewitterregen einer religiösen Begeisterung so tief in den durstenden Boden, daß

er mit dem Prediger auch die Postillen, Gesangbücher, jetzt gar das neue Testament fortschwemmte. Einer der neu Bekehrten, der Schlosser Zimmermann aus Berlin, warf nach einem Conventikel, in welchem Rosenfeld seine ganze Feuerglut wider die falschen geistlichen Bücher entladen, seinen ganzen Vorrath davon ins Feuer.

Bei der spätern, gerichtlichen Vernehmung seiner Jünger über Rosenfeld's Lehre kamen zwar die verschiedensten Zeugnisse, je nach den verschiedenen Auffassungsgaben der Einzelnen, zu Tage, in mehren Punkten stimmten sie aber vollkommen überein, ja brauchten fast dieselben Worte, woraus erkennbar, daß es die eigenen echten des Meisters waren. So hieß es: „Der auf Golgatha gekreuzigte Messias sei nur die Verheißung des künftigen; Christus sei verflucht, weil er am Holz gehangen, und wer an ihn glaube, sei verdammt (ein Punkt, worin man eine Annäherung an die Grundsätze der Gnostiker zu entdecken glaubte); die ganze Lehre von seiner Kreuzigung sei eine heidnische Fabel; der Christus, der zu Jerusalem eingeritten, sei ein Hurensohn, ein Dieb, ein Courtisan. Durch das Abendmahl genössen die Menschen den Teufel; es sei ein Götzenopfer vom Drachen gesetzt; des Königs Bild, der Drachenkopf, wäre ja darauf gedruckt. Nach der Meinung der Christen heiße das ja nichts Anderes, als Gott verschlingen. In der Taufe würden die Kinder dem Könige verkauft, der der Teufel wäre. Durch dieselbe solle der unreine Geist ausgetrieben werden; demnach also müsse Gott denselben den Menschen eingegeben haben. Die Taufe sei ein Bund mit dem Tode. (Nach Röm. VI, 3: „Wisset ihr nicht, daß Alle, die wir in Jesum Christ getaufet sind, die sind in seinen Tod getauft?" und 1 Kor. XV, 29: „Was machen sonst, die sich taufen lassen über den Todten, so

allerdinge die Todten nicht auferstehen? Was lassen sie sich taufen über den Todten?" und Hebr. IX, 10.) Die Obrigkeiten seien krumme Schlangen; und der König ihr Oberster, nämlich der Beelzebub, der den Mammon mehr liebe als Gott. Der König sei der ägyptische Pharao, der rothe Meerdrache, der große Drache.

Letzteres ward von Rosenfeld nicht allgemein figürlich und von den Königen im Allgemeinen, sondern von dem damals regierenden Könige von Preußen, von Friedrich dem Zweiten, ganz speciell gesagt. Denn er führte den staunenden Landleuten als bestimmtes Factum folgendes an. Als er einst in seiner Eigenschaft als Jäger und Unterförster des Markgrafen von Schwedt von demselben auf der Jagd vertraulich gefragt worden, wer er, der Markgraf, eigentlich sei? habe er ihm geantwortet: „der Drache!" Der verstorbene Markgraf sei darauf nicht zornig geworden, sondern habe geantwortet: „Du hast Recht; der bin ich auch." Damit sprach aber der Markgraf, als von königlichem Geblüt, das Urtheil über seine ganze Familie aus.

Von Rosenfeld selbst scheint man nichts Schriftliches über seine Lehre zu besitzen. Entweder hütete er sich aus einer weltklugen Vorsicht, oder er ahmte größern Vorbildern nach. Von zweien seiner eifrigsten Anhänger und Apostel hat man dagegen einen Hirtenbrief, der in Abschrift dem Prediger Fehland zu Biesenthal (eine Domaine, unfern Berlin) zugeschickt wurde. In demselben, ganz im Stil der Apostelbriefe, heißt es unter Anderm über die Prediger: „Im alten Testament hat Gott zwar Priester verordnet, im neuen Testament aber wieder aufgehoben. Jeremias XXXI, 33. 34. sagt: „Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schrei-

ben; und wird keiner den andern, noch ein Bruder den andern lehren, und sagen: erkenne den Herrn! sondern sie werden mich alle kennen, beide, klein und groß, spricht der Herr. Hebr. XIII, 11. Die Priester sollten auch keine Platten tragen, und den Bart nicht abscheeren, und ohne Fehl sein; welches ich bei den jetzigen Priestern nicht finde; sondern sie sind gestaffiret, so wie Baruch die Götzenpriester beschreibt. Und Pharao hatte auch Priester, und Pharao war doch der Drache; also waren die Priester im Lohn. Die jetzigen Priester treiben Kaufmannschaft, thun nichts um Christi willen, sondern um Geld, weil sie's um Geld empfangen haben. Welches ich ihm auf göttlichen Befehl zuschreibe, und ihm also verkündige, daß seine Uhr ausgelaufen ist, und seine Verführung wird eine Ende haben."

Diese letzte Drohung galt dem schon genannten Prediger Fehland in Biesenthal und der Verfasser des Briefes gestand auch, daß er ihn in der Absicht geschrieben, damit der Fehland sich vertheidige; die letzte Stelle aber bedeute die bald einbrechenden Gerichte Gottes gegen solche Irrlehrer. Derselbe Verfasser des genannten Briefes, Richter, einer der eifrigsten Rosenfeldianer, gestand auch, auf das Vorderblatt eines Gesangbuches geschrieben zu haben: „Fehland ist ein Hurenmeister; denn er verführt ja die Leute zur geistlichen Hurerei. Die Bilder in der lutherischen Kirche sind Bilderdienst und Abgötterei, d. i. geistliche Hurerei. Das Gesangbuch ist ein Zauberbuch, denn es ist von menschlichen Händen gemacht, und Salomo sagt: viel Predigen macht den Geist müde, und des Büchermachens sei kein Ende. Die Kirche ist in vielen Stellen der Bibel ein Hurenhaus genannt. Man braucht nicht in die Kirche

zu gehen, wo noch dazu so viel Gotteslästerliches gepredigt wird; sondern man braucht nur fromm und in Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit zu wandeln."

Die Gemüther seiner Anhänger schienen ihm endlich so weit verarbeitet und vorbereitet, um mit dem großen Satze vorzutreten, den freilich auch jetzt noch nur die Geweihtesten unter den Eingeweihten klar und deutlich ausgesprochen hörten: der Heiland Jesus war nicht der wahre Heiland, also muß der wahre Heiland noch erscheinen, und dieser zweite Heiland bin ich selbst, von Gott zur Erlösung der Welt gesandt. Rosenfeld nahm nur Einen nach dem Andern in die Weihe dieser letzten Erkenntniß auf. Später auf die Frage vor Gericht, weshalb er diese Vorsicht beobachtet, antwortete er: „Es wäre ja thöricht gewesen, gleich einem Jeden zu sagen: „ich bin der."

Denen aber, welchen er sich zu erkennen gab, versprach er sogleich, wenn sie ihm treu nachfolgten, ewiges Leben hier auf Erden. Er war in dieser Versicherung so fest, und half sich nicht durch eine zweideutige, dunkle Verheißung, daß er im Gegentheil gegen die Prediger vorzugsweise um deshalb zu Felde zog, weil sie den Tod verkündeten. Wenn Jemand von seinem Anhang starb, sagte er zu den Zweiflern: der Gestorbene hätte es noch nicht treu genug gemeint. Selbst vor Gericht wiederholte er diese Antwort; nur in diesem Punkte blieb er sich selbst bis zuletzt getreu.

Ueber diese seltsamste, und, wie es uns erscheint, für ihn gefährlichste Lehre hatte er sich eine eigene Beweistheorie gebildet: Gott hat die Menschen geschaffen zum ewigen Leben. Als aber der Mensch Gottes Gebot übertrat, fiel Gottes Zorn auf ihn und übergab ihn dem

Tode. So herrschte der Tod von Adam bis auf Moses (Röm. V, 14.) Moses führte die Kinder Israel aus Aegypten, legte ihnen Leben und Tod vor, und gab ihnen die Wahl. (5. Mos. XXX, 15—19. „Siehe, ich habe dir heute vorgelegt das Leben und das Gute, den Tod und das Böse" — — — „Ich habe Euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgelegt, daß du das Leben erwählest, und du und dein Same leben mögest.") Das Leben war nämlich die Verheißung, die Gott an Abraham gegeben zu ewiger Besitzung. Aber Alle waren ungehorsam. Da kam statt der Verheißung das Gesetz. Die Gnade kann nicht durch das Gesetz erworben werden. So kam der Zorn Gottes über uns, und wir müssen sterben, bis der Zorn Gottes ein Ende haben wird; das ist, bis Christus kommt, der der verheißene Same ist und des Gesetzes Ende. Der wird den Tod verschlingen und den Bund mit dem Tode losmachen. Dann sollen wir wieder im Lande wohnen, das Gott Abraham, Isaak und Jakob geschworen hat. Gott will nicht das Leben wegnehmen. Auferstehen ist Ablassen von Sünde; und Gott sagt: ich will ihnen heraushelfen von allen Arten, da sie Unrecht gethan haben."

Es versteht sich, daß jeder dieser Sätze, ja auch jedes Wort in denselben durch Bibelstellen belegt war, welche aufzuführen hier zu weitläufig wäre. Es bewährte sich jenes alte Wort, daß aus den Buchstaben der Bibel sich Alles beweisen läßt, und noch besser aus denen ihrer Uebersetzung.

Rosenfeld war sicherer geworden und sein Anhang größer. Er trat nunmehr vor Allen mit der Erklärung hervor: daß er der wahre Messias sei, Gott

der Sohn, der wahre, einzige, allmächtige Gott, der Herr aller Herren, und der König aller Könige.

Seine Gemeinde glaubte Alles. Solche Verheißungen, wie er, hatte noch kein Religionsstifter seinen Anhängern gemacht. Wer ihm glaubte, wie sollte der nicht Alles für ihn opfern? Willig brachte man ihm, wovon man meinte, daß er es bedürfe, und was die armen Leute nur erschwingen konnten. Aber er selbst foderte nie etwas, noch äußerte er seine Unzufriedenheit, wenn das Geschenk ihm zu unbeträchtlich schien, wenigstens niemals in Gegenwart des Gebers. Er nahm alle Geschenke mit den Worten an: was sie ihrem Heiland Gutes thäten, thäten sie sich selbst zu gut. — Später übte der neue Heiland eine andere Taktik, er nahm fast gar nichts mehr von seiner Gemeinde an, und selbst von Dem, was er schon erhalten, gab er Mehres zurück. Wie er diese Taktik möglich machte, wird sich aus der folgenden Geschichte ergeben; es braucht aber kaum angedeutet zu werden, wie dadurch der schon erstaunliche Glaube seiner Anhänger noch mehr steigen mußte.

Sein Lebensunterhalt war durch jene ziemlich regelmäßigen Spenden gesichert. Der Heiland war aber auch ein Mensch, mit einem von Jugend, wie er selbst später versicherte, sehr starken Geschlechtstrieb. Plötzlich trat er vor seinen vertrautesten Anhängern mit dem Satze hervor: er habe die Schlüssel zum verschlossenen Paradiese, er habe das Buch des Lebens, das, nach der Beschreibung in der Offenbarung Johannis, mit sieben Siegeln versiegelt sei. Um das Erlösungswerk zu vollenden, müsse er die Siegel öffnen, und dazu müsse er sieben Jungfrauen haben.

Mit dieser wunderbaren Eröffnung und merkwürdi-

gen Foderung trat er schon bei seinem Aufenthalt in Prenzlow hervor. So blind war der Glaube seiner Anhänger, daß sie, höchst ehrbare Leute im bürgerlichen Sinne, vor der Foderung nicht erschraken; auch würden sie ihrem Heiland gern gewillfahrt haben, aber sieben Jungfrauen waren in Prenzlow, wenigstens unter der Gemeinde damals, nicht aufzutreiben und die Erfüllung seines Begehrens blieb bis auf eine spätere Zeit ausgesetzt.

Woher nahm er solche Anhänger, wodurch gewann er solche Gemeinde? Fragen, deren Beantwortung Gebiete berührt, welche über unsere criminalistische Sphäre hinausgehen. Daß in Pommern, den Marken und Niederschlesien unter dem Volke Neigung, oder wenigstens der Zündstoff vorhanden ist, wo Religionssektirer ihre Saat und ihre Funken mit Erfolg ausstreuen mögen, hat auch die Jetztzeit bewiesen. Unter Webern, Schneidern, Schäfern, die zu sitzender oder unthätiger Lebensart verurtheilt sind, wirkte hier zu verschiedenen Zeiten der beschauliche Sinn so mächtig auf die aus der Armuth ihrer Umgebung keine Nahrung schöpfende Phantasie, daß in ihnen das Bedürfniß einer unmittelbaren Offenbarung aus der übersinnlichen Welt rege wurde. Da ihre protestantischen Kirchen und die damaligen rationalistischen Prediger diesem Durst in keiner Art einen Labetrunk gewährten, waren diese Armen darauf angewiesen, ihn zu nehmen, wo er ihnen geboten wurde, auch aus der unlautersten Quelle. Dies ist keine erschöpfende Erklärung für Erscheinungen, die sich freilich überhaupt nicht erklären lassen; aber es ist eine thatsächliche Wahrnehmung, daß Verirrungen dieser Art in Gegenden, wo eine reichere Natur die Phantasie des Müßigen beschäftigt — bei dem eigentlich Thätigen treten sie auch dort

weniger heraus — seltener vorkommen. Ueber die Schwärmer, Pietisten und Stillen während des philosophischen Jahrhunderts in den damals stillen Straßen Berlins, dem halleschen Thore zu, wo freilich jetzt der Lärm der Locomotiven und das Wagengerassel der aus dem ganzen Deutschland zuströmenden Fremden sie längst verscheucht hat, besitzen wir in Nicolai's Schriften („Sebaldus Nothanker") interessantere Mittheilungen für die Geschichte als für die Philosophie.

Unter seinen Anhängern erscheint als einer der bedeutendsten der Schäfer Gumto, gebürtig aus dem Mecklenburg-Schwerinischen, der, um das Jahr 1765 in Prenzlow in Diensten, seine Bekanntschaft gemacht hatte. Der Ruf des Wundermannes war aus den umliegenden Dörfern schon zu ihm gedrungen, als Rosenfeld eines Abends an seine Thür klopfte und um ein Nachtlager bat. Beide waren bald in einem eifrigen Gespräch, welches Bibelsprüche zum Gegenstand hatte. Als beim Abendtischgebet der Name Jesus genannt wurde, sagte Rosenfeld: „Jesus mag wol bei Euch am Tische sein, und Ihr kennt ihn nur nicht." Als er von der Familie Abschied nahm, schrieb er verschiedene Sprüche auf, und empfahl Gumto darüber nachzudenken. Wenn er wiederkam, stellte er alsdann ein Examen mit ihm an. Nach vielfach wiederholten Besuchen entdeckte sich Rosenfeld dem erstaunten Gumto und seinem Weibe als den Heiland der Welt, durch den Alle erlöst und gerettet werden sollten. Zwar sei schon einer vor ihm gewesen, der sich dafür ausgegeben, aber der sei nicht der rechte gewesen. Er sei der erste Held, der die Menschen, ohne daß sie stürben, ins Himmelreich bringen könne. Die Prediger, die vom Tode redeten, seien Lügner. Er habe die Schlüssel des Paradieses und das

Buch des Lebens. Letzteres sei mit sieben Siegeln verschlossen, und um es zu öffnen, brauche er sieben Jungfrauen. Diese wären schon von Anbeginn der Welt dazu ausersehen, und darunter auch die drei Töchter des Gumto, welche dieser ihm überliefern müsse. Thäte er es nicht, so würden alle Seelen über ihn Ach schreien. Wenn er selbst aber nicht der Rechte sei, so sollten alle Strafgerichte und Flüche ihn treffen, welche sonst auf Gumto fallen würden.

Gumto war ein äußerst ehrlicher Charakter, dessen Frömmigkeit aber in Einfalt überging. Er war bereits so in Rosenfeld's Netzen, daß er Alles glaubte, was dieser vorbrachte. Er erschrak über den Gedanken, daß alle Seelen verloren gehen und über ihn Ach schreien sollten. Aus wahrhafter Gewissensangst, durch seine Weigerung seine Mitmenschen ins Verderben zu stoßen, willigte Gumto in Alles. Seine Töchter waren indessen damals noch zu jung; die Eröffnung der sieben Siegel des Buches des Lebens wurde also um deswillen noch verschoben.

Gumto sollte übrigens der erste Märtyrer seiner Sekte werden. Nachdem er aus Prenzlow als Schäfer nach Lichen sich verdungen hatte, ward seine Verbindung mit Rosenfeld ruchbar. Man wollte hier keine Sektirer zu irdischen Schäfern haben, und entließ ihn aus dem Dienst. Er ging nach Berlin und nährte sich hier als Taglöhner, bis er aufs Neue mit Rosenfeld in nähere Verbindung trat, Alles ihm opferte zur Glorie des neuen Heilands und zur Errettung des Menschengeschlechts, endlich aber, noch im vollen, ehrlichen Glauben an ihn, zum Verräther an ihm wurde und sein Ende herbeiführte.

Eine Hauptstation in Rosenfeld's Wirksamkeit ward

bald darauf das Städtchen Biesenthal, vier Meilen von Berlin entfernt, früher abgelegen von allen Hauptstraßen, während es jetzt durch die stettiner Eisenbahn in einer halben Stunde von der Residenz erreicht wird. Diese isolirte Lage hat dort auch zu andern Zeiten Impulse eigenthümlichen Lebens hervorgerufen. Der neue Heiland fand hier außerordentlichen Zulauf. Sein Anhang ward so zahlreich und trat zugleich so laut auf, daß man jetzt von seiner Person und seinem Treiben auch in Berlin hörte.

Ein erstes officielles Document über ihn ist der Bericht des Amtes Biesenthal an die Regierung vom 19. August 1768 des Inhalts: daß das ganze dortige Städtchen voll Unruhe sei; ein gewisser Rosenfeld gebe sich für den Messias aus, und lebe davon. Sein Anhang bestehe schon aus 25 Personen, mit denen Policei und Justiz nicht mehr auskommen könne. Alles sei voll Tumult, weil die Gläubigen ergrimmt wären über die Ungläubigen. Die Rosenfeldianer nämlich suchten die Andern zu bekehren, und, in ihrem Eifer gegen die Unbekehrten, trennten sie den Frieden zwischen den Eheleuten und wiegelten die Kinder gegen ihre Aeltern auf. Niemand sei in diesem Werke eifriger als der Garnweber Glanz, welcher den neuen Messias in seinem Hause aufgenommen habe. Diejenigen, welche sich nicht von ihm bekehren lassen wollen, seien nun auf der andern Seite eben so ergrimmt über seinen Bekehrungseifer und hätten ihm die Fenster eingeworfen. Ja sie drohten sogar sein Haus in einen Steinhaufen zu verwandeln, wenn er nicht von Rosenfeld ließe, ihn fortjage und die Conventikel einstelle. Glanz aber sei so eifrig für den neuen Heiland, daß er dem Allen trotze, und es stehe das Aeußerste zu besorgen.

Zu diesem, wie es gefürchtet wurde, kam es nicht. Rosenfeld ward mitten in einem Conventikel aufgehoben und arretirt. Der Weber Glanz, sein Wirth, wollte durchaus zum Märtyrer für ihn werden, und bat, ihn mitzuverhaften. Es ward ihm diesmal noch nicht gewährt. Dagegen trat unerwartet ein anderer seiner Anhänger als sein Ankläger auf, Richter. Dieser, bis da eifrig ihm ergeben, ja selbst uns schon bekannt als der Verfasser (oder Mitverfasser) des angeführten Hirtenbriefes — auch soll der Beweis für das ewige Leben auf Erden von ihm herrühren — also jedenfalls einer der bedeutendsten und thätigsten Geister seiner Sekte, gab Folgendes zu Protokoll: Er halte sich verbunden des Bösewichts Rosenfeld Irrlehren anzugeben. Dieser behaupte nämlich: der Heiden Zeit sei um; er sei als Jesus und Gott gekommen; wenn er nur erst die 24 Aeltesten zusammengebracht, würde er den königlichen Stuhl umstoßen, dem Könige das Schwert abfodern, und mit diesen 24 Königen den ganzen Kreis des Erdbodens richten. Seine Anhänger brauchten nicht mehr zu arbeiten. Er selbst müsse jetzt gefangen werden; dies aber sei sein sechstes und letztes Mal (er war wirklich schon fünf Mal, wahrscheinlich nur Vagabundirens willen arretirt gewesen); wenn er herauskomme, gehe sein königlicher Stand an. Uebrigens treibe Rosenfeld mit den Töchtern seiner Anhänger Unzucht.

Derselbe Richter, welcher seinen Meister hier so hart anklagte, erscheint aber bald darauf wieder als sein getreuester Anhänger. Welche Macht wohnte dem Manne bei, diese Wunder zu bewirken! Es ist dies die zweite der von uns oben aufgeworfenen Fragen, nach deren Beantwortung wir uns aber in den actenmäßigen Darstellungen vergebens umsehen. Richter schlug übrigens

später noch ein Mal um, indem seine gesunde Vernunft die Oberhand behielt.

Unerschüttert ging dagegen Weber Glanz am andern Tage aufs Amt, um seinen gefangenen Meister zu besuchen, indem er laut erklärte: Rosenfeld sei der Gesalbte des Herrn; er wisse von keinem andern und lasse nicht von ihm. Er tobte so lange, bis man es für gerathen fand, auch ihn festzunehmen. Dem 51jährigen Manne, der als ein höchst fleißiger, ordentlicher Arbeiter bekannt, aber, bei beschränktem Verstande und brütender Gemüthsart, enthusiastischer war als irgend ein Anderer der Sekte, ja als deren Meister selbst, ihm konnte nichts willkommener sein, und er drängte sich ordentlich zu dem Verhör, um seinem Bekenntniß, das ihn drückte, Luft zu machen.

Zur Beichte war er seit zwei Jahren nicht gegangen, aber nur, weil er den Beichtgroschen nicht erschwingen können. Dagegen antwortete er auf die Frage, ob er nicht wisse, daß Zusammenkünfte, wie sie in seinem Hause gehalten werden, verboten wären: man käme ja auch ganze Nächte zusammen, um Karten zu spielen. Feierlich und fest erklärte er, daß er Rosenfeld für den Messias halte, denn die Schrift lehre es ihn, wobei er wieder auf den Spruch Micha (IV, 8.): „du Thurm Eder, eine Tochter der Feste Zion u. s. w." sich berief. Auch sage es ihm der Geist Gottes, denn er seufze täglich um den rechten Weg zu Gott, und im Gewissen sei er überzeugt, daß Rosenfeld selbst Gott sei. Rosenfeld verspräche ihnen das Gnadenreich, welches auch der alte Gott ihnen versprochen. Auf Erden werde es sein, wo ja auch das Paradies gewesen; und in der heiligen Schrift stände: die Gerechten sollen das Erdreich besitzen ewiglich.

Gefragt: ob Rosenfeld nicht gesagt, daß nach seinem Gefängniß seine königliche Herrschaft angehen würde? erklärte er: das nicht zu wissen; nur wisse er, daß in der Schrift stände: aus sechs Trübsal will ich dich erretten, und in der siebenten soll dir kein Leid widerfahren. Ob Rosenfeld mit seinen Töchtern Unzucht geübt, habe er nicht gesehen, noch sonst gemerkt; auf die allgemeine Frage aber: ob er es denn für etwas Unrechtes halte? rief er aus: „Nein, Rosenfeld hat einen gesalbten Geist, er ist ein Gesalbter des Herrn. Mit Andern ist es freilich etwas Böses."

Noch entschiedener und heftiger sprachen einige andere in Biesenthal eingezogene Sektirer, einer Namens Beck und seine Frau, ein Seifart und sein Weib. Diese vier erklärten, wie der Weber Glanz, Rosenfeld für den wahren Messias und ihren Gott, und protestirten mit Heftigkeit gegen Jesus und seine Göttlichkeit. Ihr Vertrauen ging indeß noch weiter. Einstimmig erklärten sie: „wenn ihr Herr und Meister, Rosenfeld, nur erst Stärke genug hätte, würde er die königliche Majestät selbst vom Throne schmeißen und nöthigen, ihm die Schuhe nachzutragen. Ein Rosenfeldianer könne mit seines Glaubensgenossen Frau und Tochter zuhalten; nur nicht mit Christen, das sei als mit Vieh. Wenn man bis 1770 wartete, würde man Das über Christus erfahren, das sie jetzt nicht sagen dürften.

Jene facultative Macht, mit den Frauen ihrer Glaubensgenossen nach Belieben umzugehen, deren sich diese Rosenfeldianer rühmten, war indeß in den Lehrsätzen ihres Meisters nicht ausgesprochen. Ebensowenig mochte Friedrich der Große, der auf den Lorbern des siebenjährigen Krieges ruhte, damals ahnen, daß in sei-

nem eigenen Reiche ein Feind laure, ihn vom Throne zu stürzen und zu demüthigen.

Die Untersuchung zog sich sehr in die Länge, da man von Gerichts wegen nach allen Orten schrieb, wo eine Voruntersuchung gegen Rosenfeld stattgefunden. Inzwischen erfolgte im December 1769 ein Urtheil, dessen wesentlicher Inhalt der war, daß Rosenfeld im berliner Irrenhause bis zur Probe seiner Besserung einzusperren; jeder seiner Anhänger aber zur Strafe ein Jahr in Spandau sitzen solle.

Dadurch ward das Uebel nur ärger. In Biesenthal verbreitete sich die Gemeinde, die so viele Märtyrer aufzuweisen hatte, ungemein. Besonders thätig waren die zurückgebliebenen Glieder der Glanz'schen Familie. Sie wollten sich des Märtyrers, ihres Stammhauptes, würdig zeigen. Dem Verbote und der Strafe zum Trotz, versammelten sie sich wieder im selben Hause, nur in noch größerer Zahl, und verkündeten laut Jedem, der es hören wollte, der neue Messias werde wiederkommen mit Feuer und Schwert und der Prediger Fehland würde das erste Schlachtopfer sein.

Es entstand ein förmlicher Tumult in dem genannten Jahre 1770, welches aber doch nichts Außerordentliches bringen wollte. Einige drangen zum Prediger Fehland selbst ins Haus, und betrugen sich gegen ihn auf die unanständigste, tumultuarischste Weise. Es waren Zeichen da, als ob sie noch Schlimmeres gegen ihn beabsichtigten. Man warf zerrissene Blätter eines Ge-

sangbuches aus dem Fenster und rief den Kindern zu, sie möchten damit Karten spielen.

Eine besonders thätige Rolle spielte dabei jener abtrünnige Gläubige, der vorhin eine Art Judasrolle gegen Rosenfeld gespielt. Spandau und das Irrenhaus hatten eine andere als die erwartete Wirkung hervorgebracht. Er empfand sein ganzes Unrecht, einen solchen Mann verlassen zu haben, der nun im hellen Glorienschein des Märtyrerthums leuchtete. Richter, welcher vorhin seinen Meister bei den Gerichten als Bösewicht angegeben, bekannte sich in raschem Umschlag wieder zu seiner Lehre, und versäumte nichts, um seine Reue und seinen wiedergewonnenen Glauben vor den Leuten leuchten zu lassen. Es war jetzt, daß er den oben citirten Hirtenbrief an die Gemeinde und die anklagenden Stellen vorn in das Gesangbuch schrieb; und so laut und ungestüm schrie er seinen Glauben durch die Straßen aus, daß man genöthigt war, jetzt auch ihn zu verhaften, und, nach erfolgtem Urtheil, auf ein Jahr nach Spandau zu schicken.

Befragt über den Grund seiner frühern Angaben und wie er sein Urtheil ändern können, wenn er die Thatsachen noch für richtig halte, welche ihn zu dem vorigen bewogen? erklärte Richter: „Dazu habe ihn das Gerede der Leute von der getriebenen Unzucht und die Schwängerung des Mädchens in Stendal gebracht; jenes aber beruhe auf Unwahrheit, zu diesem aber werde Rosenfeld gewiß seine guten Gründe gehabt haben, da er nie etwas Unrechtes thun können. Im Uebrigen müsse er den Rosenfeld'schen Sätzen beipflichten, weil er sie in der heiligen Schrift gegründet finde. Den Prediger Fehland aber könne er nur für den Teufel halten, denn er predige vom Tode, und nur

durch des Teufels Neid sei der Tod in die Welt gekommen."

Rosenfeld befand sich inzwischen in Berlin in nicht zu strenger Haft. Das Irrenhaus trug nur dazu bei, seine Glorie in den Augen seiner Anhänger zu vermehren. Sein treuer Gumto und dessen Familie beschlossen Alles zu thun, was in ihren Kräften stehe, um den Heiland, der für sie litt, für seine Leiden zu entschädigen, und Rosenfeld nahm diese Unterthanentreue gnädig hin. Hierauf foderte er etwas, und es geschah etwas, was des Ortes werth war, eine so empörende Handlung, daß es der Autorität der Acten bedarf, um ihr vollen Glauben zu schenken.

Gumto's Frau mußte, auf ihres Mannes Befehl, ihre jetzt funfzehnjährige Tochter, die sich bei Verwandten in der Nähe von Templin aufhielt, abholen. Auf dem Wege nach Berlin sagte sie ihr: sie sollte Rosenfeld vorgestellt werden. Sie solle nur genau Acht haben auf dessen Worte und Vermahnungen und ihnen folgen. Was Rosenfeld sage, sei recht, ihr bisheriger Glaube aber irrig, und sie wäre ewig verflucht, wenn sie Rosenfeld's Lehre nicht annehme. — Unterweges nahm man, in Biesenthal, noch einen Mann und eine Frau aus der Gemeinde, um der Pilgerfahrt die rechte Weihe zu geben, mit, und kurz vor Berlin ward der jungen Dirne eröffnet: sie sollte eine von den sieben Jungfrauen werden, wozu sie schon durch die Geburt bestimmt sei, und müsse demzufolge Alles thun, was Rosenfeld ihr sagen und verlangen würde.

In der Dämmerung kamen die vier Personen im Irrenhause an, und wurden vom Thürhüter in eine besondere Stube gewiesen. Rosenfeld, von ihrer Ankunft benachrichtigt, erschien. Er fragte das Mädchen, ob sie

eine Braut Christi werden wolle? Sie antwortete: ja! Er fuhr fort: so müsse sie auch Alles thun, was er von ihr verlange. Ob sie das aufrichtig wolle? Als das Kind auch hierauf ja antwortete, legte er sie auf ein dastehendes Bett, und vollzog den Beischlaf mit ihr im Angesicht der gegenwärtigen Personen, nämlich der eigenen Mutter, ihres nachmaligen Schwagers Lüdemann und einer Frau Naumann!

Dann sprach er: „Dies ist die Versiegelung, wodurch wir Beide aufs Genaueste mit einander verknüpft sind, und wodurch ich überzeugt werden mußte, daß Du noch vorher mit keiner Mannsperson zu thun gehabt. Mache Dir auch mit keiner andern dergleichen zu thun, wenn Du nicht ewig verloren gehen willst." Zugleich aber ermahnte er die Umstehenden: ihm nicht hierin nachzuahmen. Denn was er gethan, stehe nur ihm frei, indem er der Christ sei, von welchem gesagt worden, daß er kommen solle. Dann blieben die fünf Personen noch etwa eine Stunde beisammen, das Mädchen aber ward zu ihren Verwandten gebracht, wo sie gegen vier Jahre blieb.

Im März 1771 berichteten die Inspectoren des berlinischen Irrenhauses: „Rosenfeld sei ein wahrhaftes Exempel von Liebe und Mitleid; den Elenden in der Anstalt sei er aus eigenem Antriebe unverdrossen und gern zur Hand gegangen, habe die Kranken fleißig abgewartet und sich als ein getreuer Gehülfe der Irrenwärter gezeigt. Freilich möchten sie ihn um deshalb ungern missen; doch bitte er allzu dringend um seine Entlassung." Da auch der Arzt des Hauses über sein ordentliches und stilles Betragen berichtete, und daß seine Vernunft nichts weniger als zerrüttet sei, ward seine Entlassung verfügt, jedoch unter der Bedingung, daß

Rosenfeld sich bei einem bekannten, guten Bürger einmiethe, welcher, falls sich abermals schwärmerische Religionsideen bei ihm einstellten, darüber sofort dem Magistrat berichten solle.

Dieser bekannte, gute Bürger fand sich auch sogleich in der Person des Schlossermeisters Zimmermann in Berlin, der ihn willig aufnahm und sich für ihn verbürgte, weil — er einer seiner eifrigsten Anhänger war, doch zur Zeit noch ohne Wissen der Behörden. Zimmermann, ein rechtlicher, fleißiger Mann, hatte sich im Zorn an dem Präfecten des Werder'schen Singechors vergriffen und mußte deshalb auf kurze Zeit in Spandau sitzen. Hier hatte er die Rosenfeldianer kennen gelernt, und ward, noch ehe er Rosenfeld selbst gesehen, eines der eifrigsten Glieder ihrer Gemeinde. Aus der Haft entlassen, ward der redliche Bürger, der fleißige Handwerker einer der fanatisirtesten Schwärmer für den neuen Heiland. Seinen Beruf vernachlässigend, brutal gegen seine vernünftige und gute Frau, die sich von ihm nicht wollte bekehren lassen, lag er nur im Irrenhause, um Rosenfeld's Lehren anzuhören, und war so ganz von seiner Gegenwart beseligt, daß er es für das größte Glück hielt, als Rosenfeld ihm im Mai 1771 ins Haus gegeben ward.

Die Bedingung, daß Rosenfeld Berlin nicht verlassen solle, ward schlecht erfüllt. Zimmermann starb bald darauf und Niemand kümmerte sich um den neuen Messias. Er zog zu einem andern Wirth, und versuchte auch in Charlottenburg seine Gemeinde zu vergrößern, wo aber schon eine andere, nun vergessene religiöse Sekte, die Musefeldische, grassirte, und sein Anhang gering blieb.

Im Jahre 1775 schlug er seinen dauernden Wohn-

ſitz in Berlin auf, und mit einer Frechheit, welche nur bei den damals ſehr laxen Sittengeſetzen möglich war. Er ſchrieb an ſeine Anhänger Befehle aus, ihm die ſieben Jungfrauen zu geſtellen, um mit denſelben an das große Erlöſungswerk zu gehen. Niemand machte Einwendungen. Der Schäfer Gumto lieferte drei Töchter, der Weber Glanz aus Bieſenthal deren zwei und zwei ein anderer Anhänger, Meyer. Alle betheuerten ſpäter als reine Jungfrauen zu Roſenfeld gekommen zu ſein, und, nach ihren naiven Ausſagen in den Protokollen, darf man ihrer Verſicherung Glauben beimeſſen.

Mancher Leſer erinnert ſich wol noch eines Kupferſtiches von Chodowiecki aus dem vorigen Jahrhundert, welcher den Sultan Roſenfeld in ſeinem Serail vorſtellt. Als ein kaltherziger, grauſamer Wollüſtling verfuhr er gegen die armen ihm, im dummen Vertrauen hingegebenen Geſchöpfe. Nur eine von ihnen liebte er — wenn dieſes Wort hier paſſend iſt — ſie war ſeine Favoritin, ſeine nächtliche Bettgenoſſin; er erzeugte auch drei Kinder mit ihr, von denen jedoch nur das eine am Leben blieb. Die andern waren ſeine Sklavinnen, Sklavinnen ſeiner Luſt, die er zu ſich rief und wieder fortſchickte, je nach dem Kitzel ſeiner Sinne; aber auch Sklavinnen im buchſtäblichen Sinne. Sie mußten für ihn arbeiten, vom Morgen bis in die ſpäte Nacht Wolle ſpinnen; ſechs arme Mädchen, einige davon kaum über das Kindesalter, mußten den, ſeiner Wolluſt und ſeiner Faulheit bequem hinlebenden Mann allein ernähren! Jetzt erſt war es, wo Roſenfeld die Geſchenke und Opfergaben ſeiner Anhänger abwies; er lebte vom Erlös der Arbeiten der armen geplagten Geſchöpfe; denn ihr Leben war ein geplagtes; er prügelte ſie und ließ ſie hungern. Sein ausgeſprochener Grundſatz war: ſie

müßten sich nicht satt essen, sondern nüchtern bleiben, um das Himmelreich zu schauen und das Werk zu vollenden. Alles weltliche Fleisch aber müsse heruntergezehrt werden. So tyrannisch, und wie sich bei der Tyrannei von selbst versteht, auch mistrauisch war sein Regiment, daß er den armen Geschöpfen nicht erlaubte, mit ihren Aeltern zu reden; ja er verhinderte, daß sie auch nur unter einander sich besprachen.

Die Favoritin war die eine Tochter seines enthusiastischen Anhängers Glanz. Jemehr er sie auszeichnete, um so schnöder behandelte er ihre Schwester, welche das Unglück hatte von der Favoritin, trotz des nahen Verwandtschaftsbundes, aufs Tödtlichste gehaßt zu werden. Die Arme konnte es nicht mehr aushalten, und entlief einst, von Hunger und Kummer überwältigt, zu ihrer Mutter. Aber Rosenfeld erschien vor der Thür und drohte: wenn sie nicht wiederkäme, gehörte sie nicht zu den sieben glücklichen Jungfrauen, sondern sei ewig verdammt und verloren. In unglaublicher Befangenheit und Verblendung zwang die Mutter ihre Tochter zu dem furchtbaren Manne zurückzukehren. Das Mädchen klagte zu einer ihrer Leidensschwestern, einer Gumto'schen Tochter: „Meine Schwester und Rosenfeld haben mir schon das Mark aus den Knochen gesogen; jetzt geht's aufs Herz los, das werden sie auch bald abfressen." Sie hatte richtig prophezeit. Die Unglückliche starb bald darauf.

Sie war nicht die Einzige, welche die Behandlung, den Druck und die Noth nicht aushalten konnte. Eine andere seiner gezwungenen Beischläferinnen, Namens Meyer, ging von ihm fort, und war kaum zu ihren Aeltern zurück, als der Tod sie ereilte. Auch des from-

men und gläubigen Gumto Töchter entliefen. Alles das empörte weder die Aeltern, noch öffnete es den Anhängern die Augen. Man hörte von keiner Beschwerde oder Klage; vielmehr heiratheten (zwischen 1775 und 1777) zwei von Rosenfeld's ältesten und eifrigsten Anhängern in Berlin zwei von den Gumto'schen Töchtern. Es schien somit, als hätten sie dem Meister nur das Recht der ersten Nacht auf ihre Bräute zugestanden und fühlten sich geehrt, ihre so geweihten Frauen aus seiner Hand zu empfangen. Es ist übrigens in den Acten bemerkt, daß der Wollüstling bei Dem, was wir Entweihung nennen müssen, so zu Werke ging, daß er nach dem Gange der Natur nur von seiner Favoritin Vater werden konnte. Diese Andeutung, wie er die andern armen ihm geopferten Geschöpfe zu seiner Sinnenlust gebrauchte, wird hier genügen; zugleich aber zeigt sie ihn von einer so kalten, grausamen Berechnung und von einer Kraft der Selbstenthaltung, daß die Vorstellung eines von seinen eigenen Wahngebilden umdüsterten Schwärmers ganz wegfällt.

Jene beiden Anhänger, die sich mit seinen Beischläferinnen verheiratheten, traten um deshalb nicht aus seiner Gemeinde, vielmehr, fest an seiner Lehre hangend, gerieth der eine, Richter, im Jahre 1778, und der andere Lüdemann 1779, mit den Predigern ihres Kirchsprengels in Streit, weil sie ihre neugeborenen Kinder nicht wollten taufen lassen. Des Einen Kind starb bald, das des Andern blieb wirklich ungetauft. Lüdemann erklärte bei den Verhandlungen deshalb mit ernster Miene, daß er nicht zu sterben hoffe! Noch 1781 äußerte er: er wisse noch nicht, ob Rosenfeld Recht habe, oder nicht. Zwar sei ihm sein fleisch-

licher Umgang mit den sieben Mädchen bedenklich; indessen ſer müsse es dahingestellt ſsein lassen. Es müsse sich ja nun bald ausweisen.

Erst im Jahre 1780 kam die ärgerliche Sache wieder zur öffentlichen Kenntniß und zwar durch die Denunciation eines der eifrigsten Anhänger der Sekte; eine Denunciation, fast so merkwürdig als die Sekte selbst. Der alte, ehrliche Schäfer Gumto reichte beim Könige Friedrich II. eine Klage gegen Rosenfeld ein, nicht darauf gerichtet, ihn für einen Betrüger zu erklären, nicht ihn zur Untersuchung zu ziehen und zu bestrafen, sondern — darüber, daß er nicht erfüllt habe, was er versprochen. In rührender Einfalt klagte der Schäfer seinem Könige die Undankbarkeit des neuen Messias, dem er doch 15 Jahre treu gewesen, und ihm alle seine drei Töchter gegeben hätte, weshalb er jetzt in Armuth, Spott und Verachtung gerathen sei. Er wisse nun nicht mehr aus und ein, was er mit Rosenfeld's Lehre machen solle; also bäte er den König, daß er Rosenfeld prüfe, ob etwa seine Lehre nicht die rechte und er nicht der rechte Messias wäre, wovon er sich jedoch noch nicht überzeugen könne! Wenn das aber wäre, dann möchte der König ihn bestrafen.

Aber in derselben Eingabe, erklärte der ehrliche Mann, als gereue ihn schon, einen solchen Mann angeklagt zu haben, daß, was an ihm sei, er sich nach der Schrift und nach der Vernunft, völlig überzeugt halte, daß Rosenfeld wirklich Der sei, für den er sich ausgegeben, nämlich — der gerechte und lebendige Gott.

Dies war in der ganzen Weltgeschichte wahrscheinlich noch nicht vorgekommen. Der Anhänger einer neuen Lehre, noch im Glauben, daß sein Meister sein Gott sei, verklagt diesen seinen Gott bei der weltlichen Obrigkeit, bei demselben Könige von Preußen, welcher, dieser Lehre zufolge, der große Drache ist, daß er ihm gegen seinen Gott Recht schaffe! Es spricht deutlicher als etwas sonst von Gumto's Begriffsvermögen, welches dem der Mehrzahl vieler der andern Anhänger wahrscheinlich glich. Es verräth aber zugleich den loyalen — Geist oder Instinct? dieser rechtschaffenen preußischen Bürger, die, auch in religiösen Dingen, den letzten Schutz, den letzten Quell der Erkenntniß bei ihrem Könige suchten.

Durch diese Klage ward die Sache mit den sieben Siegeln und den sieben Jungfrauen zum ersten Mal bekannt. Friedrich der Große duldete Vieles, was unsere Sittlichkeitspolicei nicht duldet; dies durfte er nicht dulden, und die gerichtliche Untersuchung und der Criminalproceß gegen Rosenfeld ward eingeleitet.

Aus den durch Biester bekannt gemachten Actenauszügen dieses Processes erfahren wir weniger den äußern Hergang desselben, als die Lehrsätze und die innere Geschichte der Sekte. Auch mag jener sehr einfach gewesen sein, da Rosenfeld im Allgemeinen sich nicht aufs Leugnen legte, sondern im Thatsächlichen ein freies, unumwundenes Geständniß ablegte. Ueber die zarte Grenze, wo er als Betrüger und wo als selbstbetrogener Schwärmer und Fanatiker erscheint, werden auch die Acten schwerlich den Aufschluß geben, welchen unsere Leser und wir selbst wünschen müssen. Es muß daher Jedem überlassen bleiben, aus den folgenden Mittheilungen sich selbst ein Resultat zu ziehen.

Rosenfeld, mit Vornamen Johann Paul Philipp, war 1731 im Eisenachschen geboren. Er war von gesunder, fester Leibesbeschaffenheit und erinnerte sich nie krank gewesen zu sein. Aber der Hang zum weiblichen Geschlechte war schon von früh auf, wie er selbst gestand, in ihm vorherrschend. Nach dem Gutachten der Aerzte fand sich bei ihm keine Spur von Wildheit oder Verrücktheit, auch nicht von melancholischer Furchtsamkeit oder blödsinniger Verwirrung; vielmehr zeigte er in allen Gesprächen viel Gegenwart des Geistes, Ueberlegung, ehe er antwortete und ziemlich viel Verstand, aber immer dabei ein scheinheiliges, kriechendes Wesen.

Rosenfeld stammte aus einer guten Familie. Sein Vater war Kriegs- und Kammerrath in Weimar gewesen und als Landrath in Stuttgart gestorben. Seines Vaters Brudersfrau, der Kammergerichtsrath in Berlin gewesen, lebte noch daselbst während seiner sektirenden Umtriebe. Er hatte, durch Gunst dieser Familienverhältnisse, einigermaßen eine gelehrte Erziehung genossen, aber keine sittlichen Vorbilder in seinem älterlichen Hause gesehen. Der Vater lebte mit der Mutter entzweit, und der Sohn hielt sich in diesen Zwistigkeiten zum Vater, welcher mehre Maitressen unterhielt. Später war Rosenfeld zu einem Landprediger in Pension gegeben, auf den er aber übel zu sprechen war. Einst sagte er vor Gericht: „Wenn ich die Prediger schimpfe, so meine ich solche, die wirklich falsche Lehren vorbringen, die so sind, wie der Magister Schenk. Wenn ich mit seinem Pathen Christian spielen mußte, und der gewann, so sagte er: „Ach der Christian behält doch die Oberhand über den Johann. Der Christian ist nachher Apotheker geworden und der Magister Schenk ohne Erben gestorben.“ Er

hielt es für das entsetzlichste Schicksal, ohne Kinder zu hinterlassen, aus der Welt zu gehen.

Unstät und locker, wie er war, wählte er das Jägerleben. Er schickte sich aber schlecht zum Dienen, und hatte in 15 Monaten drei Herrschaften. Endlich gelang es ihm doch, eine Unterförsterstelle beim Markgrafen von Schwedt zu erlangen, wo er längere Zeit aushielt, sich verheirathete und vier Kinder erzeugte. Aber auch hier hielt er es nicht aus. Er klagte bitter über das ihm durch die Oberförster widerfahrene Unrecht. Gewiß ist, daß er wegen einer falschen Holzassignation zur Untersuchung gezogen wurde, aber wieder freikam. Dies habe, wie Einige versichern, seinen Verstand zerrüttet. Dazu machte seine Mutter ein Testament, worin sie ihn, zum Besten seiner Kinder, enterbte. Unfriede herrschte zwischen ihm und seiner Frau; er beschuldigte diese und deren Mutter schweren Unrechts gegen ihn, daß sie es mit seinen Feinden gehalten, ihn verrathen, wozu sie durch einen Prediger verleitet worden.

Genug er verließ den Dienst, tief ergrimmt über die Prediger, die Weiber, die Gerechtigkeit in dieser Welt. Von seiner Frau betrachtete er sich als gänzlich geschieden. Ueberall, wo er hinkam, sprach er von der jetzt eingeführten Herrschaft der Weiber über die Welt. Er erklärte den Leuten, er fühle sich berufen, dieses Uebel abzustellen, und das Männerrecht, wie er es nannte, wieder einzuführen.

Nun umherirrend bildete sich in dem zerstörten Gemüthe des Mannes ein fixer Gedanke aus, der zu einem System wurde, an das er zum Theil selbst geglaubt haben mag, von dem er aber, als er die Wirkungen sah, auch mit voller Berechnung die Vortheile

für sich zog. Im Müßiggange, zu dem er von früh an Lust gehabt, im Hingeben seinen wollüstigen Neigungen, brütete er an einem Lebensplan, welcher Beidem volle Nahrung versprach, und ihm zugleich gerechtfertigt erschien durch sein Rachegefühl gegen Obrigkeit und Weiber, die ihm Unrecht gethan.

Mehr Blicke in den innern Proceß seiner Vorstellungen und Machinationen werden uns nicht gestattet. Vom Jahre 1762 an zog er umher, seine Lehre zu predigen. Ohne Paß, Geld und zerlumpt wie er war, griff man ihn mehrmals auf und steckte ihn ein, zwei Mal in Schwedt selbst, in Frankfurt an der Oder, zu Magdeburg, zu Bedra zwischen Leipzig und Naumburg, immer aber nur auf kurze Zeit, und als Bettler und Vagabunden. Für einen neuen Religionsstifter fehlte der Policei zu Ende des siebenjährigen Krieges die Rubrik.

Vor Gericht gestellt nach seiner ersten Verhaftung, wegen Religionsunfug in Biesenthal, trat er kühn auf und legte sein Glaubensbekenntniß, anscheinend in vollem Selbstbewußtsein seiner göttlichen Sendung, ab. Es lautete im Wesentlichen dahin:

„Er gehe nicht in die Kirche; denn er fände in der Schrift keinen andern Glauben, als den Abraham, Isaak und Jakob gehabt, welches fromme Männer gewesen. Unser Herz sei Gottes Tempel; Gott wolle nicht steinerne Tempel haben. In der Kirche geschehen gotteslästerliche Sachen, weil man da sage: es sei schon Alles geschehen, und in der Bibel stände doch, vorzüglich in der Offenbarung Johannis, es soll erst geschehen. Er könne dem nicht glauben, der ihm das Leben abspräche; nun sagten aber die Prediger, wir würden sterben, welches doch nicht geschehe, wenn man nur fromm lebe. Er glaube das

tausendjährige Reich, das in Absicht seiner schon angegangen sei. Denn er habe Gottes Stimme gehört, Hebr. IV. — Er gehe täglich zum Abendmahl; denn Gott hätte Brot und Wein gegeben; wer das unrecht gebrauche, sei schuldig am Blute des Herrn. Christus hätte es selbst nur so gemeint; zusammenzukommen, ordentlich zu essen, und dabei an Gott zu denken. — Die Taufe verwarf er nicht; doch käme es aufs Wassertaufen nicht an; Gott sage, wir würden auch mit Feuer getauft werden. Er glaube nur Einen Gott, aber drei Eigenschaften. Er habe sich noch nicht für den Messias ausgegeben, so platterdings; sondern nur gesagt: wer nach Gottes Gesetzen und Rechten einhergehe, der ist mit dem heiligen Geist gesalbet, und solche werden Könige und Priester sein. Seinen Anhängern habe er Königreiche versprochen, nur in so weit uns die Schrift Gesalbte und Könige nennt. Er habe keine Soldaten, könne den König nicht absetzen. Obad. 21 stände: Es würden Heilande heraufkommen, die würden die Welt richten. König sei ein Jeder, wenn er nach Gottes Gerichten über sich selbst herrsche. — Der König sei der große Drache; weil, wie der Drache Alles verschlinge, so der König ein Schwert habe, uns Alle zu tödten, wenn wir sündigen. — Die Leute brauchten nicht mehr zu arbeiten, so wie im Zacharias stehe, wenn die Zeit komme, dürfe man nicht mehr arbeiten, nämlich auf eine so sklavische Weise. — Er glaube, er sei in der Wahrheit und im Rechte, und das sei Jesus Christus. Jesus Christus wolle ja in uns wohnen und wandeln in der Wahrheit und im Rechte. — Mit der Richterin in Stendal habe er sich abgegeben, weil seine Frau ihn verlassen habe, das hielte er nicht für Unrecht noch Hurerei; sondern er habe seinen Namen und Geschlecht nicht wollen unter-

gehen lassen, und das könne Gott und dem Könige nicht zuwider sein."

Schon in diesem ersten Geständniß sieht man, daß er, was den Punkt der Obrigkeit betrifft, ausweichend und fein zu Werke ging. Er wiederholte auch öfters, er wäre gänzlich der Obrigkeit unterthan, und müsse und könne nichts gegen ihren Willen thun. Seine Anhänger dagegen behaupteten, er habe zu ihnen gesagt: sie müßten für jetzt gehorchen, so lange die Drachen noch die Gewalt hätten.

Weniger kühn und entschieden benahm er sich bei der zweiten Untersuchung im Jahre 1781, nachdem so viel Thatsächliches gegen ihn vorlag. Seine Sprache war verwirrter, vielleicht aus Angst, vielleicht in der Absicht, von seinen Richtern für geistesverrückt angesehen zu werden. In einem der ersten Verhöre erklärte er wie in aufgeregter Stimmung: man gehe darauf aus, das Mann- und Weiberrecht zu verkehren; und dies aufrecht zu erhalten, dahin sei seine Absicht von je an gegangen. Das Weib habe die Uebertretung angefangen und eingeführt, und er nichts Anderes gethan, als das menschliche Geschlecht erhalten wollen. Selbst Eva habe gleich bei der ersten Niederkunft gesagt: ich habe den Mann, den Herrn; wo sei da der Vater geblieben? — Er bejahte alle Fragen, auch auf die: ob er sich nicht für Christus und Gott selbst ausgegeben? erwiderte er ohne Bedenken: „Ja, das habe ich gethan," und unterstützte es nach seiner Art mit einer Menge schnell hercitirter Bibelstellen, ob sie nun zu der Frage paßten oder nicht paßten. Nur leugnete er, daß er mit den andern sechs seiner Beischläferinnen den fleischlichen Umgang in der Art gepflogen, daß sie nicht schwanger werden können. Dies sei, erklärte er, nur die Folge davon gewesen, daß die

Sechs allzusehr mit Sünden behaftet gewesen und nicht den rechten Gehorsam gegen ihn gehabt hätten.

Daß Christus nicht der rechte Messias sei, habe er allerdings gelehrt, denn das stände schon Offenbarung I, 8. geschrieben: „Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, spricht der Herr, der da ist, der da war und der da kommt, der Allmächtige!" Aus Schriftstellen habe er behauptet, daß noch ein zweiter kommen müsse. Er habe sich dafür ausgegeben, jedoch nach dem Glauben. Denn es sei eines Jeden Sache, sich davon zu überzeugen, und er hätte es eines Jeden Glauben überlassen. Der Glaube sei von Gott und lasse sich nicht erzwingen. Auch habe er sich den einzigen wahren Gott genannt; es stände aber bei Jedem, zu glauben, was er wolle. Uebrigens stehe geschrieben: Unendlich groß ist das Geheimniß; und das Reich Gottes müsse wachsen und zunehmen, und sei nicht gleich groß gewesen, und das Verwesliche solle anziehen das Unverwesliche. Man könne doch die Auferstehung nicht leugnen. Es sei nicht so zu verstehen, als ob er sich in der Welt hätte groß machen wollen, sondern es sei vom geistlichen Reiche zu verstehen.

Auf die Frage: ob er wisse, wer Gott sei? antwortete er: „Ein Geist, allwissend, allmächtig, allgegenwärtig, allgütig." Als man ihn nun anging, wie er sich denn dafür ausgeben könne, da er keine dieser Eigenschaften habe? hatte er keine andere Antwort als: „Ich will den Herrn nicht versuchen, er ist von Zion weggewichen." Man stellte ihm vor, dies sei Gotteslästerung. Er erwiderte: Nein! denn es stände geschrieben: „er hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein. Alles dies habe er nicht des Wohllebens wegen gelehrt, er habe ja elend und jämmerlich genug leben müssen; sondern um

das Vaterrecht wieder herzustellen; denn wer kein Vaterrecht, und kein Manns- und Frauenrecht glaube, der glaube auch keinen Gott. Auch nicht der Wollust wegen habe er die Mädchen gehalten, sondern blos damit sein Geschlecht nicht ausgerottet werde, blos um Stamm und Namen zu erhalten. Der Mann müsse doch herrschen; darum habe er auch das Geld, das die Mädchen verdient, an sich genommen. Die Mädchen hätten sich selbst auch prüfen sollen, ob sie zu dem großen Werke tüchtig wären; auf die Jungfrauschaft käme es nicht an, sondern auf die Gesinnung des Herzens. Der Gehorsam und das Bauen müßten wieder hergestellt werden. Aber die Mädchen wären voll List und Ränke gewesen, hinter seinem Rücken hätten sie gefressen und üppig gelebt. Er habe ihnen deutlich vorgestellt, daß in der Welt Alles zum Verderben und Untergang gerichtet sei. Das Weib müsse also wiederum den Mann suchen. Das Ehebett müsse doch gehalten, und der Bund und die Versöhnung zwischen Mann und Weib wieder hergestellt werden. Er hätte sieben haben müssen, weil er nicht wissen können, welche die rechte sei, die ihm bestimmt gewesen, und die treu bleiben, und aufs Bauen, nicht auf das Verderben gehen würde. Die eine Glanzin allein hätte sich darnach aufgeführt, und den Mann nicht zu verderben noch zu verschlingen gesucht. Darum hätte er es auch besonders mit ihr gehalten, wolle beständig bei ihr bleiben, und wünsche mit ihr ordentlich getraut zu werden."

Ein Wunsch, der natürlich nicht in Erfüllung ging.

Seine Kenntniß der Bibel war außerordentlich groß. Er fand für jede Anführung einen Beleg in der Schrift, was freilich allen Schwärmern und Sektirern gelungen und zu allen Zeiten ihre Macht war, gegen die im

Wege der Vernunft nicht zu kämpfen ist. Noch weniger sind gegen sie die Waffen, welche die Philologie an die Hand gibt, zu brauchen. Nach den Büchern, welche man in seiner Bibliothek fand, zu schließen, hatte sich Rosenfeld wenigstens in letzter Zeit auch mit Studien beschäftigt, die dahin einschlagen. Man fand verschiedene Grammatiken und Wörterbücher der hebräischen, griechischen, lateinischen, französischen, englischen und italienischen Sprache, einige Anfangsbücher in derselben, ein deutsches Compendium der Geschichte und Geographie, Kalender, politische Broschüren u. A. Vergebens suchte man nach Schriften von ältern Schwärmern und Fanatikern. Außer der Bibel fand sich bis auf einige Predigten von der christlichen Kinderliebe eigentlich kein religiöses Buch vor; dagegen der Koran und eine Schrift über das schädliche Blut, welches über die Juden vier Mal des Jahres kommt. Außerdem ein Manuscript von seiner Hand, eine höchst mühsame und genaue Abschrift der bei der lutherischen Bibelübersetzung nicht befindlichen apokryphischen Büchern. Seine Ermahnungszettel an seine Gemeinde enthielten meistens Stellen aus diesen Büchern, demnächst aus der Offenbarung Johannis und dem Briefe an die Hebräer.

Auf den äußern Schein hat Rosenfeld wenig gegeben. Er verlangte von seinen Anhängern auch nicht einen Schatten von göttlicher Verehrung. Auch in seinem Sultanleben in Berlin bewahrte er das dürftige Aeußere, welches er als wandernder Prophet zur Schau getragen. Dagegen war er streng und scharf in den Sittengesetzen gegen seine Gemeinde. Er foderte sie mit aller Strenge auf, fromm und rechtschaffen zu wandeln, Niemand zu betrügen, sondern gegen Jeden gerecht zu sein. Doch führte er seltsamerweise bei diesen Sitten-

geboten weder in seinen Reden noch Aufsätzen die dahin schlagenden moralischen Stellen der Bibel an.

Von den Geschenken seiner Anhänger hatte er nichts erübrigt; er nahm nur so viel, um sein müßiges Leben fortsetzen zu können. Auch der Erlös von den Arbeiten der Mädchen diente nur zu diesem Zwecke. Habsucht und Geiz waren ihm daher in seinem Prophetengeschäft nicht hinderlich. Das erklärten selbst seine Ankläger. Wie fest das Vertrauen derselben noch nach allen Täuschungen, ja selbst nach allen Mishandlungen war, geht aus vielen Zügen hervor. So versicherte die eine Gumto'sche Tochter, die so viel wie die andern von ihm gelitten, noch vor Gericht: sie glaube doch, daß Rosenfeld der einzige, wahre Gott sei, und gewiß der große Erlöser. Darum habe sie auch immer gebetet, Gott möge ihn doch das große Werk vollführen lassen, wozu er ihn gesandt.

Aus einzelnen Andeutungen geht hervor, daß Rosenfeld vor dem Inquisitionsrichter später die Maske des heiligen Selbstbewußtseins dann und wann fallen ließ. Es ist zu bedauern, daß die Actenauszüge diese Wendepunkte nur sparsam und gelegentlich berühren. Wie erwähnt, hatte Rosenfeld's Anhänger, Richter, später die eine Gumto'sche Tochter, und ein Lüdemann die andere geheirathet. Jene war dasselbe arme Mädchen, an dem Rosenfeld im berliner Irrenhause in Gegenwart ihrer Verwandten den empörenden Act geübt hatte. Damals hatte er vor Allen erklärt, er habe sie als reine Jungfrau erfunden. Vor dem Richter gestand er: er habe das wohl sagen müssen; denn wenn man unter solchen Leuten sei, müsse man wol so sprechen. „Ich sah wohl damals schon, daß Alles List sei; aber wo sollte ich hin? Ich mußte aber versichern, daß ich sie nicht mehr

als Jungfrau gefunden habe, und daß sie mir auch nachher selbst eingestanden hat, daß sie sich schon mit Richtern abgegeben. Es war also lauter List dahinter und kreuzte sich zwischen dem Richter, Lüdemann und mir." Aus den Acten ergab sich mit großer Zuverlässigkeit, daß dies Vorgeben falsch war und Rosenfeld scheint es nur aus Haß gegen die sechs Mädchen erdichtet zu haben. Hier also eine eingestandene Verstellung; sie wird nicht die einzige gewesen sein und rechtfertigt somit das Urtheil, welches für einen Schwärmer zu hart, für einen Betrüger seiner Art aber gerecht erscheint.

Der Criminalsenat des Kammergerichts verurtheilte nach geschlossener Untersuchung Rosenfeld zum Staupenschlag und lebenslänglicher Festungsstrafe. Das oberste Criminaldepartement nach dem damaligen Instanzengange änderte das Urtheil dahin: Zuchthaus nebst tüchtigem Willkommen; und wenn er sich mit Frauenspersonen würde abgeben wollen, nachdrückliche Züchtigung. Uebrigens sei nach zwei Jahren von seiner Aufführung zu berichten.

Dieses letzte Urtheil war ihm am 5. December 1781 publicirt worden. Er appellirte dagegen. Inzwischen hatte sich der König die Sache selbst vortragen lassen, und verordnete durch eine Cabinetsordre vom 12. Januar 1782, daß es bei der Entscheidung des Criminalsenats verbleiben solle. Rosenfeld's weitere Vertheidigung ward zwar zugelassen, indessen verblieb es bei der letzten (königlichen) Verordnung, wie die Worte lauten.

Am 8. November 1782 erlitt Johann Paul Philipp Rosenfeld, der neue Messias, öffentlich in Berlin den Staupenschlag, ohne daß ein Wunder geschah. Nachdem er ihn überstanden: bestieg er den bereit stehenden Wagen. Er rief zum versammelten Volke: „Ist Jemand, der mich

beſchuldigen kann, hab' ich ihm Leides gethan, ihn betrogen oder beſtohlen? der rede, hier bin ich!" Es antwortete Niemand und der Wagen rollte nach Spandau fort.

Vor der letzten Entſcheidung ſeines Proceſſes hatte Roſenfeld um die Vergünſtigung gebeten, daß ſeine damals ſechstehalbjährige Tochter chriſtlich getauft werde. Es geſchah in ſeiner und der Gegenwart mehrer von Roſenfeld's Anhängern.

Die beiden Christusfamilien zu Jöllenbeck.

(Als Anhang zum Vorigen.)

1768 — 1780.

Eine wie außergewöhnliche Erscheinung der neue Messias Rosenfeld auch im philosophischen neunzehnten Jahrhundert war, stand er doch nicht allein da. Die actenmäßige Mittheilung, welche Biester über sein Thun und Treiben geliefert, erregte ihrer Zeit solche Aufmerksamkeit, daß man von verschiedenen Seiten bemüht war, ähnliche Beispiele religiöser Verirrungen ans Tageslicht und vor den Richterstuhl der Vernunft zu bringen. So berichtete ein Prediger aus der Grafschaft Ravensberg über eine Sekte, welche sich in seiner Gemeinde gebildet, die freilich der der Rosenfeldianer an Consequenz und Ausbildung nachsteht, aber an Tollheit sie noch überbietet. Wenn wir hier eine kurze Notiz über dieselbe geben, so überschreiten wir, gleich wie bei dem folgenden Falle, eigentlich das Gebiet unserer Aufgabe, indem zwar das vollständige Verbrechen da war, aber die Cri-

minaluntersuchung und die darauf verhängte Strafe fehlt. In anderm Sinn halten wir uns indeß für gerechtfertigt. Durch analoge Fälle tritt jede Erscheinung erst in ihr rechtes Licht, und in einer Zeit, wo die heftigsten Kämpfe zwischen dem Buchstabenglauben und dem Unglauben gefochten werden, ist es nicht unangemessen, uns die religiösen Verirrungen einer überlebten Epoche vor Augen zu rufen, ein Spiegel, in dem wir vielleicht nur mit verändertem Costüm die Verirrungen der Gegenwart wiedersehen.

Die Erscheinung der Sekte in Jöllenbeck hat aber in dem wider sie geführten Processe — keinem criminalistischen — auch ein moralisches Interesse. Gegen einen Rosenfeld mußte allerdings der Staat einschreiten, nicht allein wegen des öffentlichen Aergernisses, welches er gab, sondern weil sein Fanatismus in betrügerischer Absicht fortgeführt wurde. Ob aber in andern Fällen dieses Einschreiten das richtige Mittel ist, die Krankheit zu unterdrücken, oder ob sie dieselbe nicht vielmehr nährt, lehrt uns die Geschichte, die täglich vor unsern Augen spielt, bezweifeln. Hier ein Beispiel aus der Zeit unserer Väter, welches die richtigen Waffen sind, einen Wahn zu bekämpfen.

Der Prediger Schwager fand, als er sein Predigtamt in der Gemeinde Jöllenbeck im Jahre 1768 antrat, einen großen Theil derselben als Separatisten. Auch hier fand sich, daß es sämmtlich Leute waren, welche eine sitzende Lebensart führten: Leinweber, Schuhmacher, Schneider. Die eigentlichen Ackerleute, die Schmiede, Zimmerleute und Alle, die schwere Arbeit treiben, hielten sich davon fern. Die Wenigen unter diesen Letztern, welche die Conventikel besuchten, kamen dazu, wie aus

einer übernommenen Erbschaft. Ihre Väter waren schon Separatisten gewesen; aus Pietät oder Gewohnheit waren es die Söhne auch; mit diesen ließ sich aber weit leichter auskommen.

Der Geistliche war jung und rasch. Er wollte dem Uebel durch Eifer steuern; aber statt sie durch seine Reden zu überzeugen, entfernte er sie nur noch mehr von der kirchlichen Gemeinschaft. Seine Separatisten blickten mit demselben Haß und derselben Verachtung auf ihre von der Obrigkeit ihnen gegebenen Prediger, wie die Rosenfeldianer.

Als er erkannte, daß Eifer und Strenge hier das verkehrteste Mittel war, schlug er den entgegengesetzten Weg ein, er schien sich gar nicht um sie zu kümmern. Kamen sie bei Begräbnissen in die Kirche, so suchte er durch einen klaren und warmen Vortrag die Satzungen, welche sie bezweifelten, in möglich helles Licht zu setzen; aber er richtete seine Rede so ein, daß Niemand bemerkte, er setze die Gegenwart von Zweiflern voraus. So auch benahm er sich im täglichen Umgange mit ihnen. Er war ihnen dienstwillig und freundlich, berührte im Gespräch nie ihre Irrthümer und that, als nehme er von ihren Conventikeln gar keine Notiz.

Ein Hauptgrund, weshalb die Sekte sich absonderte, war ihr Vorgeben, daß die Gemeinschaft und nahe Berührung in der Kirche mit so vielen Gottlosen beflecke. Der Geistliche richtete in der Predigt seine Strafreden häufig gegen Die seiner Gemeinde, welche wirklich ein ruchloses, ärgerliches Leben führten. Er sagte, dies sei ein schweres Aergerniß, welches sie der Gemeinde gäben, und ihr Irrthum sündlicher, als der Irrthum Derer, welche sich um deswillen ganz aus der Kirche zurückzö-

gen. Dies verschaffte ihm Vertrauen und Wohlwollen bei den Separatisten. Die Meisten derselben kehrten in der Stille zur Kirche zurück.

Nur zwei Schusterfamilien blieben unerschütterlich in ihrer Absonderung. Das Haupt der einen, unter andern Verhältnissen ein kluger, hier ein grübelnder Kopf, hatte sich in die Offenbarung Johannis zu tief hineingelesen, in die „Sandbank, auf welcher der gesunde, schlichte Menschenverstand so leicht strandet und selten wieder flott wird". Bei immer größerer Erleuchtung hielt er sich bald für besser, erwählter als die Andern seiner Gemeinde. Er sonderte sich auch von ihnen ab, sprach nur mit Sätzen aus der Apokalypse, und erklärte endlich, daß er Christus selbst sei.

Er fand eine neue Dreifaltigkeit der Person des Heilands aus. Jesus sei er nicht; der sei schon da gewesen, Immanuel werde erst geboren werden; er selbst aber sei Christus; „den Maria geboren, das Weib mit der Sonne bekleidet". Diese Maria lebte aber noch, sie war das Weib des andern Schusters, ein schmutziges, häßliches Geschöpf, welches jedoch für den neuen Christus besondere Reize haben mußte. Er lebte mit ihr in einer nichts weniger als kindlichen und heiligen Vertraulichkeit. Wie er in seinem System diese Verwechselung der Mutter mit der Geliebten rechtfertigte, bleibt ungesagt.

Neu und unerhört war der Glaube; aber Das, worauf der Schuster gerechnet hatte, trat nicht ein; er machte kein Aufsehen. So offen er auch damit heraustrat, so laut er ihn von seiner Thürschwelle aus den Leuten im Dorf verkündete, es schien, als predige er vor Tauben. Der Schuster hatte geweissagt, er werde in Ketten und Bande gelegt werden, und er wisse Den,

der sie im Geheimen ihm schmiede; er schilderte ihn vom Wirbel bis zur Zeh in dunkeln Bildern, aber jedes Kind erkannte den Prediger. Allein dieser kümmerte sich nicht darum. Wenn er am Hause des Schusters vorüberging, grüßte er ihn so freundlich als sonst, und fragte ihn nach dem Wetter und den Kartoffeln. Der neue Heiland konnte das nicht ertragen. Er wollte Flüche und Drohungen, er wollte Ketten und Banden. Mit blutrothem Gesichte, mit aufgehobenen Armen, schrie er nun den Geistlichen an, wenn dieser vorüberging, er sei Christus und schmetterte die entsetzlichsten Verwünschungen und Flüche gegen ihn, wenn er länger sich vermesse, daran zu zweifeln. Der Prediger zuckte die Achseln und ging schweigend seines Weges.

Da der Schuster selbst so wenig vermocht, erhob sich Maria als Prophetin. Sie erklärte einem Jeden, der ihr nahe kam: sie und ihre Töchter wären unsterblich. Eine von den Offenbarungen, deren mehre sie täglich überkamen, hatte es ihr verkündet. Nun verkaufte sie ihr Todtenhemde, das sorgfältig gehütete, als völlig unnütz. Um sich der Ehre, welche Gott ihr anthun wollte, ganz würdig zu zeigen, trug sie überhaupt kein Hemde mehr. Sie wusch sich nicht, sie kämmte sich nicht; sie schlief unter freiem Himmel, ohne Kleidung, ohne irgend eine Bedeckung, außer einem Bettlaken. So hatte es ihr die innere Stimme anbefohlen. Ihr Anblick soll scheuslich gewesen sein. Aber sie blieb frohen Muthes. Das tausendjährige Reich war ja vor der Thür; sie sollte alle Reiche dieser Welt und deren Herrlichkeiten besitzen und — die Kleider der Frau Pastorin erben! So hatte auch die Offenbarung gesprochen. Der ungläubige Pastor und all die andern Ungläubigen sollten aus der Welt geschafft werden, oder

der Immanuel, mit dem sie schwanger sein wollte, würde sie mit eisernen Ruthen weiden.

Offenbar war durch diese Aeußerungen bereits ein so öffentliches Aergerniß gegeben, daß in jedem geordneten europäischen Staate die Polizei eingeschritten wäre. Wir müssen die Zurückhaltung der Polizei im Ravensbergischen bewundern; sie schritt nicht ein, und eben so wenig klagte der denuncirte, der vernünftige Geistliche. Der Unsinn sollte sich selbst verzehren, indem man dem Feuer kein Oel zutrug.

Die beiden Schusterfamilien schwelgten in ihrer Gottseligkeit. Sie arbeiteten wenig oder gar nicht, feierten dagegen sehr oft die Hochzeit des Lammes mit Essen und Trinken. Als sich auch jetzt gar Niemand um sie kümmern wollte, verlautete plötzlich ihr Entschluß, sie wollten aus diesem sündhaften Lande fortziehen und nach Jerusalem pilgern. Auch dagegen protestirte Niemand. Sie zeigten es dem Prediger an. Er ließ ihnen wieder sagen: gegen ihren Entschluß habe er nichts zu erinnern; da sie ihm aber noch gewisse Stolgebühren schuldeten, müßten sie ihn vorher bezahlen. Sie zahlten trotzig, aber plötzlich kam Contreordre vom Himmel und die Reise unterblieb, entweder deshalb oder weil ihnen nun das Reisegeld fehlte.

Das Schmausen hub von Neuem an. Beide Familienväter ließen ihre Bärte wachsen, und machten sich steife Zöpfe mit Schweinsborsten garnirt, was ihnen aber nur in ihren eigenen Augen einen Heiligenschein gab; die Leute im Dorfe konnten sich des Gelächters nicht enthalten. Auch mußte der Geistliche sich Gewalt anthun, als der Mann der Marie, der sich um deswillen Joseph nannte, ihn in diesem Anzuge aufsuchte, um in einer Unterredung ihm, ihrem Hauptfeinde, zu be-

weiſen, daß ihre beiden Familien die beiden Häuſer Iſraels wären.

Als Joſeph, im Namen der Andern, den Prediger vergeblich zu der Verfolgung aufzureizen geſucht, welche ſie noch ertragen müßten, nahmen ſie insgeſammt zu einem letzten Mittel ihre Zuflucht.

Sonntags ſtellten ſich Alle, Männer, Weiber und Kinder, in ihren Tollhäuslerauſzügen vor die Kirchthüre, um wenn die Leute herauskämen, ſich zur Ehre Gottes auslachen zu laſſen! So doch endlich ſollten die Leiden Jeſu ſie überkommen.

Das Aergerniß wurde ſo groß, der Spectakel Sonntags an der Kirche ſo laut und die Andacht der Kirchgänger geſtört, daß dann doch dem Prediger die Geduld riß, und er beim Conſiſtorium Anzeige machte. Auch bewog ihn dazu die gerechte Beſorgniß, daß zwei Familien, welche aus übergroßer Frömmigkeit gar nicht mehr arbeiteten, bald als Arme der Gemeinde zur Laſt fallen würden. Um dem Uebel zu ſteuern, trug er ſpeciell darauf an, daß die Familien von einander getrennt würden.

Die Obrigkeit war ſehr bereit zur Unterſuchung, und eine Commiſſion, eine gemiſcht geiſtliche, juriſtiſche und ärztliche, ward abgeordnet. Was ſie factiſch ermitteln konnte, war längſt bekannt, nur daß die Aerzte ausfanden, daß Maria mit keinem Immanuel, vielmehr gar nicht ſchwanger ſei.

Das war aber auch der ganze Erfolg. Es fehlte nicht an Zurechtweiſungen, Verordnungen und Androhungen, übrigens aber blieb Alles beim Alten; denn wie ſollte es möglich gemacht werden, daß zwei Familien, die man nicht einſperrte, in einem Dorfe ohne Communication bleiben? In ſofern aber blieb es nicht beim Alten, als die Sektirer es erreicht hatten, wonach

sie so sehnlich gestrebt. Sie hatten öffentliches Aufsehen erregt, waren verklagt und verfolgt.

Das vorige Wesen hub ärger als vorher an. Der Christus ließ seine Augen wilder als je in seinem Todtenkopfe rollen, sie kreuzten sich, sangen und schrieen lauter denn je, und liefen in ihrer Blöße im Dorfe umher. Schmausereien, so lange noch etwas aufzubringen war, und Tausch mit den Weibern. Ja sie waren, in Hoffnung noch strengerer Verfolgungen, kecker geworden. Der sogenannte Joseph ließ es dem Prediger jedesmal vorher ansagen, wenn in der nächsten Nacht ein Siegel gelöst werden solle. Man durfte annehmen, daß unter diesem Siegellösen Dasselbe verstanden werde, was die Rosenfeldianer darunter begriffen.

Ja am schmerzlichsten mußte es dem Geistlichen sein, daß er von seinem vernünftigen Grundsatz, des Gehenlassens gewichen war, als es den Fanatikern jetzt gelang, einen Schneider aufs Neue anzuwerben. Während seines ruhigen Verfahrens hatten sie, wie gesagt, ihre Anhänger Einen um den Andern verloren und kein einziges Mitglied gewonnen.

Um einen weitern Abfall seiner Gemeinde zu verhüten, begnügte er sich damit, gegen die Apokalypse zu predigen. Ein göttliches Buch, welches der Herr zu unserm Seelenheil schreiben lassen, müsse verständlich und für den Menschenverstand faßlich sein; aus der Offenbarung Johannis lese aber Jeder Das heraus, was er wolle, und aus tausend Schwärmern seien tausend Sinnverrückte geworden.

Zwar schien es ihm zu gelingen, den größern Theil seiner Gemeinde zu bekehren, sie gaben ihre Hoffnung auf das tausendjährige Reich auf und der Schneider blieb der einzige Proselyt, aber der Wahnsinn der An-

dern flackerte in immer neuem Strohfeuer auf. Die Maria und ihre Töchter warfen plötzlich ihre schmuzigen Lumpen weg, sie hatten sich, man weiß nicht wie, Kleider über ihren Stand verschafft, und zogen in lächerlichem Aufzug durch das Dorf. Die Prüfzeit der Maria war nämlich zu Ende. Nachdem sie vier Mal irrthümlich angegeben, den Immanuel unter dem Herzen zu tragen, war sie wirklich schwanger geworden und brachte einen Knaben zur Welt.

Der Prediger konnte nun befürchten, daß das Unwesen in immer störenderer Weise um sich greifen werde, und er ergriff endlich ein Auskunftsmittel, über dessen Schicklichkeit, von einem Geistlichen angewandt, Zweifel bleiben; aber es erwies sich in diesem Falle als probat. Da er weder durch Reden noch durch Interdicte der Obrigkeit die aneinander geketteten Familien auseinander bringen können, versuchte er die Mittel der römischen Diplomatik, das divide et impera.

Die Ehefrau des ersten Schusters, welcher Christus sein wollte, war in der ganzen Sippschaft die vernünftigste; wenigstens erschien sie den Vorstellungen zugänglich, welchen Weiber sich selten verschließen. Der Geistliche, ohne ihren Glauben angreifen zu wollen, stellte ihr doch in ihrem Wesen und ihren Folgen die greuelvolle Gemeinschaft vor, welche unter den Sektirern herrsche; er wies sie darauf hin, wie ihre eigenen Rechte durch das Zusammenhalten ihres Mannes mit dem Weibe des Joseph gekränkt würden. Hatte sie denn nicht selbst Ansprüche darauf, und die nächsten, eine Marie zu sein? Es wirkte. Die Frau ward eifersüchtig. Bald gerieth sie mit der erwählten Maria, der Frau des Joseph, in einen Streit. Aus bittern Stachelreden wurden Schläge. Die Weiber zau-

sten sich in den Haaren, es floß Blut. Die Sippschaft kam hinzu, die Kinder, Ehemänner, nahmen Partei; die gewünschte Trennung der beiden heiligen Familien war durch die Entzweiung der Weiber zu Stande gebracht.

Geheilt in der Wurzel war die Schwärmerei dadurch nicht. Es war nur Das erreicht, daß Stahl und Funke nicht mehr zusammenkamen. Das einmal brennende Feuer ließ man ausglimmen. Jede der beiden Familien hielt sich noch jetzt für auserwählt, aber sie hatte keine Anhänger, keine Gläubige mehr als in ihrem eigenen, engen Kreise. Der Flammenschein ward immer spärlicher. Man versuchte zwar wieder eine Vereinigung, um sich gegenseitig anzufeuern, aber das Vertrauen war dahin und die Eifersucht blieb rege.

Die gemeinschaftlichen Schwelgereien und Ausschweifungen fielen von selbst hinweg, keine der beiden Familien fühlte sich allein stark genug, um öffentliche Schaustellungen ihrer Heiligkeit zu geben, oder gar Processionen anzuordnen. Sie trugen sich nicht mehr aus ihrer gegenseitigen Armuth zu, was der Eine oder der Andere fand, um ihren Müßiggang zu fristen. Beide wurden wieder gezwungen zu arbeiten, angestrengt zu arbeiten, um dem Hunger und der Kälte zu wehren.

Der Christus hielt sich, soweit man von ihm Nachricht hat, noch immer für den Christus; seine eigene Familie wagte es jedoch kaum mehr laut auszusprechen, daß sie ihn dafür halte. Ein Christus, der von Morgens bis Abends Schuh flickte, verlor selbst unter seinen Nächsten von seinem Heiligenschein. Gefährlich oder verführerisch war er für Niemand.

So verlöschte oder glimmte vielmehr nur ein Feuer,

das, wenn man es mit Gewalt ausblasen wollen, gefährlich hätte um sich greifen können. Der einmal gewarnte Geistliche hütete sich davor; aber mit Recht bemerkt er, daß, wenn ein Mann wie Rosenfeld in der Gegend gelebt und dieser Schwärmer sich zu seinem Zwecke bemächtigt hätte, der Brand eine Stärke und Ausbreitung gewinnen können, wo ein Einschreiten von außen nothwendig geworden.

Matheo von Casale.

(Als Anhang zu den Vorigen.)

1805.

Matheo Covet war der Sohn sehr armer Tagelöhner zu Casale im Gebiet von Belluno, wo er im Jahre 1759 geboren wurde. Er ward daher später in Venedig nur der Matheo von Casale genannt. Das Dörfchen lag fern von jeder Straße, abgeschieden eigentlich von allem Verkehr. Er sah nur Leute eben so arm wie seine Aeltern, die alle im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot sich verdienen mußten. Die Einzigen, welche nicht hinter dem Pfluge gingen und mit dem Karst auf die Berge mußten, waren der Pfarrer und sein Kaplan. Es waren die einzigen Glücklichen in seiner jugendlichen Vorstellung. Sie besaßen Alles von Reichthum, Macht und Einfluß, wovon er Kunde hatte in seiner kleinen Welt.

Der Gedanke, diesen Erwählten ähnlich, also auch Priester zu werden, war sehr natürlich. Er ging bei dem Kaplan in Unterricht und lernte von ihm lesen und

nothdürftig schreiben. Aber die Familie war zu arm, um den armen Studenten nur einigermaßen zu unterstützen. Er mußte seine Hoffnung aufgeben und erwählte das Schuhmacher-Handwerk, vielleicht, weil es seiner Neigung doch näher kam, als der saure, anstrengende Landbau.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß das gezwungene Verlassen eines Lebensberufs und die unfreiwillige Wahl eines andern oft auch sonst gesunde Geister aus ihrer Seelenharmonie gebracht und nicht selten traurige Zerrüttungen zur Folge gehabt hat. Matheo wurde kein Genie in seinem neuen Fache. Er arbeitete weder sehr elegant, noch förderte er sein Tagewerk, ohne nur deshalb faul oder träge zu sein. Er war im Gegentheil fleißig, aber er arbeitete ohne innern Trieb.

Die sitzende Lebensart, das beständige Schweigen, wie es die Meister von ihren Lehrlingen und Gesellen in der engen Werkstube fodern, machten ihn zu einem Grübler. Er ward einsylbig und verdrossen. Ein Krankheitszustand mag hinzugekommen sein, seinem beschränkten Geiste die eigenthümliche Richtung zu geben, indem er, besonders zur Frühjahrszeit, an einem flechtenartigen Ausschlage litt. Seine beschränkte Erziehung, die ihn nichts Schöneres, Edleres, Erhabeneres kennen lehrte, als den Dienst, zu welchem der Priester berufen ist, war in seinem Handwerksdienst nicht fortgeschritten. Der grübelnde Schuster sann nur den Werken und Satzungen nach, wie er sie buchstäblich von seinem Kaplan und Pfarrer gehört hatte, und sein beschränkter Geist fixirte sich immer mehr, nicht in der Freudigkeit und dem Troste des Christenglaubens, sondern in den trüben Vorstellungen des Martyriums.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte man nichts von Matheo von Casale gehört, ohne seinen Tod. Bis zum

Juli 1802 verstrich sein Leben so ruhig, wie das irgend eines an seine Bank gefesselten Schuhmachergesellen. Nur durch seine außerordentliche Frömmigkeit zeichnete er sich aus. Er sprach in der Unterhaltung nur von Predigten, Fasten, Heiligen und Kirchenfesten. Da verschloß er sich eines Tages in seine Kammer, ohne daß Jemand an ihm irgend etwas Besonderes vorher bemerkt hätte, was einen so außerordentlichen Entschluß motivirte. Hier ergriff er das erste beste ~~schlechte~~ Schuhmachermesser und vollzog an seinem Leibe die vollständigste Castrirung. Dann öffnete er das Fenster und warf alle abgeschnittenen Theile auf die Straße.

So wenig als man ihn schreien und wimmern oder später sich über die rasche That beklagen hörte, weiß man, was ihn zu der grausamen That bewogen hatte. Einige meinten, es sei aus Verdruß geschehen, weil ein junges Mädchen seine Liebesanträge abgewiesen. Wahrscheinlicher ist es, wenn man seine fanatische Richtung betrachtet, daß er schon damals in einem Anfalle von Schwärmerei, erschreckt über die Versuchungen des Fleisches, sich mit einem Male und auf immer des gefährlichsten Feindes, der ihm stets wieder drohen und seiner Heiligkeit schaden konnte, entledigte. Uebrigens hatte er mit vollem Vorbedacht gehandelt. Bevor er an die That ging, hatte er verschiedene Kräuter, welche bei den Landleuten seiner Gegend für blutstillend galten, sich zusammengelegt und kleingehackt, auch alte Leinwand zum Verbande. Diese schwachen Mittel erprobten sich in der That auch dermaßen, daß er in kurzer Zeit vollkommen wiederhergestellt war. Ja er spürte nach seiner Heilung nicht die geringste Unbequemlichkeit und Unbehaglichkeit, und ward durch den Verlust in seinen natürlichen Verrichtungen nicht im Mindesten behindert.

Ein halbes Wunder für die Aerzte; für ihn selbst wahrscheinlich eine Aufmunterung, im Martyrium fortzufahren.

Die That konnte nicht verborgen bleiben. Das ganze Dorf sprach von Matheo. Man wußte nicht, worüber man sich mehr wundern solle, über seine Thorheit, seine Herzhaftigkeit oder das Wunder seiner Heilung.

Matheo hatte die That nicht für die Welt, nicht aus eitler Ruhmbegier vollbracht, sondern um sich selbst zu genügen. Das Aufsehen, welches sie machte, lag ganz außer seiner Berechnung und seinem Wunsche. Ueberall begegneten ihm spöttische Mienen und die Dorfjugend zog mit lautem Spotte hinter ihm her, wo er sich zeigte. Dies allein war ihm schmerzhaft; er schloß sich deshalb mehre Tage hindurch ein, und ging selbst nicht zur Messe aus.

Da es nicht besser ward, ging er im Monat November nach Venedig, wo ein jüngerer Bruder von ihm in einer Goldspinnerei als Arbeiter diente. Angelo Covet hatte keinen Platz in seinem Quartier, er miethete den ältern Bruder bei einer Witwe Osgualda ein, wo er sich fast ein Jahr lang anscheinend vernünftig verhielt, und ruhig und fleißig bei einem Schuhmacher arbeitete.

Aber am 21. September des Morgens sahen ihn Leute, welche durch die calle della croce di Biri gingen, wie er im Begriff war, mitten in der Straße auf einem hölzernen Kreuze, das er aus den Brettern seiner Bettstelle gezimmert hatte, sich selbst fest zu nageln. Natürlicherweise verhinderten sie es; doch auf alle ihre Fragen, was er denn thun wollen, ob er bei Sinnen sei, wer ihn dazu getrieben, wußte er keine Antwort zu

geben. Nur gegen seinen Bruder, der aufs Aeußerste in ihn drang, sich gegen ihn zu erklären, äußerte er im Vertrauen: es sei ja heut das Fest des heiligen Mattheus, seines Patrons; mehr könne er ihm aber nicht sagen.

Der Witwe Osgualda ward nun der stille Mensch unheimlich; sie wollte ihn nicht mehr in ihrem Hause dulden, und kündigte ihm die Wohnung. So sah er sich genöthigt, als auch diese seine zweite That ruchbar wurde, ebenfalls Venedig zu verlassen. Er kehrte in seinen Geburtsort zurück, wo er längere Zeit blieb.

Doch finden wir ihn bald darauf wieder in Venedig. Nachdem er bei mehren Meistern gearbeitet und sich überall ruhig und zu deren Zufriedenheit betragen, miethete er sich, um seinem Meister Lorenzo della Mora näher zu sein, in der Straße della Monacha eine Kammer in der dritten Etage. Kaum aber war er hier eingemiethet und durch sein stilles, verständiges Wesen seinem Wirthe lieb geworden, als man ihn oben in seiner verschlossenen Kammer hämmern, sägen und nageln hörte. Er war abermals auf seine Kreuzigungsgedanken zurückgekommen und arbeitete Tag und Nacht daran, sich ein Kreuz zu seinem Martyrium zu bereiten.

Nicht ohne Mühe hatte er sich alle Dinge, welche dazu gehören, verschafft, und nicht ohne erfinderischen Scharfsinn ging er dabei zu Werke. Schon besaß er Alles, was nothwendig war, die Stricke, Nägel und die Dornenkrone. Das Crucifix war aus zwei mäßigen Baumstämmen zusammengepflockt. Die doppelten Querhölzer wurden, zu mehren Haltens, noch durch zwei spitzige Querhölzer an den Stamm befestigt. Aber da er an die Möglichkeit dachte, daß er sich nicht fest genug an das Kreuz nageln und der Gefahr ausgesetzt

sein könne, herunter zu fallen, so webte er sich vorsorglich ein großes Netz, welches, um das Kreuz gespannt, ihn aufhalten sollte. Er schnürte es unten an der horizontalen Kreuzstange fest zusammen, unterhalb der Knagge, auf der seine Füße ruhen sollten; dann ging es allmälig auseinander, und war oben — das Ganze etwa in Gestalt einer geöffneten Börse — an die beiden Enden der Querstange befestigt.

Das Kreuz, an dem er hing, sollte diesmal selbst frei in der Straße hängen. Es kostete diese Operation die größten Vorbereitungen und Berechnungen. Denn an das schon hinausgehängte Kreuz konnte er sich nicht nageln; wenn er sich aber an das in seiner Kammer fertig liegende Kreuz so genagelt hatte, wie er beabsichtigte, war die Schwierigkeit nicht gering, sich und das Kreuz ohne Beihülfe eines Dritten zum Fenster hinaus zu hängen.

Ein Querbalken, der frei durch seine Kammer ging, und das sehr niedrige Fenster derselben, halfen ihm über diese Schwierigkeit hinweg. Mit einem starken Stricke, der auf der einen Seite um die Querhölzer und den Stamm des Kreuzes fest geschlungen war, befestigte er das Kreuz selbst oben an den Querbalken. Der Strick blieb aber so lang und frei, daß das Kreuz, welches jetzt auf dem Boden lag, nachher, wenn es zum Fenster hinausgelassen war, frei an der äußern Mauer schweben könnte. Ein anderer Strick von derselben Stärke, gleichfalls oben an den Balken geknüpft, diente dazu, das Netz noch besonders fest zu halten; ein dritter Strick, seinen Leib an den Mast des Kreuzes fest zu binden.

Alle diese Veranstaltungen verriethen keinen geringen Aufwand von Erfindungskraft für den Verstand des armen Schusters. Und nicht, um einer kranken Eitelkeit

zu fröhnen geschah dies Alles; es galt ihm einzig und allein dieselben Schmerzen wie der Heiland zu empfinden und in derselben Lage wie der Letztere vor sich selbst zu erscheinen. Da das Kreuz, an dem er litt, auf der Höhe und im Freien gestanden, da Jesus daran geschwebt und nicht darauf gelegen, verdoppelte der Arme seine Qual, indem er Mittel aussann, statt sich einfach auf das Kreuz zu nageln, was immer schon seine Schwierigkeiten hatte, von einer Höhe herab und im Freien daran herab zu hängen.

Am 19. Juli 1805 in der Morgenstunde waren alle Vorbereitungen fertig. Matheo setzte sich die Dornenkrone auf, von der drei oder vier Stacheln in die Stirnhaut drangen. Ein weißes Taschentuch befestigte er um die Lenden und kroch alsdann, fast ganz nackend, in das Netz hinein, dergestalt, daß er auf dem Kreuze vorerst saß. Hier war seine erste Operation, daß er einen der für die Hände bestimmten Nägel, der glatt zugespitzt war, sich in die Fläche der rechten Hand hinein drückte und dann so stark mit der verwundeten Hand den Nagelkopf gegen den Fußboden schlug, bis der Nagel zur Hälfte durch den Rücken der Hand hindurch war.

Dann legte er seine Füße auf die zu diesem Behufe an den Kreuzmast angebrachte Knagge, den rechten über den linken und bohrte sich einen 15 Zoll langen Nagel, eben so glatt zugespitzt als den vorigen, in beide Füße. Während seine linke Hand den Nagel hielt, daß er in Richtung blieb, hämmerte er darauf mit einen Hammer mit derselben rechten Hand, welche schon von dem Nagel durchbohrt war! Das Eisen durchschnitt und durchfuhr beide Füße, und so richtig hatte Matheo gehämmert, daß die Spitze des Nagels, als sie an der untern Fußsohle herauskam, gerade das Loch traf, welches er

vorsorglich vorher in die Holzknagge gebohrt hatte. Die Füße saßen nun fest am Kreuze.

Auch diese furchtbare Operation hatte weder seine physischen, noch seine moralischen Kräfte erschöpft. Er sank in keine Ohnmacht, er zögerte auch nicht einen Augenblick, in dem furchtbaren Werke fortzufahren, vielmehr stieß oder schlug er sich den bereit gehaltenen dritten Nagel in die linke Hand mit derselben Ruhe und Sicherheit wie vorhin in die rechte. Dann schnürte er sich — und dies scheint in Anbetracht der beiden durch die Nägel zerrissenen und gelähmten Hände das Merkwürdigste — den dritten Strick, den er schon vorher zweimal um den Kreuzesstamm geschlungen, fest um den Leib und knotete ihn auf der Brust zu.

Noch blieb, um dem sterbenden Heilande gleich zu sein, eine mörderische Operation übrig, der Lanzenstich in die Seite. Zu diesem Behuf lag schon ein Schustermesser bereit. Hier irrte er zum ersten Male, insofern man annimmt, daß er sich alle Wundenmale des Heilands beibringen wollte. Er stieß sich in die linke Seite und nicht in die rechte; auch da nicht an der Stelle, welche die Evangelisten angeben, sondern tiefer nach unten. Zwar ging der Stich tief, aber nicht todesgefährlich. Aus verschiedenen Ritzungen und Ansätzen muß man schließen, daß er bei dieser Operation länger zauderte. Er wollte sich entweder nicht tödten, oder, zum ersten Mal vom Schmerz übermannt, suchte er eine Stelle, wo der Stahl minderen Widerstand fand.

Damit war zwar das blutige Geschäft zu Ende, die That selbst aber noch nicht vollbracht. Matheo mußte sich gekreuzigt dem Volke zeigen. Blutend aus fünf Wunden, mit drei Nägeln in seinem Fleische, übte er die letzte Anstrengung, die nach unsern Begriffen in

solchem Zustande die außerordentlichste ist. Die Fensterbrüstung seiner Kammer war, wie gesagt, sehr niedrig. Den Fuß des Kreuzes hatte er schon vorher darauf gelegt; es galt jetzt nun, daß er sich mit demselben hinausschob. Seine Füße waren angenagelt, sein Körper fest an den Baum geschnürt, ihm blieben nur beide Arme frei, aber mit zwei mit Nägeln durchbohrten Händen! Diese konnte er jedoch nicht frei gebrauchen, da ihn die Eisen hinderten, die ganze flache Hand auf den Fußboden zu stemmen. Somit setzte er die Maus beider Hände auf die Erde, und mit letzter Anstrengung, schob er sich und das Kreuz, weiter zum Fenster hinaus. Es gelang nur mit verschiedenen Ansätzen. Glücklich, als die Kräfte ihn schon verließen, brachte er das Kreuz durch einen letzten Ruck so weit über die Fensterbrüstung, daß der Schwerpunkt draußen war. Es schoß über, und er flog hinaus und hing in der Stellung, die er erstrebt.

Noch hatte Matheo seine Besinnungskraft. Es fehlte noch etwas zum vollkommenen Heiland; auch seine beiden durchbohrten Hände mußten an die Querstangen angenagelt sein. Die Löcher waren zu beiden Seiten angebracht. Er hob seine Arme, aber es gelang ihm nur, den Nagel der linken in das Loch zu bringen und sie fest zu machen. Als er mit der rechten den Versuch machte, schwanden seine Kräfte, er vermochte die Stange nicht mehr zu erreichen. Der Arm fiel über das Netz, und der obere Körper und der Kopf senkten sich mit hinüber.

In diesem Zustande bemerkten ihn die zuerst Vorübergehenden; es war gegen 8 Uhr des Morgens. Man stürzte augenblicklich ins Haus hinauf, erbrach seine

Thür, hob das Kreuz herein, band ihn los, zog die Nägel aus Füßen und Händen und legte ihn in sein Bett. Glücklicherweise waren die Ersten, welche sich Matheo's annahmen, nicht Juristen oder Geistliche, sondern Mediciner. Unter ihnen der venetianische Arzt Cesar Ruggieri, dem wir einen authentischen Bericht über diesen unerhörten Vorfall verdanken, und der sich die körperliche und geistige Sorge für den Kranken besonders angelegen sein ließ.

Ruggieri fand ihn mit geschlossenen Augen und einem fieberhaft gehenden Pulse. Er antwortete auf keine Fragen. Erst auf dem Wassertransport nach dem kaiserlichen Klinicum seufzte er, als er seinen Bruder Angelo neben sich in der Barke gewahrte: „Ach ich bin sehr unglücklich." Unter der wundärztlichen Behandlung verhielt er sich ruhig, und that willig Alles, was man von ihm verlangte. Aber während seine Wunden heilten, sprach er mit Niemand. Düster und in sich gekehrt, hielt er die Augen fast immer geschlossen. Nur mit Mühe brachte Ruggieri allmälig so viel von ihm über Das, was der That vorangegangen, heraus, daß man über die Operation des Selbstkreuzigens, die Vielen unbegreiflich schien, Das erfuhr, was oben darüber zusammengestellt ist. Auch zu diesen Mittheilungen schien er nur durch die Furcht bewogen zu werden, daß Unschuldige der Verdacht treffen könne, sie hätten das Greuelstück an ihm verübt. Mehrmals betheuerte er, er allein habe es vollbracht und kein Anderer ihm geholfen. Ueber seinen Beweggrund gab er keine andere Antwort als, der Stolz der Menschen müsse gedemüthigt werden, und er müsse am Kreuze sterben. Ja er war so überzeugt, daß der höchste Wille ihm gerade

diese Verpflichtung auferlege, daß er es der Justiz anzeigen wollte, damit sie Das vollbringe, was ihm mislungen war.

Matheo klagte nur in den Augenblicken über Schmerzen, wenn er aus seinem dumpfen Hinbrüten erwachte. Während dieses letztern Zustandes verrieth nichts, daß er sie überhaupt empfände. Sobald seine Hände so weit waren, daß er ein Buch halten konnte, bat er um ein Gebetbuch und las eifrig darin. Schon zu Anfang August war er ganz geheilt, er konnte Arme und Hände vollkommen frei bewegen, ohne daß er Schmerzen oder nur Unbehaglichkeit empfand. Nun wollte er das Hospital verlassen, weil er nicht Anderer Brot, wie er sagte, um nichts essen wollte. Als man es ihm abschlug, und um seine Flucht zu verhüten, seine Kleider inne hielt, entsprang er im bloßen Hemde. Aber die Wächter des Hospitals holten ihn wieder.

Dorthin gehörte er nicht mehr, denn er war gesund. Aber wohin? Dreißig Jahre später hätte man wahrscheinlich einen Canonisationsproceß begonnen; denn ohne Wunder war seine That und seine Rettung nicht, wunderbarer vielleicht als die mancher wirklich heilig gesprochener Märtyrer. Aber das Italien vom Jahre 1805 hatte kein Verlangen und Bedürfniß nach neuen Heiligen. Man erklärte ihn nicht für einen Heiligen, sondern für einen Narren und brachte ihn in das Irrenhaus von San Servolo.

Hier war Matheo die ersten acht Tage hindurch ruhig und anstellig. Von da ab verfiel er wieder in sein dumpfes Schweigen und weigerte sich Nahrung, und Trank zu nehmen. Keine Vorstellungen und Drohungen hatten Macht über ihn. Einmal fastete er so, ohne einen Bissen oder Tropfen einzunehmen, sechs, ein ander-

mal 14 Tage. Man mußte ihn durch Nahrstoff enthaltende Klystiere beim Leben erhalten. Da er sich keine andern Martern anthun konnte, stellte er sich wenigstens in die heiße Sonne hin, bis das Blut unter seiner Haut kochte. Man mußte ihn oft mit Gewalt in den Schatten reißen.

Endlich war seine physische Kraft erschöpft, ein Brustübel machte sich bemerkbar, und er starb, nach einem kurzen Todeskampfe am 2. April 1806.

Selbstmörder wollen ihre Qualen durch den Tod enden. Matheo von Casale war kein Selbstmörder, denn er suchte Qualen, nicht den Tod. Auch solcher Schwärmer hat die letztere Zeit einige hervorgebracht, keinen aber, der mit gleichem Vorbedacht, so nüchtern ohne Beihülfe und Aufmunterung ähnlich fanatisirter Glaubensgenossen, und mit solcher Ausdauer das Attentat gegen sein eigen Fleisch und Blut ins Werk setzte. Der italienische Märtyrer, der nur unter denen Indiens seines Gleichen sucht, war den Aerzten seines Vaterlandes ein Problem, für das sie eine Erklärung nur in der Beobachtung fanden, daß Wahnsinnige in der Regel schwer zu reizen und gegen den Schmerz unempfindlich sind. Ihr immer auf einen Gedanken gerichteter Geist wird von den Eindrücken, den andere Dinge hervorbringen können, weniger berührt und ihr Nervensystem ist ein mangelhaftes. So ertrugen die Märtyrer der Vorzeit die entsetzlichsten Folterqualen, weil ihr ganzes Empfindungsvermögen aufging in der Ahnung und Vorwonne der himmlischen Seligkeit. Ruggieri wollte in Matheo's krankhafter Leibesbeschaffenheit besondere Symptome entdecken, welche nicht allein die Haut, sondern auch den ganzen Körper unempfindlich machen. Es war ein Glück, daß die Untersuchung den Aerzten allein überlassen blieb.

Matheo von Casale fand in Venedig keinen Nachfolger; er hat, auch durch seinen Tod, keine Sekte gestiftet. Zur Zeit der französischen Herrschaft über Italien war die Atmosphäre nicht dafür geeignet. Um so auffallender bleibt die Einzelerscheinung gerade dieses Verbrechens gegen sich selbst.

Burke und die Burkiten.

1828 — 1831.

In den engen, schmuzigen Gassen der ärmlichen Vorstädte Edinburghs stehen einzelne Häuser, welche in ihren Aeußern und Innern dem Charakter der Umgebung entsprechen. Hier wohnt Armuth, Elend und Verbrechen, eng zusammengeschichtet, gleich wie in den schmuzigen, wüsten, verfallenen Gebäuden gewisser Theile der City von London. Doch auch hier ist Speculation auf die Armuth. Ueber den Thüren solcher Häuser liest man: „Hier sind Bettstellen zu vermiethen." Tagelöhner, Bettler finden in den düstern Winkeln für ein geringes Schlafgeld ihr Unterkommen für die Nacht.

In einem dieser Häuser hielt Einer, Namens Hare, mit seiner Frau, in einem andern, noch schlechtern Hause ein Irländer, Namens Burke mit seiner Concubine eine solche Schlafwirthschaft. Beide Männer, aus dem untersten Pöbel, verkehrten oft miteinander, und Beide waren dem Trunk ergeben; wovon sie sich indessen ernährten, war nicht bekannt. Doch flüsterte man sich in der Nachbarschaft wohl schon zu, daß sie Resur-

rectionsmen wären, Leichenräuber, welche die Leichname ausgraben, um sie den Aerzten zum Seciren zu verkaufen.

Zwei arme Leute, Grey und seine Frau, hatten fünf Tage lang bei Burke gewohnt, oder vielmehr geschlafen, als ihr Wirth sie am Abende des 31. Octobers 1827 fortwies, mit dem Bedeuten, diese Nacht könnten sie nicht bei ihm zubringen, sie möchten zu Hare gehen und sich dort einquartieren. Sie thaten es, kehrten aber am 1. November, Morgens, in Burke's Haus zurück, um sich etwas Kinderzeug, was sie dort im Bette vergessen, abzuholen. Burke warnte sie, dem Bette nicht zu nahe zu kommen. Unbegreiflicherweise verließ er aber selbst die Stube, während die Grey's noch darin waren. Zu ihrem Entsetzen fanden sie im Stroh der Bettstelle den Leichnam einer alten Frau, deren Gesicht blutig und mit Blut unterlaufen war. Von Furcht und Grauen überwältigt, stürzten sie zum Hause hinaus.

Auf der Straße fanden sie Burke's Concubine, Helene M'Dougal, der sie sagten, was sie gesehen. Aufs Aeußerste bestürzt, versprach sie ihnen Geld, wenn sie schweigen wollten. Sie fiel auf die Knie und beschwor sie, sie nicht zu verrathen. Die Grey's aber konnten es nicht übers Herz bringen; sie zeigten es der Polizei an. Die ganze Nachbarschaft kam bald in Aufruhr, und ein nächster Nachbar Burke's, Hugh Alston, erinnerte sich jetzt, daß er Nachts um 11 Uhr Mord! Mord! in Burke's Hause schreien gehört, und darauf das Geschrei wie von einem Sterbenden. Befragt, warum er denn nicht auf der Stelle nach der Polizei geeilt sei, antwortete er, ja er sei auch hingegangen, hätte aber keine finden können.

Die Polizei, vom Volke unterstützt, fand sich jetzt auf der Stelle ein. Die Volksstimme trat, furchtbar erwacht, als Anklägerin auf. Dunkle Ahnungen leuchteten plötzlich zum Bewußtsein auf. Man hatte eine Mörderhöhle aufgestöbert, nicht eine, sondern zwei, auch Hare's Haus war eine solche, und die Schrift über der Thüre: Hier sind Bettstellen zu vermiethen! war der furchtbarste Hohn. Es waren Fleischscharren, wo Menschenfleisch den Wundärzten feilgehalten — nein auch präparirt wurde. Die Verbrecher waren nicht allein Leichenräuber, sondern Mörder, um Leichen verkaufen zu können!

Burke und Helene, Hare und seine Frau wurden ergriffen und der Criminalproceß gegen sie instruirt.

Volksvorurtheil, Aberglaube oder religiöses Gefühl, wie man es nennen will, entzieht in England der Wissenschaft die Mittel, den menschlichen Körper durch Secirung der Leichen zu studiren. Religiös ist gewiß der Ursprung. Das Gefühl der heiligen Scheu vor der irdischen Hülle blutsbefreundeter Personen und ihren Gräbern geht über das Christenthum hinaus. Die Schmach, angethan den erschlagenen Leichen, die Verhöhnung der Grabesfeierlichkeiten, die Entweihung ihrer Gräber gilt unter allen heidnischen Nationen als Frevel, der nur durch Blut zu tilgen sei. Das Christenthum hat durch die Lehre von der Auferstehung des Fleisches dieser heiligen Scheu eine neue Nahrung gegeben, und in keinem christlichen Lande wird an dem Buchstaben der Offenbarung strenger gehalten als in England. Alle getrennten

Theile des menschlichen Leibes werden aus ihren Grüften und Winkeln, aus Moder und Asche, aus dem Eis des Nordens und aus der Tiefe des Meeres am jüngsten Tage, beim Schall der Gerichtstrompeten, zusammenfliegen und den vergänglichen Menschen wieder als ein Ganzes bilden. Darum ist es Frevel, diese Einheit des Körpers, auch wenn er eine seelenlose Masse geworden, zu zerschneiden, und durch Menschenhand das Werk Gottes zu verstümmeln. Dieser Grundgedanke, wenn auch nicht durch Gesetze ausgesprochen, liegt der Scheu der Engländer, die Körper ihrer Todten dem Secirmesser der Aerzte zu übergeben, zum Grunde. Jene Vorstellung herrscht aber nicht allein unter den Massen des Volkes. Wenn der Marquis von Anglesea sein bei Waterloo verlorenes Bein feierlich beerdigen ließ, und alljährig am Tage der Schlacht mit seiner Familie nach dem Schlachtfelde reist, um den Sterbetag seines Beines dort feierlich zu begehen, so ist es nicht die bigotte Grille eines Briten, sondern ein Werk der Pietät, ein Opfer, ein freiwilliges, dem Volksglauben gebracht. Aberglaube und Gesetze aus dem Mittelalter haben diesen Glauben nur noch mehr bestärkt. Indem diese die Körper hingerichteter Verbrecher ausnahmsweise dem Secirmesser überlassen, haben sie dem Wahne gehuldigt, daß es eine Schmach sei, die nur als Strafe verhängt werden könne. Noch ist wenig dagegen geschehen, im Gegentheil sind die neuern Versuche im Parlament, durch freisinnige Bestimmung dem Volkswahn entgegen zu arbeiten, zum großen Theil gescheitert.

Da Präparate nicht die wirkliche Anschauung ersetzen, sehen sich in der Regel die Studenten, welche die Mittel erschwingen können, genöthigt, ihre praktischen Studien der Anatomie auswärts zu machen; daher auf

faſt allen Univerſitäten des Continents in jedem Semeſter die große Anzahl engliſcher Mediciner. Nicht alle junge Chirurgen können indeß auf Reiſen gehen, die Zahl der hingerichteten Verbrecher reicht nicht aus für das allerdringendſte Bedürfniß der chirurgiſchen Anſtalten. Die Noth erfand daher ein böſes Auskunftsmittel. Man ſtahl friſchbeerdigte Leichen. Das Uebel iſt ſehr alt. Ja es bildete ſich ein eigenes Gewerbe der Leichendiebe, der ſogenannten Auferſtehungsmänner (Resurrectionmen), welche mit Liſt und Gewalt, andere Vampyre, auf den Kirchhöfen die Leichen aufgraben und an die anatomiſchen Muſeen verhandeln.

Das Gewerbe gibt oft zu ſchauerlichen, gefährlichen Auftritten Anlaß. Die Angehörigen der verſtorbenen Perſonen, die es für die größte Schmach halten, wenn die Leichen der Ihrigen dem heiligen Schooß der Erde entriſſen werden, halten, wo der Verdacht iſt, daß eine Auferſtehungsbande ihr Weſen treibt, bei den Gräbern Wache bis der Leichnam in den Zuſtand der Verweſung muthmaßlich übergegangen iſt, wo er den wiſſenſchaftlichen Zwecken nicht mehr entſpricht. Aber auch dies hindert die Diebe nicht immer. Der Preis einer friſchen Leiche, von der akademiſchen Praxis das Subject genannt, iſt groß; je nach der Qualität und der Concurrenz von 8 bis 11 Pf. St. variirend. Sie wiſſen die Wächter zu täuſchen, zu überwältigen und oft entſpinnen ſich auf den Kirchhöfen blutige Kämpfe.

Eine ſolche Scene trug ſich auf dem Merrionkirchhofe zu Dublin noch in einer Decembernacht 1828 zu. Einige junge Leute wachten auf dem Grabe ihrer Schweſter. Ein Haufe Auferſtehungsmänner kam gegen Mitternacht auf dem Kirchhofe an. Sie erkannten die jungen Leute und welches perſönliche Intereſſe ſie dort feſ-

sele. Es ward ein Vergleichsvorschlag gemacht: die Brüder sollten den Fleck angeben, wo ihre Schwester ruhe; die Auferstehungsmänner verpflichteten sich auf ihr Ehrenwort, die Erde dort unberührt zu lassen. Dafür sollten aber die Brüder fortgehen, oder sie wenigstens in ihrem Werke, andere Leichen auszugraben, nicht zu stören versprechen. Die Brüder wollten nicht darauf eingehen; es solle während ihrer Leichenwache kein Körper eines Todten angetastet werden. Es kam zum Kampf, und die zehn Auferstehungsmänner wurden aus dem Felde geschlagen. Sie wichen mit der Drohung, wieder zu kommen und hielten ihr Wort. In der Zahl von 40 Mann, mit allerlei Waffen, erschienen sie nach Mitternacht; doch hatte auch die Leichenwacht ansehnliche Verstärkung an sich gezogen, und nach einem Kampfe, bei dem auf beiden Seiten Blut floß, mußten die Leichenräuber das Feld räumen.

Dies war ein irländisches Nachtstück. Doch auch in England kommen häufig ähnliche, entwürdigende Auftritte zur Sprache. Ein Bettler und sein Weib gingen im Januar 1829 durch eine abgelegene Straße Londons, als man gerade einen vom Schlage getroffenen Menschen aufhebt. Im Augenblicke durchzuckt sie der Gedanke, sich des Leichnams zu bemächtigen, um ihn nachher zu verkaufen. Sie rufen schreiend und wehklagend aus, es sei ihr naher Anverwandter, der Bruder der Frau, der vor einigen Monaten nach London mit einer hübschen Summe Geldes gekommen, sich aber leider hier dem Trunk ergeben habe und der Schlagfluß sei die Folge davon. Niemand hatte ein Interesse an dem Todten, im Gegentheil man ist ganz zufrieden, daß sich Jemand des Todten annimmt. Sie trugen die Leiche fort, aber statt nach Hause zur Beerdigung in das Bartholomäus-

hospital, wo sie dieselbe für 11 Guineen verkauften. Eine schlecht von ihnen belohnte Helfershelferin verrieth das Geheimniß der Polizei. Aber es fehlten die Bedingungen eines Diebstahls, da sie den Körper nicht vom Kirchhofe weggeholt hatten. Nur wegen der Entwendung der zerlumpten Kleider des Menschen konnten sie verhaftet und bestraft werden.

Man kann denken, aus welcher verworfenen Classe diese Auferstehungsmänner sind, und mit ihnen müssen die britischen Aerzte sich in eine Art von vertraulichem Verhältniß einlassen! Sie sind die Mitträger ihres Geheimnisses, sie müssen sie durch Belohnungen anreizen, in ihrem verbrecherischen Gewerbe fortzufahren; denn so viel Leichen auch gestohlen und in ihr Theater gebracht werden, es sind deren noch immer nicht genug für die Zahl der Schüler. Wann, wie oft sie Leichen anmelden, sie sind immer willkommen. Die Professoren stehen einer andern Gefahr noch näher. Sie müssen die Augen zudrücken zu Dem, was sie ahnen könnten. Wenigstens ruht nach den Ergebnissen des Burke'schen Processes ein furchtbarer Verdacht auf ihnen! — Frische Leichen erst vor Kurzem verstorbener, gesunder Personen müssen ihnen die liebsten sein. Den Lieferanten konnte ihre Freude beim Anblick solcher „Subjecte" nicht entgehen; durch die größere Bezahlung dafür mußten sie auf den Wunsch geleitet werden, gerade solche Leichname den Aerzten zu beschaffen. —

Burke und Hare hatten schon Vorgänger gehabt, welche Kinder ermordet, um sie angehenden Wundärzten zu verkaufen. Auf das gräßlichste Gewerbe, was der Verstand sich ersinnen kann, auf das systematische Ermorden lebendiger Opfer, um mit ihren Leichen einen Handel zu treiben, scheint zuerst der satanische Scharf-

sinn dieser Bösewichter gefallen zu sein. Mancher älteren Vorfälle, des unbegreiflichen Verschwindens von Dem und Jenem erinnerte man sich zwar nach diesem Processe, und brachte sie damit in Zusammenhang; aber auch die von der Furcht in Bewegung gesetzte Phantasie konnte keinen Zusammenhang entdecken. So mögen wir zur Ehre der Menschheit annehmen, daß sie die Ersten gewesen in diesem cannibalischen Geschäfte. Die Letzten sind sie leider nicht geblieben.

Der Proceß gegen Burke selbst stellt uns leider wieder eine der Unvollkommenheiten der englischen Justiz in schreiendes Licht; — einer, über die wir schon in den früheren Theilen unsers Pitaval mehrmals Anlaß hatten uns auszusprechen — die Ernennung des Königszeugen. Polizei und Gerichte hatten bald die moralische Gewißheit von dem begangenen Verbrechen: daß Burke und Hare, so wie jenes Concubine und dieses Ehefrau einen Handel mit Leichen trieben, daß sie nicht Auferstehungsmänner waren, nicht die Körper Verstorbener ausgruben, sondern unglückliche Opfer an sich lockten, sie umbrachten, und gleich nach der That an die chirurgischen Anstalten verkauften. Aber der vollständige Beweis, einer der vor der Jury Gültigkeit hatte, schien zu fehlen, und um ihn sich zu verschaffen, wählte man unter den Schuldigen einen, den man für den Lohn der Begnadigung zum Zeugen gegen den Andern gebrauchen wollte.

Man konnte nicht unglücklicher wählen; man wählte das größte Scheusal, um das minder große zu überführen.

Hatte man überhaupt nöthig, einen Königszeugen zu wählen? Die Frage drängt sich uns auf, und wenn das richtig ist, was die Proceßberichte erzählen, ist es schwer zu beantworten.

Auch vor einem Gerichte, das formelle Beweise fodert, erschienen uns diese geführt. Zwei Zeugen hatten die alte Frau dort im Bette blutig, mit Blut das Gesicht unterlaufen, gefunden, und zwar nachdem Burke beide Zeugen Abends vorher ohne Grund ausgewiesen, und nachdem er ihnen am Morgen verboten, ans Bette zu treten. Seine Concubine war erschreckt, als sie von ihrer Wissenschaft erfuhr; sie wollte sie bestechen, sie bat sie fußfällig, sie nicht zu verrathen. Ein Nachbar hatte in der Nacht das Mordgeschrei gehört, das Wimmern einer Sterbenden. Die Besichtigung des Leichnams hätte die gewaltsame Todesart, wenn nicht dargethan, doch den Verdacht bestärkt. Burke hatte schon sehr viel Leichen, unter verdächtigen Anzeichen an die Professoren verkauft. Er war ein Herumtreiber, Trunkenbold, ohne daß er einen ehrlichen Erwerb nachweisen konnte, ein Mann, zu dem man sich einer bösen That versehen konnte.

Fürchtete man, daß die Geschworenen, von Mitleid, Gewissensscrupeln geplagt, die Beweise nicht für genügend ansehen würden? Bei der Stimmung, welche in Edinburgh herrschte, konnte man eher das Gegentheil besorgen.

Man habe den Königszeugen gewählt, könnte man einwenden, um die schwarze That in ihrem ganzen Zusammenhange ans Licht zu bringen, um der furchtbaren Verbreitung in allen ihren Verzweigungen auf die Spur zu kommen. Aber der Erfolg war ein anderer. Man

ließ alle übrigen zur Sprache gekommenen Verbrechen ruhen, und verfolgte gerichtlich nur den einen Mord, an der irländischen Bettlerin verübt. Er genügte vollkommen zu dem Zwecke, gegen den einen Verbrecher die Todesstrafe zu verfügen. Andrerseits aber bekannte Burke selbst später, nach seiner Verurtheilung, vielleicht alle, gewiß aber so viel Verbrechen derselben Art, von ihm und seinen Complicen begangen, daß die Feder schaudert sie niederzuschreiben.

Man darf annehmen, daß die Wahl des Scheusals Hare zum Kronzeugen nur eine Uebereilung war, die sich nach englischem Gerichtsgebrauch nicht mehr rückgängig machen ließ. Auch in England wurde dieser Misgriff bitter gerügt.

William Burke — wir schicken dieses aus seinem spätern Bekenntnisse voraus — war 1792 in der Grafschaft Tyrone in Irland geboren, von armen, aber achtungswerthen Aeltern. Er erhielt sogar eine bessere Erziehung, als in der Regel Kinder der gemeinen Irländer. In der Schule zeichnete er sich durch seine Reinlichkeit, Thätigkeit und sein Fassungsvermögen aus. Er behauptete, einst religiös gewesen zu sein und fleißig die Kirche besucht zu haben. Obgleich katholisch, hatte er doch, während eines mehrjährigen Dienstes bei einem protestantischen Geistlichen, Gelegenheit, sich mit der Bibel vertraut zu machen. Er war bei verschiedenen Handwerkern in der Lehre. Der Gewerbsfleiß sagte ihm aber nicht zu. Er ging unter die Miliz und heirathete. Nach siebenjährigem Dienste ward das Regiment aufgelöst, er verließ seine Frau und Irland und ging nach Schottland, um bei einem Kanalbau zu arbeiten.

Hier lernte er seine Concubine, Helene M'Dougal, kennen, die Tochter ebenfalls braver Aeltern. Er ergab

sich dem Müßiggang, einem ausschweifenden Leben und dem Trunk. Bald war er Schnitter auf dem Lande, bald arbeitete er am Kanal, bald an der Chaussee, bald trieb er Schuhflickerei in Edinburgh. Es ging ihm schlecht. Auf dem Wege nach Glasgow immer in Begleitung Helenens, lernte er Hare's Frau kennen.

Von hier an ist eine Lücke in seinen Bekenntnissen, die zu ergänzen nicht im Interesse des Gerichtes lag, um den Königszeugen nicht noch schwärzer zu malen, als er ohnedies erscheint; und noch weniger lag es in dem Hare's, die Dunkelheit über diese Punkte aufzuhellen.

In Hare's Hause wurde von ihm und seiner Frau, und wahrscheinlich noch einer dritten Complice, das entsetzliche Gewerbe schon betrieben, als Burke und Helene im Hause aufgenommen wurden. Seit wann, wie viele Opfer es gekostet, ehe Burke eingeweiht wurde, wird auf immer mit einem Schleier verdeckt bleiben. Aber das Geschäft hatte sich als einträglich erwiesen, es nährte nicht allein seinen Mann, sondern es gab so viel zu thun, daß der Meister noch einen Gesellen oder Compagnon brauchen konnte, vielleicht einen kräftigen, entschlossenen und listigen Mann, und Burke entsprach seinen Anforderungen.

Er wurde eingeweiht, und zeigte sich als ein gelehriger Zögling. „Hier sind Bettstellen zu vermiethen", stand über Hare's Hausthür. Für die meisten, welche sie mietheten, wurden es Ruhebetten zu einem ewigen Schlafe.

Burke hatte, wie er bekannte, nur der erste Mord einige Anstrengung gekostet und sein Gewissen eine Zeit lang beunruhigt. Bald härtete er sich mehr und mehr dagegen ab und ging endlich daran wie an jedes andere

Geschäft. Als es in Aufschwung gekommen, mochte sich das Gefühl der Selbständigkeit in ihm regen, oder waren es andere, locale Ursachen, welche ihn bestimmten, sich in einer abgelegenen Gasse ein allein stehendes Haus zu miethen. Die Compagnonschaft zwischen ihm und Hare bestand indessen fort. Wenn Hare in seinem Hause eine Arbeit hatte, kam Burke dahin und half ihm; hatte Burke eine solche bei sich vor, so kam der Meister auch zum emancipirten Gesellen, und stand ihm bei. Daß Uneinigkeit zwischen Beiden, oder nur ein Streit über die Gewinnsttheilung ausgebrochen wäre, leuchtet nicht hervor.

Burke hatte, nach seinem spätern Bekenntnisse, das Geschäft vom 12. Februar 1828 bis zum 31. October desselben Jahres betrieben, als die Ermordung des letzten Opfers, der irländischen Bettlerin, ruchbar wurde und die Gerichte einschritten.

Am 16. December erwähnten die Zeitungen in Edinburgh zuerst der Thatsache, daß eine Bande von Scheusalen durch die Polizei entdeckt worden, deren Verbrechen unerhört sei. Das Nationalgefühl sträubte sich lange dagegen, einzugestehen, daß gerade Schottland das Geburtsland solcher unnatürlichen Greuel sei. Schon am 24. December wurden die Assisen eröffnet und — Burke und seine Concubine Helene M'Dougal allein als Angeklagte vor sie gestellt! Hare's Frau, erschien freilich in der Anklageacte als Helferin; da aber einerseits ein ausreichender Beweis ihrer Mithülfe fehlte, später sich herausstellte, oder angenommen wurde, daß sie wol die Verbrechen geahnet, wenn nicht bestimmt darum gewußt, aber stets bei Seite geschoben worden, wenn man an die That ging, so wie in ihrer nahen Verbindung mit

ihrem Gatten, davon schon wußte, ließ man sie aus dem Spiel.

Die Anklageacte zählte drei verschiedene Mordthaten auf: 1) die in der Nacht vom 31. October an der irländischen Bettlerin verübte, welche die Entdeckung und Verhaftung nach sich zog; 2) eine früher an einem 20jährigen Mädchen, Namens Patterson und 3) eine an einem blödsinnigen jungen Menschen, Namens Wilson begangene. Die übrigen, aus Hare's Zeugniß, oder andern Umständen schon zur Sprache gekommenen Greuel ließ man einstweilen von ihrem Dunkel bedeckt ruhen. Die ausgesprochenen Verbrechen genügten, um den Urtelsspruch zu finden. Es war nicht gut, bei der aufgereizten Stimmung in der Stadt das ganze Greuelgemälde zu entfalten; auch verbot es die Klugheit in Bezug auf den erwählten Zeugen Hare.

Selbst aber von diesen drei Punkten mußte man während des Processes die beiden letzten fallen lassen, um jene nicht in einer Art darin zu entwickeln, welche Burke's Vertheidigern Mittel an die Hand gab, diesen nur als Complicen darzustellen, oder aber des Hare'schen Zeugnisses entbehren zu müssen. Dieser Theil der Verhandlungen ist nach den gedruckten Berichten nicht deutlich; auch hat man sich später wol nicht bemüht, ihn in helleres Licht zu stellen, zufrieden, wenn das ganze Proceßverfahren überhaupt dem Publicum aus dem Sinne käme.

So blieb denn nur die Ermordung der irländischen Bettlerin, Namens Campbell, in der Nacht vom 31. October der Untersuchung und Entscheidung der Jury übrig.

Es stand fest, daß sie Abends am 31. October in

Burke's Haus gekommen, um hier eine Schlafstelle für die Nacht zu nehmen. Der Wirth hatte der Bettlerin wegen die beiden Eheleute, die fünf Tage dort gelegen, arme Leute, aber wahrscheinlich keine Bettler, aus dem Hause für diese Nacht gewiesen. Um 11 Uhr hatte der Nachbar Mord schreien gehört, und Gestöhn wie von Sterbenden, das aus dem Hause kam. Es hatte eine solche Wirkung auf ihn hervorgebracht, daß er aufgesprungen und nach der Polizei gelaufen war, die er, auffälliger Weise nicht gefunden haben will.

In derselben Nacht klopfte Burke, der stehende Leichenlieferant für das anatomische Theater des Dr. Knox, um Mitternacht an dessen Thür. Knox' Famulus oder Aufseher über das Theater, an solche Besuche gewöhnt, öffnete ihm, und Burke sagte ihm leise: „er habe was für den Doctor." Petersen ging augenblicklich mit Burke in dessen Haus. Hier fand er die M'Dougal, Hare und dessen Frau. Burke wies auf ein Bund Stroh auf der Bettstelle, in welchem das „Subject" eingewickelt lag. Petersen sah es nicht an, sagte ihm aber, er möge es morgen in Dr. Knox anatomisches Theater bringen.

Dies geschah, nach Petersen's Aussage. Doch ehe es geschah, fand am frühen Morgen — denn auch hierüber sind die Rapports nicht ganz deutlich — die Rückkehr der Grey'schen Eheleute statt. Sie sollten sich, nach Burke's zorniger Anweisung nicht unterstehen, dem Bette zu nahe zu treten. Sie thäten es doch, als er unvorsichtigerweise hinausgegangen war, ehe er sich versichert, daß auch sie das Haus verlassen hatten. Sie entdeckten den Leichnam, und theilten ihre Entdeckung der Helene M'Dougal draußen mit, worauf alles Das erfolgte, was wir bereits wissen.

Man muß annehmen, daß die Grey's mit ihrer gerichtlichen oder polizeilichen Anzeige gezögert haben. Vielleicht fanden sie auch nicht sogleich die Polizei, wie der Nachbar Hugh Alston. Leute dieser Art haben gewöhnlich selbst eine Scheu, vor ihr zu erscheinen, und wen drängt es, als Ankläger aufzutreten, zumal wo die Furcht so mächtig war? Genug am Morgen des 1. November brachte ein Lastträger die Leiche der Bettlerin in einer Theekiste in Knox' anatomisches Theater. Burke und Hare begleiteten ihn und erhielten auf der Stelle 5 Pf. St. mit dem Versprechen, wenn das Subject brauchbar sei, noch mehr zu bekommen. Petersen kannte nicht allein Burke, sondern auch den Hare und wußte, daß sein Prinzipal öfters Leichen von denselben bezogen hatte. Er hatte geständlich schon oft Subjecte gesehen „von denen er nicht glaubte, daß sie im Grabe gelegen, wie er denn auch von einer Classe Menschen gehört, welche die Aerzte mit nicht beerdigt gewesenen Leichen versehen!"

Am 3. November sollte die Leiche secirt werden; am 2. aber reclamirte die Polizei die Kiste.

War es nöthig, wiederholen wir, bei solchen Zeugnissen noch einen Hare, den ersten Anstifter, den Meister und Lehrer im Verbrechen, zu begnadigen, um ihn als Zeugen gegen seinen Schüler zuzulassen?

Hare's Aussage über den vorliegenden Fall lautete: Burke sagte ihm am 31. October, er möchte doch Nachts zu ihm kommen, er habe einen „Shot" im Hause — ein zugeführtes, verfallenes Opfer. Hare folgte der Einladung. Er war bei der Ermordung gegenwärtig, sah aber nur zu. Burke hatte die Bettlerin, wie es in der Regel geschah, durch eine gute Portion Branntwein betrunken gemacht. Als sie im Bette lag, warf er sich

auf sie, mit der Brust über ihren Kopf und hielt ihr mit der einen Hand Nase und Mund, mit der andern die Kehle zu. Nach einer knappen Viertelstunde war die Frau todt.

Ueber seine eigene Theilnahme, ob er nicht auch in seinem eigenen Hause einen Mord, in Gemeinschaft mit Burke begangen, gab er keine Antwort. Es ist das Privilegium jedes Verbrechers. Aber Burke in seinem spätern Bekenntnisse erklärte: Hare sei nicht nur Zuschauer, sondern auch Theilnehmer bei der Erwürgung der Irländerin gewesen. Während Burke an Hals und Kopf beschäftigt war, hatte er sich auf ihren Leib gelegt.

Die gerichtliche Anklage ging nur gegen Burke und Helene M'Dougal. Sie hätte, ohne Gefahr, auch gegen Hare und seine Frau gerichtet werden können, und wenn gelehrte Gerichte kaum Anstand gefunden hätten, ihn zu verurtheilen, so ist nicht abzusehen, wie die Jury in Edinburgh ihn freisprechen können. Die nämliche Anklage im Publicum ging aber auch gegen Dritte, gegen die Aerzte und Professoren, welche sich in diesen schändlichen Handel eingelassen und ihn begünstigt hatten, namentlich gegen Dr. Knox. Es ist ohne Zweifel, daß schwere Indicien gegen sie vorlagen.

Nach Burke's späterem Bekenntnisse wurden die 16 Leichen der von ihm und Hare ermordeten Personen sämmtlich an Dr. Knox verkauft. Er fragte nie, woher sie kämen? Als Burke einst einen Leichnam brachte, und der Famulus Petersen bedenklich schien und Anstand nahm, ihn entgegen zu nehmen, sprach Burke zuversichtlich: „Gut, ich werde es dem Doctor sagen!" Dr. Knox und seine Gehülfen wußten, daß Burke und Hare keine Auferstehungsmänner waren. Auch war der Preis,

welchen er für die Burke'schen Leichen bezahlte, ein weit höherer, als die Aerzte gewöhnlich den Auferstehungsmännern für ausgegrabene Leichen zahlten. Petersen sagte aus: er habe von einer Classe Menschen gehört, welche die Aerzte mit nicht beerdigt gewesenen Leichen versähen. Die Leichname aus der Burke-Hare'schen Fabrik waren sämmtlich erstickt. Der Decan der Facultät sagte, als Sachverständiger vernommen, aus, daß der Erstickungstod das Blut nach dem Kopfe treibe, und das Gesicht davon ganz unterlaufen sei. Sollten Anatomiker nicht erstickte Leichen erkennen? Und 16 von derselben Art wurden ein und demselben Arzte geliefert! Burke und Hare hatten ihm erklärt, daß sie die Gestorbenen von deren Anverwandten an sich gekauft. Diese Angabe blieb nackt und unbegründet stehen. Wenn er es geglaubt, bei 16 Leichen nach einander, so erscheint dies wenigstens als ein höchster Grad leichtsinniger Leichtgläubigkeit. Ein edinburgher Blatt theilte als Thatsache mit: daß dieselben Verbrecher auch andern Professoren der Anatomie in Edinburgh dann und wann Leichen angeboten, diese aber deren Annahme entschieden verweigert, weil — sie eine Ahnung davon gehabt, auf welche Weise die Verkäufer zu denselben gekommen sein könnten! Eine solche Ahnung hätte unter allen Umständen zu mehr führen sollen, als zur bloßen Ablehnung.

Noch ein Indicium, welches zu einer andern furchtbaren Vermuthung führte. Bei der Haussuchung bei Burke fand man gewisse chirurgische Instrumente, darunter ein Messer, welches zur Zerschneidung der Knochenbänder gebraucht wird. Wie war er dazu gekommen? Er gab darüber keine Auskunft, auch nicht in seinem Bekenntniß nach der Verurtheilung. Sei der Verdacht auch

ungegründet, daß ihm diese Instrumente von einem Mann der Wissenschaft absichtlich geliefert worden, so stellt sich ein anderer heraus, haarsträubender Art, welchen die englische Presse damals aussprach. Ein Mörder, Pollak, hatte seine Frau getödtet durch Zerschneidung gewisser Theile, wodurch auf den äußern Theilen keine Verletzung erschien! — Die meisten der gefallenen Opfer unter Burke's und Hare's Händen waren Frauen! —

Daß Dr. Knox wissentlich Complice der grauenhaftesten Verbrechen war, hat Niemand ausgesprochen. Aber wie Sammler einer Leidenschaft sich hingeben können, die zum Verbrechen führt, zum gemeinen Diebstahl, so kann auch die Wissenschaftsgluth zur Manie werden, die gebildete Geister, sonst edle Gemüther zur Grausamkeit, zum Blutdurst, warum nicht auch zum Verbrechen hinreißt. Grade von Naturforschern hat man traurige Beispiele. Der schottische Gelehrte würde gewiß vor dem Gedanken zurückgeschaudert sein, einen Menschen zu morden, um ihn zu seciren. Aber einen schon Gemordeten, den er nicht wieder ins Leben zurückrufen konnte, wies er nicht von sich. Er wies auch die Lockung nicht von sich, ähnliche Cadaver zu erhalten, und unterdrückte aus wissenschaftlichem Heißhunger die Ahnung, wenn sie in ihm aufstieg. Was ging dies ihn an? So klagte ihn die öffentliche Stimme an, und die Gerichtsverhandlungen haben nichts gethan, diesen Verdacht zurückzuweisen. Im Gegentheil haben sie den damals auch in vielen Schriften ausgesprochenen Verdacht genährt, daß von Seiten der Aerzte Vieles gewaltsam unterdrückt worden, was über das Treiben der Leichenlieferanten hätte Licht verbreiten können.

Die Geschworenen sprachen ohne Bedenken das Schul-

dig über Burke aus. Gegen Helene M'Dougal fanden sie die Thatsache des Mordes nicht hinlänglich bewiesen. Der Gerichtshof verurtheilte Jenen zum Tode. Es war die einzige Genugthuung, welche die Gesetze der tief verletzten bürgerlichen Gesellschaft geben konnten. Was mehr geschah, war keine Genugthuung, es war neues Oel in den fortglimmenden Aberglauben gegossen.

Der Richter erhob sich und sprach zu Burke: „Die Nothwendigkeit, Verbrechen dieser Art zu unterdrücken, schließt die Möglichkeit aus, daß du der geringsten Hoffnung auf Begnadigung Raum gebest. Der einzige Zweifel in meinem Gemüth ist nur der, ob nicht: um die verletzten Gesetze deines Vaterlandes und die Stimme der Indignation zu befriedigen, Dein Körper in Ketten aufgehängt bleiben, und deine Knochen von den Lüften gebleicht werden sollten, um Andere vor der Begehung ähnlicher Unthaten abzuschrecken. Doch wenn ich erwäge, daß das Auge des Publicums durch einen so scheußlichen Anblick beleidigt werden würde, so bin ich geneigt, einem milderen Urtheil beizustimmen, nämlich, daß dein Körper öffentlich secirt werde. Ich hoffe, daß, wenn es jemals Sitte ist, Skelette aufzubewahren, das deinige aufbewahrt werden wird, damit der Nachwelt das Andenken an Deine grausamen Verbrechen überliefert werde."

Dem Verbrecher wurde zur Schärfung der Strafe das Loos auferlegt, was er so Vielen, nur in grausamerer Art, bereitet. Was kümmerte es ihn, ob sein gehängter Leichnam noch zerschnitten, gerädert oder geviertheilt wurde? Er hat sich nachher darüber ausgesprochen, daß ihm das ganz gleichgültig sei. Auf das Volk sollte die Schärfung wirken: seht, so wird Einer bestraft, der sich so gegen die Menschheit verging! Also

noch jetzt, in diesem wichtigen Augenblicke, wo es an der Zeit gewesen wäre, den Aberglauben zu bekämpfen, ward es von den Richtern als das Entsetzlichste ausgesprochen, was einem Verbrecher als Strafe begegnen könne, daß man seinen Leib den Aerzten zu wissenschaftlichen Zwecken überliefere! Um dem Volksvorurtheil zu fröhnen, Saat zu neuen Burkes! Denn wer wollte danach seinen Leib, den Leib theurer Angehörigen dem Secirmesser überliefern? Aber die Aerzte müssen menschliche Leichen haben, um zu lernen und zu lehren. Also müssen sie sich solche verschaffen, und an Solchen, welche sie ihnen schaffen, wird es niemals fehlen, wenn die Belohnung der Arbeit entspricht.

Seltsamer Weise ließ der Gerichtshof erst nach dem Urtheil in Burke's Hause noch ein Mal eine genauere Durchsuchung vornehmen. Sie führte natürlicher Weise nicht zur Entdeckung von Gerippen oder modernden Leichnamen, aber zu einem andern Funde, welcher den Gerichtspersonen kaum weniger schrecklich erschien. In einem Winkel, von Müll und Kehricht überdeckt, den man früher unbeachtet gelassen, entdeckte man eine ansehnliche Sammlung alter Schuhe, Stiefeln und Lumpen, aller Wahrscheinlichkeit nach, solche Reliquien der geschlachteten Opfer, welche die Habsucht der Räuber nicht reizen konnten, und deren Vertilgung zugleich schwer ist. Das Mordhaus wurde von der Neugier besucht; unter den Notabilitäten von Edinburgh fand sich auch Walter Scott ein. Er versicherte nachher, die Wirklichkeit des Anblicks habe an Grauenhaftem Alles überboten, was seine Phantasie in der Art je ersonnen habe oder nur ersinnen könne.

Burke's Hinrichtung verzögerte sich beinahe einen Monat. Er legte in seinem Gefängnisse ein vollstän-

diges Bekenntniß ab, welches man indessen, aus Gründen, fürs erste zurückhielt. Was er über seinen frühern Lebenswandel und seine Erziehung angab, ist vorn mitgetheilt. Im Wesentlichen beschränken sich seine Mittheilungen über das furchtbare Geschäft auf Folgendes: Die „ersten" Morde geschahen in Hare's Hause. Die Frage, ob er in der Art des Ermordens (Erstickung) von irgend Jemand außer Hare Unterricht erhalten habe, verneinte Burke. Im Ganzen ermordeten sie sechzehn Individuen, 12 weiblichen und 4 männlichen Geschlechts; 9 in Hare's Hause, 2 in dessen Stall, 1 in dem Hause von Burke's Bruder, und 4 in dem, wo Burke zur Miethe wohnte. Die Tage, an welchen die verschiedenen Morde geschahen, konnte Burke nicht angeben, meinte aber, da sämmtliche 16 Leichen an Dr. Knox verkauft wurden, daß die Bücher des Doctors, worin die Zahlungen für abgelieferte Subjecte aufgezeichnet sind, wahrscheinlich Auskunft über diesen Punkt geben könnten. Unter den Ermordeten befand sich auch eine Cousine von Helenens erstem Manne. Burke hatte so viel Gefühl, daß er nicht der Erste sein wollte, der sie angriff, Hare mußte es thun, und Burke half ihm dann. Hare's Frau hatte mehr als einmal Burke das Ansinnen gethan, doch auch die Helene selbst zu tödten. Als den bequemsten Weg schlug sie dazu vor, daß er mit Helenen aufs Land gehen, sie dort morden und hierauf an Hare schreiben sollte, sie sei gestorben. Allein das wollte er nicht thun, weil Hare's Frau, als einer Schottin, nicht zu trauen war. — Hare konnte die Nacht, nach Begehung eines Mordes, ruhig schlafen, Burke hingegen mußte stets die Branntweinflasche am Bette stehen haben, um sich zu betrinken. Peterson, der Aufseher des Knox'schen anatomischen Museums, sagte ihnen

jedesmal, wenn sie ein Subject brachten, sie sollten so viele als sie nur immer könnten, schaffen, und manchmal wurde ihnen die Kiste, in welcher das Subject nach dem Museum gebracht wurde, von Dr. Knox selbst geliefert. Dies ermuthigte sie nicht wenig, daher sie sich noch gar Viele zu Opfern ausersehen hatten, die aber auf die eine oder andere Weise ihren Griffen entgangen waren. Bei Verübung einer Mordthat waren sie regelmäßig betrunken, und auch nachher blieb der Trunk an der Tages- oder vielmehr Nachtordnung, so lange als das Honorar des Dr. Knox dauerte. Alsdann versetzten sie ihre Kleider, mordeten von Neuem, und lösten sie mit dem neuerhaltenen Gelde wieder aus. Anfangs waren sie scheu und brachten die Subjecte erst nachdem es finster war, ins Museum, doch der Erfolg, die lange Straflosigkeit, machte sie kühner, und der Leichnam des jungen Mädchens Patterson ward bei hellem Tage von einem öffentlichen Lastträger ins Museum getragen. Freilich schrieen ihnen die Knaben, die gerade die Schule verließen, nach: da bringen sie einen Leichnam! allein sie kamen doch damit durch. Die Patterson war keine 4 Stunden todt, als ihr Leichnam schon auf dem Secirtische lag; sie war noch warm (!!!) und Dr. Knox war so entzückt von der Schönheit der Gestalt, daß er einen Maler seiner Bekanntschaft herbeirief, um seine Bewunderung zu theilen. Ein Student reichte Burke die Scheere hin, um ihr die Haare abzuschneiden. Die Leiche wurde erst drei Monate nachher secirt, und so lang in Spiritus conservirt. Die Mörder ermunterten sich oft einander damit, daß Niemand sie entdecken könne, und am Ende käme es auf Eins heraus, ob sie eines Schafes oder eines Lammes wegen einst aufgeknüpft würden. (Hier folgt ein Bekenntniß

über die Art und Weise, wie sie ihre Schlachtopfer erstickten; doch theils haben wir sie schon angedeutet, theils verschonen wir unsere Leser und uns selbst mit längerem Verweilen bei diesem Punkt.) Hätte die Vorsehung ihren Greueln nicht ein Ziel gesetzt, so würden sie endlich Menschen auf offener Straße angefallen haben, da sie stets so prompten Absatz (ready market) fanden. Die Entsetzlichen waren auch schon über einen Plan übereingekommen, der, wenn er ausgeführt wurde, die Greuel über das ganze Königreich verbreitete. Burke selbst sollte, diesem Plane zufolge, mit einem Gehülfen nach Irland gehen, Edinburgh aber der Mittelpunkt bleiben, und Hare den Absatz an Dr. Knox besorgen. Hare's Frau bekam von jedem Antheil des Burke 1 Pf. Sterling dafür, daß sie ihr Haus zur Ausführung des Geschäfts hergab. Sie hatten einen förmlichen Contract mit Dr. Knox abgeschlossen, welchem zufolge sie 10 Pfd. im Winter und 8 Pfd. im Sommer erhielten, für so viele Subjecte, als sie nur immer liefern konnten. Die erste Leiche, die sie verkauften, war die eines armen Kostgängers Hare's, der an der Wassersucht starb. Den Sarg, den das Kirchspiel lieferte, füllten sie mit Gerberrinde; für den Leichnam erhielten sie von Dr. Knox 7 Pf. 10 Schillinge. Der hohe Preis, den sie dafür bekamen, veranlaßte sie, sich Leichen durch Mord zu verschaffen, und seitdem verkauften sie ausschließlich solche."

Es sind nur Hieroglyphen mit grobem Mauerpinsel auf die Wand gemalt; verständlich zwar auch dem rohesten Sinne, aber mit wie viel Lücken, die der Psychologe gern ergänzt sähe, gewiß auch der Criminalist. Doch in England hatte man Grundes genug, sie nicht auszuführen. Das Entsetzen über die Wirklichkeit verdarb der Wissenschaft die Lust, sich damit zu beschäftigen.

Auch die Poesie, in England sonst nicht allzu zart fühlend in Behandlung solcher Gegenstände schrak davor zurück. In Deutschland brachte man, zur Zeit der französischen Melodramen, den englischen Leichenräuber auf die Bühne und Verfasser des Stücks war — eine Dame!

Am 28. Januar 1829 wurde Burke hingerichtet. Auf den Richtplatz und den Straßen dahin sollen gegen 20,000 Individuen versammelt gewesen sein. Man hatte zum Theil die Dächer abgedeckt und Kopf reihte sich an Kopf. Die Wuth des Volkes ließ sich kaum durch die Constabler zügeln. Die Magistratspersonen, welche den Zug begleiteten, ermahnten und wirkten umsonst. Vom Augenblicke an, wo der Karren das Gefängnißthor verließ, erbebte die Luft von einem Geschrei: „Der Mörder! — Burkirt ihn! — Erstücke ihn, lieber Henker! — Wo ist Hare?! — Hängt den Doctor Knox!"

William Burke hatte, nach dem einstimmigen Zeugnisse Aller, die ihn sahen, nichts weniger als ein grausames Aeußere. Seine Miene war eher sanft. Er war deshalb auch immer von Hare gebraucht worden, die Opfer in die Mordhöhle zu locken. Wenn ihn aber die Wuth beseelte, so schoß ein Blitz aus seinem Auge, welcher die ganze dämonische Grausamkeit in seinem Innern verrieth. Einen solchen züngelnden Schlangenblick warf er vom Gerüste herab auf das Volk, das ihn so schauerlich begrüßte, wie vielleicht noch kein Verbrecher auf seinem letzten Gange begrüßt worden. Einer der Henkersknechte stieß ihn etwas derb, um ihn genau unter den Querbalken zu stellen. Er wandte sich um, und widmete ihm einen zweiten solchen Blick, vor dem selbst der Henker zusammenschauderte.

Wenn das Bret unter den Füßen der armen Sünder fällt, hat man die Beobachtung gemacht, daß unter

der lautesten, rohesten Versammlung für den Augenblick eine Todtenstille eintritt. Das Murren, Rasseln, die letzten Convulsionen der Glieder des Sterbenden durchzucken die Nerven der Stärksten krampfhaft, unwillkürlich fahren die Zähne zusammen, und man hört auf dem Platze ein allgemeines Klappern. Von diesen Zeichen einer instinctmäßigen Theilnahme auch für den ärgsten Verbrecher, im Augenblicke seiner Strafe, bemerkte man hier nichts, vielmehr das Gegentheil. Jede der convulsivischen Bewegungen des Gehenkten am Strange wurde durch lauten Jubel, ja vom Triumphgeschrei der Menge begleitet. Der Wunsch sprach sich darin aus, ihn noch länger leiden zu sehen. Um 8¼ Uhr hatte er ausgelitten.

Ein Scheusal war von dieser Welt geschafft, aber drei nicht minder Schuldige und darunter zwei, welche aller Wahrscheinlichkeit nach, noch größere Scheusale als er waren, blieben am Leben und wurden — in Freiheit gesetzt! — Nicht sogleich; vielmehr gab dieser Gegenstand zu vielfachen Berathungen Anlaß, wo Gerechtigkeit und Politik im Rathe saßen und leider die letztere den Sieg davon trug.

Als man Hare zum Kron- oder Königszeugen zuließ, geschah es, um über die eine Mordthat an der irländischen Bettlerin gegen Burke den Beweis zu vervollständigen. Man hatte sich übereilt. Bald darauf ergaben sich zwei andere Mordthaten, an dem jungen Mädchen, Patterson, und an dem blödsinnigen jungen Wilson verübt, welche man in der Klage mit aufnahm. Bei diesen Mordthaten erschien indeß Hare mehr betheiligt, möglicherweise durfte sich bei der Untersuchung herausstellen, daß er der Hauptthäter, Burke nur der Gehülfe war; also ließ man beide Punkte fallen, denn

gegen Hare durfte nicht verfahren werden, man hatte sich die Hände gebunden! Aber die Anzeigen schwollen gegen ihn ins Ungeheure. Die Richter, der Kronanwalt mußten ihren Irrthum erkennen, den Verführer und Hauptcannibalen und sein wahrscheinlich ebenso schuldiges Weib, durch ihr unbesonnenes Zugreifen, der Strafe überhoben zu haben. Es that nicht gut, vor dem Volke, im Augenblicke seiner Aufregung diesen Misgriff einzugestehen, Burke's Bekenntniß wurde deshalb mehre Tage, auch noch nach seiner Hinrichtung, geheim gehalten. Man berathschlagte inzwischen, ob das Hare gegebene Versprechen sich nur auf den ersten, damals zur Sprache gekommenen Fall beziehe, oder ob es sich auf alle später ermittelten Verbrechen desselben von früherem Datum erstrecke. Die Worte des ihm gegebenen Versprechens sind nicht bekannt geworden. Im Rathe der Juristen aber behielt die Meinung die Oberhand, welche dem Dogen von Venedig nicht erlaubte, in Shylok's Recht auf sein Pfund Fleisch einzugreifen.

Inzwischen hatte für das tiefgekränkte Volk und das verletzte Rechtsgefühl noch eine Hoffnung geblüht. Die Verwandten des blödsinnigen jungen Wilson, als „der wirre Jamie" im Volke wohlbekannt, hatten einen Anwalt gefunden, welcher Hare als Hauptmörder Wilson's denuncirte und darauf antrug, ihn in Anklagestand zu versetzen. Aber auch diese Anklage blieb ohne andere Wirkung, als daß Hare um einige Tage länger in Verhaft festgehalten wurde, nicht wegen der Ermordung des jungen Menschen, — diese war durch die Begnadigung ausgetilgt — sondern weil Hare den Verwandten des Ermordeten, durch Zurückbehaltung der Kleider desselben, mittelst des Mordes pecuniairen Schaden zugefügt hatte! Als auch diese Sache beseitigt war, vielleicht durch

Rückgabe von Lumpen, wurde das Scheusal und sein Weib in der Stille freigelassen. Um Mitte Februar fand man Beide bereits, nach öffentlichen Nachrichten, in Schottland frei umherwandeln. Später begaben sie sich nach Irland, angeblich zu Verwandten.

Die allergrößte Misstimmung über diese richterlichen Verfügungen sprach sich unverholen aus. Bei so ungeheuren Missethaten hatte die Gerechtigkeit nicht weiter ausgerichtet, als unter Vieren Einen, verhältnißmäßig vielleicht den Mindestschuldigen, der Strafe zu überliefern, den übrigen Dreien mußte sie die Kerker öffnen, um die Cannibalen unbußfertig wieder ins Volk zu lassen! Dem Buchstaben-recht war genügt, wie aber dem Gerechtigkeitsgefühl, das in jeder Brust lebt, wie der sehr natürlichen Furcht vor den ferneren Thaten dieser entmenschten Verbrecher? Wenn in dem sittlichfrommen Schottland das Volk in dem Augenblicke das amerikanische Lynchgesetz proclamirt, — an Antecedentien fehlt es nicht; man gedenke des Hauptmann Porteus, aus den Zeiten der Königin Anna, von W. Scott zu seinem Kerker von Edinburgh benutzt — wenn es diese aus dem Kerker entlassenen Verbrecher ergriffen, zerrissen hätte, so wäre freilich durch den Bruch der Gesetze ein Aergerniß hervorgerufen, aber kein vor dem Richterstuhl der Moral schwerwiegendes Verbrechen. Es wäre nicht allein ein Act der Rache, auch einer der Nothwehr gewesen.

Die Stimmung gegen die Aerzte blieb lange Zeit in Edinburgh unter dem Volke eine mistrauisch feindselige. Sie äußerte sich gegen die Studenten wie gegen die Professoren. Es war nicht rathsam, einen Leichnam ohne Lebensgefahr in die anatomischen Theater zu tragen. An vielen Orten traten achtbare Bürger zu

Meetings zusammen, in welchen dem königlichen Procurator für seinen Eifer ein Dank votirt wurde, aber mit dem Wunsch, daß die Verfolgung auch auf alle, wenn auch noch so entfernt Betheiligte sich erstreckt hätte. An andern Orten machte sich der Volksunwille durch tumultuöse Auftritte Luft. In Aberdeen hatte man Ende Januars am Wagen des Professors der Anatomie, als dieser Abends ins Collegium fuhr, etwas herabhängen sehen. Sogleich verbreitete sich das Gerücht wie ein Laufseuer: der Professor habe einen burkirten Leichnam ins Collegium gebracht. Der Pöbel rottete sich zusammen, zerschlug alle Fenster im Collegium und warf die Studenten mit Steinen. Einige wurden schwer verwundet. Zwar war es nur der herabhängende Aermel eines Mantels gewesen, aber zu einiger Angst hatte das Volk dennoch Grund, und nicht ohne Schuld der Aerzte; denn kurz vorher hatte man einen Leichnam auf öffentlicher Straße gefunden, der, „um einer Entdeckung vorzubeugen", aus dem Secirzimmer dahin in der Nacht geworfen war. Man war auch auf Seiten der angesehenen Bürger von Aberdeen darüber so empört, daß der Magistrat selbst zu den Excessen ein Auge zudrückte. Dr. Knox, gegen den sich der ganze Ingrimm des Volkes laut aussprach, mußte seinen Gehülfen Peterson öffentlich entlassen, um einen Blitzableiter gegen die allgemeine Wuth zu haben. Indessen war dies nur, wie man bald erfuhr, ein Manoeuvre; er gab ihm heimlich die Zusicherung, ihn unter noch vortheilhafteren Bedingungen wieder in Dienst zu nehmen. Es mußten aber auch öffentliche Acte erfolgen, um das Vertrauen einigermaßen wiederherzustellen. Der königliche Procurator Schottlands foderte sämmtliche edinburger Professoren vor sich, und erklärte ihnen, daß die

in dem Processe von Burke gemachten Entdeckungen alle Familien in Allarm gesetzt hätten, und daß man deshalb genau zu erfahren wünsche, woher sie die Körper bekommen, die sie seit einem Jahre secirt hätten. Das medicinische Collegium berief hierauf seinerseits eine außerordentliche Versammlung zusammen, um die geeignetsten Maßregeln zu ergreifen, den Eindruck zu zerstören, welchen die von dieser Bande begangenen Greuelthaten hervorgebracht hatten.

Die Versammlung wurde auch wirklich gehalten. Doch bedurfte es noch eines Befehls des Ministers des Innern, um die Untersuchung zu schärfen. Statt aber, daß Aufklärungen über das Vergangene gegeben wurden, begnügte man sich mit folgenden Resolutionen:

1) Das königliche Collegium der Aerzte bedauert, daß die zum Studium der Arzneikunde wesentliche Disciplin der Anatomie zu solchen Greuelthaten veranlaßt hat. 2) Das königliche Collegium findet einen Trost darin, daß es schon früher auf die Uebel aufmerksam machte, welche das auf die bisherige Weise betriebene Studium der Anatomie nach sich ziehen müsse. 3) Nicht speculatives Wissen, sondern die praktische Heilkunde soll durch die Anatomie befördert werden, und aus diesem Grunde hat das Collegium schon früher die Aufmerksamkeit der Legislatur auf diesen Gegenstand zu lenken sich bemüht. 4) Das königliche Collegium hofft, die Legislatur werde nun der Sache ernstliche Aufmerksamkeit schenken, und verspricht in Zukunft zur Vorbeugung und Entdeckung ähnlicher Greuelthaten behülflich zu sein.

Beschwichtigt konnte durch diese Resolutionen weder der Zorn noch die Angst im Volke werden. Auch die zunächst im Parlament vorgebrachten Gesetzvorschläge steuerten weder ganz dem Uebel noch der Furcht, da die

Vorsichtsmaßregeln nicht durchgesetzt werden konnten, es aber weder in der Macht noch in dem Willen der Gesetzgeber lag, das Volksvorurtheil an der Wurzel anzufassen.

Der Schrecken äußerte sich durch das ganze Königreich in mehrfacher Weise; wie es den Anschein hat, leider nicht ganz ohne Grund. Möglich, daß die Furcht an vielen Orten die wirkliche Gefahr steigerte, und die Phantasie aus zufälligen Ereignissen sich neue Schreckbilder gestaltete. So vermißte man in Inverneß, um Mitte Januar desselben Jahres, einen jungen Mann, der, wie der wirre Jamie blödsinnig war. In Nottingham überfielen zwei Männer Nachts ein junges Mädchen, indem sie ihr ein Pechpflaster auf das Gesicht hefteten, und man sah hinter der Straßenecke noch mehre Kerle lauern, um sie schnell fortzutragen. Zum Glück saß das Pflaster nicht recht und sie konnte schreien, worauf die Räuber entflohen. Freilich lassen sich bei diesem Raube auch andere Motive denken, die allgemeine Furcht kannte aber nur das eine. In vielen Städten und Dörfern Englands wagten die Leute Abends nicht durch abgelegene Straßen zu gehen. Durfte man nicht noch immer fürchten, einem Hare, seiner Frau, der Helene M'Dougal oder noch einem ihrer Spießgesellen, welche im Processe zur Sprache gekommen, aber verschwunden waren, zu begegnen? Folgende Geschichte enthielt ein londoner Abendblatt, der Sun vom 16. April. Wir theilen sie, mit mehr als Beanstandung ihrer Wahrhaftigkeit, mit, aber als charakteristisch für den damaligen Zustand der allgemeinen Aufregung und Furcht, welche zu nähren die Presse noch für ihre Pflicht hielt.

Eine junge Dame von Stande in unserer nordischen Hauptstadt pflegte ihre thätige christliche Liebe so

weit zu treiben, daß sie die Hütten der Armuth, der Krankheit, ja des Lasters persönlich besuchte, um den Verworfenen geistigen, den körperlich Leidenden aber leibliche Unterstützung zu bringen. Diesem Hange folgend, besuchte sie auch mehre Male eine Frau, die eine Krankheit schon seit einigen Wochen auf das elende Lager gestreckt hatte. Das Haus stand in einem der entlegenen dunkeln Gäßchen, die in der Altstadt Edinburgs noch so häufig sind. Eines Nachmittags hatte sie eine ganze Stunde bei der Frau mit religiösem Gespräch und Bibellesen zugebracht. Das Wetter war kalt, stürmisch und naß. Als sie sich erhob, um fortzugehen, trat der Ehemann der kranken Frau ins Gemach. Nachdem er ihr für ihre Güte gedankt hatte, bezeigte er sein Bedauern darüber, daß sie zu Fuß durch die schmuzigen Straßen den Weg nach Hause gehen wollte, fügte dann hinzu, daß die Hinterthüre seines Hauses auf eine Straße führe, die vollkommen trocken sei, und erbot sich, sie dahin zu begleiten. Die junge Dame dankte ihm für das Anerbieten und machte sich bereit, ihm zu folgen. „Der Weg, den Sie gekommen sind, sagte die Kranke, ist doch wol der angenehmste.“ Der Mann wiederholte indessen seine Versicherung so treuherzig, daß die junge Dame, auf die Gegenvorstellungen der Frau nicht achtend, schon die Klinke in der Hand hatte, um den Weg nach der Hinterthüre zu nehmen. Da raffte sich die Kranke auf, umhüllte sich mit dem Bettlaken und mit wahnsinnig starker Hand sie beim Arm ergreifend, reißt sie sie mit sich fort nach der Vorderthüre des Hauses zu, begleitet sie ohne loszulassen, bis zum Ausgange des Häuschens, und läßt sie dann mit den Worten los: „Kommen Sie nie, nie wieder!“ Die Heftigkeit, mit der dies Alles geschah, machte die junge

Dame glauben, die arme Frau sei wahnsinnig geworden, und sie kam daher nicht wieder. Einige Wochen nachher strömte in Edinburg Alles nach der Mordhöhle Hare's; auch unsre Dame, von der Neugierde angetrieben, ging in Begleitung einiger Verwandten dahin. Sie trat in das Haus — entsetzlich! es war dasselbe Gemach, in welchem sie der Kranken wenige Tage zuvor die Bibel vorgelesen hatte, und der Mann, der sie zur Hinterthür hinausbegleiten wollte — war Hare.

Und hatte die Presse ganz unrecht, wenn zwei Jahre darauf in London Folgendes sich ereignete, was wir aus dem summirten Bericht, den die Brau'schen Miscellen enthielten, nur in Kürze mittheilen? Wer möchte länger, als es nöthig ist, bei diesen Greueln verweilen?

Ein kleiner Italiener, der zu einer in London wohlbekannten Gesellschaft wandernder Sänger gehörte, war seit einigen Tagen verschwunden. Vergeblich stellten seine Verwandten Nachforschungen nach ihm an, als man seinen Leichnam in einem Hospital wieder erkannte, und durch Hülfe einiger Zöglinge aus demselben, an welche die Resurrectionisten ihn verkaufen wollten, als einen frisch aus dem Grabe aufgescharrten Leichnam. Da man an der Leiche des unglücklichen Kindes fast keine Spur eines gewaltsamen Todes entdecken konnte, so lag kein Zweifel vor, daß es lebend in die Hände der Ersticker gefallen sei, und daß es so der Gegenstand der furchtbarsten Speculation geworden war. Man versicherte sich sogleich der muthmaßlichen Schuldigen, und

unter andern auch eines gewissen Bishop, eines alten Seemanns, der an den Ufern der Themse wohnte. Ein sehr einsichtsvoller Polizeiagent untersuchte das Haus dieses Bishop in dem Augenblicke, wo dessen Frau allein zu Hause war. Die Frau Bishop, mehr durch listige Versprechungen, als durch Drohungen bewogen, bekannte endlich, ihr Haus sei der Aufenthalt der Resurrectionisten-Bande, und täglich bringe man dahin Leichname, um sie an die Hospitäler zu verkaufen.

„Wir sind ehrliche Leute," sagte Frau Bishop; „nur mit todten Menschen treiben wir Handel, nicht mit lebendigen." — „Das mildert eure Strafe etwas", erwiederte der Polizeiagent.

Zwei große Meißel, ein Hammer, eine Zange und andere Eiseninstrumente wurden in einem Schubkasten entdeckt, und Frau Bishop bekannte, ihr Mann und seine Gefährten gebrauchten diese Meißel, um den Hirnkasten zu zersprengen, und die Zange, um die Zähne der Leichen auszureißen. — „Denn", fügte sie hinzu, „die Herren Chirurgen gebrauchen nur die Kinnladen zu ihrem Studium; wir Andern aber machen uns einen kleinen Profit, indem wir die Zähne an Die verkaufen, welche falsche Zähne machen." Durch den nämlichen Agenten wurde noch hierauf ein sehr merkwürdiges Stück entdeckt. Es war ein Brief von Bishop im Namen seiner Mitgenossen an einen Zögling des Hospitals, an den sie ihre Leichen gewöhnlich zu verkaufen pflegten. Folgendes sind die Worte des Briefes:

„Sie haben ohne Zweifel von unserm Unglück gehört. Man klagt uns, die wir doch ganz unschuldig sind, an, eine arme, kleine Creatur erstickt zu haben, um sie an die Anatomiker zu verkaufen. Wir haben den Leichnam aber von einem Unbekannten gekauft, der

uns versicherte, ihn schon todt aus dem Grabe genommen zu haben. Das wollen wir vor Gericht beweisen; aber um dies zu können, müssen wir unsere Vertheidiger bezahlen, und etwas haben, wovon wir im Gefängniß leben. Hätten Sie wol die Güte, mein Herr, uns in Gemeinschaft mit Ihren Herren Collegen einige Hülfe zukommen zu lassen? Vergessen Sie nicht, daß wir Ihnen für eine sehr mäßige Belohnung, und indem wir uns den größten Gefahren aussetzten, die Mittel geliefert haben, Ihre Studien zu vervollkommnen. Thun Sie nun auch Ihrerseits das Ihrige, uns aus unsrer schlimmen Lage zu retten. Sie werden sich keine Undankbaren verpflichten.

Im Namen meiner Unglücksgefährten und unschuldigen Cameraden u. s. w.

Bishop."

Dieser Brief und die andern Beweise wurden dem Leichenbeschauer (coroner) vorgelegt. Dieser versammelte im Gasthaus zum Einhorn, welches in dem Stadtviertel lag, das von dem kleinen italienischen Sänger am häufigsten besucht worden war, eine Besichtigungsjury. Die Inquisiten waren bei dem Zeugenverhör und der Leichenbesichtigung zugegen. Nach dem Zeugnisse von Kunstverständigen war das Kind durch Erstickung ums Leben gebracht worden; aber kein Zeichen, durch welches die nähern Umstände des Verbrechens hervorgetreten wären, ließ sich auffinden, und Bishop beharrte bei seiner Aussage, die Leiche von einem Menschen gekauft zu haben, den er nicht kenne, nicht anders, als wenn er ein Stück Wild von einem Wilddiebe gekauft habe. (Das waren seine eigenen Worte.)

Nach einer langen Berathung that die Besichti-

gungsjury folgenden Ausspruch: „Der junge Fremde sei von noch unbekannten Mördern gewaltsam ums Leben gebracht worden."

Der Burke'sche Proceß war noch in frischem Andenken; hatte doch die englische Sprache ein neues Verbum daraus entlehnt: „Burkiren". Die Angst in London war groß. Bei näheren Nachforschungen ergab sich, daß der kleine Italiener nicht der einzige junge Mensch war, welcher plötzlich verschwunden. Mehre Kinder, die, von ihren Eltern verlassen, von der Bettelei oder von Diebereien lebten, kamen nicht wieder an die Orte, welche sie gewöhnlich besuchten.

Daher überall Anstalten, der neuen Verbrecherbande auf die Spur zu kommen. Der Kirchenvorsteher eines Pfarrsprengels bot 50 Pf. St. Demjenigen, welcher sie so finde, daß die Gerichte sie verfolgen könnten. Am thätigsten zeigte sich ein piemontesischer Schornsteinfegermeister Pagarelli, bei dem sein junger Landsmann vor einigen Jahren das Handwerk erlernt hatte. Eine andere Savoyardin, Auguste Brun, gab über die Herkunft des kleinen Verschwundenen Auskunft. Vater und Mutter desselben, hatten ihr das Kind erst vor zwei Jahren, als sie von Piemont nach England reiste, anvertraut, damit es im fernen Land sein Glück mache. Sie hatte Joseph Ferrari, so hieß er, nach England gebracht, ihn 9 bis 10 Monate bewacht, dann aber zum Schornsteinfeger Pagarelli auf 2½ Jahre in die Lehre gethan. Joseph aber war ein kluges Kind und strebte schon früh nach Selbständigkeit. Die Schornsteine waren ihm zu eng und zu dunkel, der Gesang von den Dächern herab genügte ihm nicht mehr. Er lief seinem Herrn fort. Von seinem kleinen Verdienste kaufte er eine große Schüssel, einen Käfig, eine Schildkröte und weiße Mäus-

chen. Er sang dazu und verdiente sich recht gut sein Brot auf dem londoner Pflaster.

Von allen Seiten meldeten sich freiwillig Zeugen, welche gegen die vier Angeklagten Bishop, May, Williams und Shields der Polizei Nachricht brachten, ein in England seltener Fall. Auch der Verbrecher hat sein Recht. Es ist die Sache der Anklage, Zeugen herbeizuschaffen; wer sich hinzudrängt, einen Angeklagten zu verderben, hat die öffentliche Stimme gegen sich. In dieser Angelegenheit war es anders; Jeder aus dem Volke beeiferte sich, zur Entdeckung der unerhörten Greuel etwas beizutragen, um den öffentlichen Sicherheitszustand herzustellen. Gerade für die untern Classen, für die armen, ohne Anhang umherirrenden Individuen war die Gefahr am größten. Der kleine Savoyardenknabe war jetzt, nach seinem Tode, das adoptirte Kind des ganzen londoner Volkes. Daher Denunciationen über Denunciationen, aber zum Theil auch solche, die irre führen konnten.

Der Kellner eines Wirthshauses, welcher die Angeklagten kannte, erinnerte sich, daß May und Bishop am 4. November, am Tage, wo der Knabe verschwunden war, mit ihm in das Wirthshaus gekommen seien. Sie hatten sich Thee und Branntwein bringen lassen und den Knaben zum Trinken genöthigt. May machte sich einen Spaß daraus, ein Glas Branntwein in Bishop's Thee zu gießen. Der Letztere erwiderte in einem Rothwälsch darauf: „Du willst mich wol inwendig beschlagen", d. h. trunken machen. Der Zeuge glaubte sogar, Bishop habe in sehr bezeichnenden Ausdrücken hinzugesetzt: „Willst Du mich vielleicht burken, um mich zu verkaufen?"

Ein deutscher Lohnkutscher, Heinrich Mann, hatte

beide genannte Männer am Abende des 4. November mit einem Paket, das sie trugen, nach Bethnal Green fahren sollen, aber es verweigert, weil er sie als schlechte Kerls kannte, die zu Allem fähig seien, aber nicht einmal bezahlten, wenn man sie gefahren habe.

Eine Frau King, die Bishop's Haus gerad gegenüber wohnt, hatte den kleinen Savoyarden am 4. November früh in der Nähe der Bishop'schen Wohnung gesehen mit seiner Schildkröte und seinen weißen Mäusen. Da ihre Kinder sie dringend um 2 Pence baten, um sich die närrischen Thierchen zeigen zu lassen, hatte sie auch genau die verschiedenen Kleidungsstücke des Kleinen ins Auge gefaßt.

Ein Polizei-Constabler, Higgins, hatte endlich im Garten hinter Bishop's Hause mit einem eisernen Instrumente sondirt und auf einer Stelle, wo Asche gestreut war und kein Grashalm wuchs, auf einen schwammigen Körper gestoßen. Als er nachgraben ließ, fand er eine Weste, einen Pantalon und ein Kinderhemde. Am Pantalon hingen noch Reste von gelben Tragbändern. Drei Fuß tiefer fand man noch eine blaue Weste, einen grauen Pantalon, ein gestreiftes Kamisol und ein altes, ganz durchlöchertes Hemde. Das Kamisol hatte Blutspuren am Halse. — Es ergab sich, daß die blaue Weste, sowie eine Mütze, die man noch in einem Winkel des Hauses unter Lumpen gefunden, dem kleinen Italiener angehört hatten.

Die Justiz in der englischen Hauptstadt scheint weniger Bedenken als die der schottischen gehabt zu haben, obgleich hier verhältnißmäßig weniger Beweise vorlagen. Die Jury sprach das Schuldig über die vier Verbrecher aus. Der Gerichtshof verurtheilte sie zum Tode.

Bishop und Williams machten, als ihr Schicksal

entschieden war, die umständlichsten Bekenntnisse. May beharrte bei der Versicherung seiner Unschuld, gleichwie Shields, die in der That nur beim Verkauf der Leichname bethätigt erscheinen. Ihre Hinrichtung wurde deshalb auch ausgesetzt.

Jene Beiden bekannten sich als die Mörder von drei Schlachtopfern, von denen die im Garten vergrabenen Kleidungsstücke herstammten. Die Art und Weise, wie sie ihr Verbrechen ausübten, hatte gar keine Aehnlichkeit mit der Burke'schen Methode. Sie bedienten sich narkotischer Mittel, die sie in den Wein mischten, um sich so des Individuums zu bemächtigen, nach dessen Leichnam sie trachteten, und trugen ihn dann in einen Brunnen des Gartens, wo sie ihn an den Füßen über dem Wasser aufhängten, bis ihn das in den Kopf steigende Blut erstickte. Auf diese Art brachten sie ums Leben einen jungen Menschen aus Lincolnshire, die Frau Frances Pigpuri und den kleinen italienischen Sänger, Carlo Ferrari. May's hatten sie sich nur zum Verkaufen des Leichnams bedient, und der Mord, dessen er beschuldigt ward, lastete nicht auf seiner Seele.

Hält man es für möglich, daß Burke's und Hare's Grausamkeit noch überboten werden könne? Dieses Zurichten der Leichen durch Aufhängen an den Beinen sucht wol in der neuern Geschichte seines Gleichen an kaltblütiger Grausamkeit.

Seit dem ausgesprochenen Todesurtheil war im Aeußern der Gefangenen eine große Veränderung vor sich gegangen. Sie waren äußerst niedergeschlagen; nur mit Schaudern konnten sie sich mit dem Gedanken befassen, daß ihr Körper zur Section überliefert werden würde, ein höchst fremdartiges Gefühl für Menschen, die mit dem Verbrechen so vertraut und beständige Lieferanten der

anatomischen Säle waren. Daß sie von innerer Zerknirschung und Reue durchschüttert gewesen wären, wird uns nicht mitgetheilt.

Die nähere Beschreibung der Hinrichtung, welche Morgens am 5. December vor Old Bailey stattfand, wird man uns erlassen. Sie hatte viel Aehnliches mit der Edinburger. Zweihundert Constabler hatten Mühe, nicht die Ordnung zu erhalten, sondern nur um das Volk abzuhalten, damit es nicht die Barrieren durchbrach, um selbst noch schaudervoller das Amt der Gerechtigkeit an den Mördern zu vollstrecken. Williams schrie, daß Gott Mitleiden mit seiner Seele habe; er habe viel Verbrechen begangen und den Tod verdient, aber doch nicht selbst den kleinen Italiener umgebracht! Ein wüthendes Geschrei, Pfeifen und Hurrahrufen begleitete die Vorbereitungen und den Act der Hinrichtung selbst. Man schätzte die Zahl der versammelten Menge auf 100,000 Köpfe und die Mehrzahl derselben waren Frauen!

La Roncière und Marie Morell.

1835.

In Saumur an der Loire ist eine Cavalerieschule, zu welcher die Offiziere der französischen Cavalerie je zeitweilig von ihren Corps detachirt werden, um den Lehrcursus durchzumachen. Sie steht unter dem Oberbefehl eines Generals, der nicht immer in Saumur sich aufhält; wenn er aber dort ist, als vornehmster Mann der Stadt und Vermittler zwischen Civil- und Militair, gewöhnlich ein Haus macht, und dieses auch den jungen Offizieren eröffnet. Trotz der gesetzlichen Gleichheit, welche in Frankreich herrscht, sind die Offiziere der Cavalerie in der Regel aus begüterten Familien, viele auch mit Namen, welche der alten Aristokratie angehören. Der Bürger in den Garnisonstädten, auch der demokratische, verzeiht ihnen diese klingenden Namen, selbst wol ein etwas keckes Auftreten, weil sie viel darauf gehen lassen und den Einwohnern Verdienst schaffen. Die Aufgabe der commandirenden Generale ist, wenn sie sich mit derselben befassen wollen, die jungen Offiziere in ihre

Kreise zu ziehen, um sie zu einer sittlichen Haltung anzuleiten.

Der Baron von Morell war commandirender General in Saumur. Reich, von einer sehr angesehenen Familie und weitverbreiteten Familienverbindungen, war sein Haus, wenn er dort war, der Mittelpunkt einer glänzenden Geselligkeit. Er war bei den Bürgern beliebt. Gattin und Tochter, jene noch in den Jahren, wo man gefallen will und kann, wahrscheinlich mit Ansprüchen auf eine noch nicht verblühte Schönheit, diese eine aufblühende Knospe, mochten Beide dazu beitragen, dieses Haus angenehm zu machen.

Wie es im Innern desselben aussah, Blicke in das Allerheiligste der Familie, in die Verhältnisse zwischen den Gatten, in die der Aeltern und Kinder, der Erziehung, der sittlichen und religiösen Bildung, werden uns trotz der Publicität des Processes, welcher uns durch die Dachrinnen und zerbrochenen Fensterscheiben des Hauses führt, nicht gewährt. Es war ein anständiges, sehr vornehmes Haus; es war eine glückliche, hochgeachtete Familie, eine solche, wo ein grobes, gemeines Verbrechen nicht anklopfen darf. Mit dieser Abfertigung mußte sich auch das französische Publicum zufrieden geben; es standen so vornehme Wächter vor dem Hause, ausgerüstet mit allen Waffen aus alter und neuer Zeit, welche eine heilige Scheu erwecken, mit einem Worte mit dem Stempel der Autorität, der keinen Zweifel duldet, daß darüber alle Frage von selbst verstummte.

Im August 1834 kam die ganze Familie Morell bei ihrem Gatten in Saumur an. Sie hatte sich bis da in Paris aufgehalten und bestand aus der Frau von Morell, ihrer Tochter Marie, einem 16jährigen jungen Mädchen, ihrem Sohne Robert Morell, 12 Jahre alt,

einer Engländerin, Miß Allen, der Gouvernante Mariens, 24 Jahre alt, einem Bedienten Samuel Guillieron und dem Kammermädchen Julie Genier.

Der General öffnete nun sein Haus. Von den Offizieren der Garnison sah man daselbst viel den Capitain Octave d'Estouilly, einen jungen, dem Anschein nach liebenswürdigen Mann, welcher, dem General angelegentlich empfohlen, sich selbst durch anspruchloses Auftreten und milde Sitten empfahl.

Ganz anderer Art war der Lieutenant Emil de la Roncière vom ersten Lancier-Regimente. Im 30sten Jahre war er bereits von Regiment zu Regiment versetzt worden, selbst einmal nach der Insel Cayenne, eine Versetzung, welche immer als eine Art von Verbannung und Strafe gilt. Zwar wird von seinen Vertheidigern angeführt, daß diese Versetzungen nur auf Antrag seines Vaters erfolgten, der dem leichtsinnigen, verschwenderischen Sohn die Gelegenheit entziehen wollte, noch mehr Schulden zu machen; es steht aber nicht allein fest, daß er diesem, seinem Vater durch seinen ausschweifenden, lüderlichen Wandel vielen Verdruß machte, sondern daß letzterer von der Art war, daß La Roncière selbst unter seinen Cameraden den Ruf eines wüsten, sittenlosen Menschen hatte, dem man, wenn nicht Alles, doch viel Schlimmes zutrauen könne. Unter Cavalerie-Offizieren pflegt die Kritik über die Moralität ihrer Cameraden keine strenge zu sein. Es gehören grobe, den Anstand verletzende Excesse dazu, um den Wandel eines Cameraden so schonungslos zu verdammen, wie es später Seitens der Offiziere in der saumurschen Schule gegen Emil de la Roncière geschah.

La Roncière war schon gegen Ende März nach Saumur gekommen. Seine sittenlose Aufführung machte

ihn bald so bemerkbar, daß General Morell ihn nicht in sein Haus einlud. Er speiste gewöhnlich im Hotel de l'Europe. Anonyme Briefe sollen damals in diesem Wirthshause verbreitet worden sein in den beleidigendsten Ausdrücken für die Hausfrau, und die Sache soll so weit getrieben sein, daß der Wirth mit seiner Familie Saumur verließ. Ob man schon damals La Roncière als Urheber in Verdacht hatte, ob er auch mit der Wirthin, Madame Mortier, in einem Liebesverhältniß gestanden, wird uns nicht mitgetheilt. Ueberhaupt verschwindet dieser Umstand später aus dem Processe und wird nur in der Anklage angeführt, um die Anschuldigung gegen La Roncière, daß er Verfasser anderer anonymer Briefe gewesen, noch mehr zu motiviren.

Im Gegentheil scheint es, daß La Roncière inzwischen in seiner Aufführung sich in so weit gebessert hatte, daß er wieder einzelne Einladungen vom General in sein Haus erhielt. Bei einem Diner hatte man ihn sogar einst neben Marie Morell gesetzt.

Bald ward aber die Ruhe in der Familie des Generals durch anonyme Briefe gestört, welche, des seltsamsten, verworrensten Inhalts, auf unbegreifliche Weise sich bald hier, bald dort in der Wohnung vorfanden, oder durch die Stadtpost ankamen, alle aber anscheinend den Zweck hatten, die Familienglieder gegen einander aufzuhetzen. Sie waren meistens E. d. l. R. unterzeichnet, sprachen von einer unerwiderten Leidenschaft des Schreibers für die Generalin und dem deshalb erweckten Rachegefühl desselben. Er wolle die ganze Familie ins Unglück stürzen. Auch Estouilly empfing solche Briefe mit Drohungen und Vorwürfen, welche endlich ein Duell zwischen ihm und La Roncière, der als der unbezweifelte Verfasser der Briefe galt, zur Folge hatten.

Der Capitain wurde verwundet, aber La Roncière bekannte sich nun, auf Andringen der Secundanten, als Verfasser. Demnach verwies ihn General Morell mit Eclat aus seiner Gesellschaft.

Dies geschah am 21. September. In der Nacht vom 23. auf den 24. September drang ein Mann von außen durch das Fenster in Marie Morell's Schlafstube, überfiel sie thätlich, verwundete und überwältigte sie und entfloh darauf desselben Weges, nachdem das erschreckte Mädchen in ihm den Lieutenant La Roncière erkannt hatte.

Die That blieb längere Zeit verborgen. Marie scheute sich anfangs, selbst ihren Nächsten etwas davon zu sagen. Endlich aber ward sie ruchbar und erregte, als sie in ihrer ganzen Scheußlichkeit bekannt wurde, einen Abscheu und ein Entsetzen, wie vielleicht noch kein ähnliches Attentat. General Morell mußte als Ankläger gegen den Lieutenant auftreten, und setzte alle Macht und Einfluß seiner Familie in Bewegung, um den fürchterlichen Verbrecher der rächenden Hand der Gesetze zu übergeben. Ein Proceß wurde darauf in Paris instruirt (1835), welcher die Aufmerksamkeit von ganz Europa in Anspruch nahm, denn er ward ebenso wenig als der Fualdes und Lafarge'sche von den Assisen zur Befriedigung der großen Jury gelöst, welche der gesunde Menschenverstand in der civilisirten Welt bestellt, und die Sache ist noch heute ein Mysterium.

Das Sachverhältniß wurde in der Anklage folgendermaßen dargestellt. Wir übergehen, was aus unserer kurzen historischen Einleitung schon bekannt ist.

Bei jenem Diner, wo man La Roncière neben Marie Morell gesetzt, etwa zu Anfang August, hatte er sich unter Anderm erlaubt, ihr ins Ohr zu flüstern: Sie haben eine liebenswürdige Mutter. Schade, daß „Sie ihr so wenig gleichen." Marie wußte nicht, was sie davon denken sollte, erwiderte aber auf diese Unartigkeit nichts. Einige Tage später fand man im Hause anonyme Liebesbriefe an Frau von Morell umhergestreut. Die englische Gouvernante Miß Allen und Marie Morell erhielten dagegen andere voll grober Beleidigungen.

Ein Billet an die Mutter, unterzeichnet E. d. l. R. endigte: „Ich werde heut den ganzen Tag um Ihr Haus herumstreifen; sehe ich Sie ausgehen, so soll mir das ein Zeichen sein, daß Sie die Huldigung meiner ehrfurchtsvollen Liebe annehmen."

Das Haus, in welchem General Morell wohnte, liegt dicht an der Brücke, welche über die Loire führt. Es ist ein Eckhaus; die Fenster der einen Seite gehen grade auf den Fluß, und man übersieht die Brücke, welche mit dieser Seite einen rechten Winkel bildet. An diesem Tage öffnete der General das Fenster nach der Loire zur Stunde, wo sonst seine Gemahlin auszugehen pflegte, und sah La Roncière dastehen, der sich sogleich entfernte.

(Auf diese Angabe ward viel Gewicht gelegt, und man suchte sie später auch durch andere Zeugnisse zu verbinden, um den Beweis zu verstärken, daß die anonymen Briefe im nächsten Zusammenhange mit La Roncière ständen, nämlich von ihm geschrieben wären.)

Auch der General selbst erhielt anonyme Zuschriften. Man sagte ihm geradezu, der Zweck sei: Verwirrung und Unfrieden in seine Familie zu bringen.

In einem Briefe heißt es: „Mein Haß wird Folgen haben, die Mariens Lebensglück vergiften sollen. Der Tod wäre für sie eine Wohlthat, denn sie wird ihr Dasein in Kummer und Plage hinschleppen."

Der Capitain d'Estouilly erhielt gleichzeitig anonyme Briefe ähnlichen Inhalts. In einem derselben, welchen d'Estouilly am 28. August seinem Cameraden, dem Lieutnant Ambert, zeigte, stand: „Ich werde die Ruhe der Familie Morell und die Deinige zu stören wissen. Heute schreibe ich an Marie und suche sie recht zu demüthigen. Ich habe den Brief mit Deinem Namen (Estouilly) unterzeichnet; er wird sicher in Mariens Hände kommen; denn ich habe einen der Bedienten mit 5 Francs bestochen."

Der junge d'Estouilly, empört über die Infamie, begnügte sich nicht damit, seinen Cameraden den Brief zu zeigen, er eilte zu Frau von Morell mit dem Papier, und — der angedrohte Brief an Marie war wirklich angekommen!

Am 8. September erhielt d'Estouilly wieder ein Schreiben, darin fand sich folgende Stelle: „Ich habe Grund zu vermuthen, daß Sie dem General Alles gesagt haben. Damit haben Sie mir einen wahren Dienst erzeigt. Marie wird um so mehr gequält. Ich habe mir ein Paar Worte von ihrer Hand verschafft, und bemühe mich nun, sie nachzumachen; wie es mir gelungen, mögen Sie aus der Anlage sehen. Ich spitze meine Feder zu, um Ihnen im Namen der armen Trostlosen Artigkeiten zu sagen."

In dem Briefe fand sich wirklich ein Billet, unter-

schrieben Marie von Morell, dem Anscheine nach von ihr an d'Estouilly gerichtet. Die Schreiberin wirft darin dem Letztern sein kaltes Benehmen in wunderlichen Ausdrücken vor: „Du bist hart wie ein Felsen, und ich bin doch so sanft und zärtlich; ich liebe Dich, denn Du bist liebenswürdig."

D'Estouilly wollte darauf La Roncière fodern, aber der General, für die Ehre seiner Tochter besorgt, brachte ihn davon ab.

Am 14. September erhielt der Capitain ein neues Schreiben von derselben Hand, dessen dunkle Ausdrücke auf gefährliche Plane deuteten: „Meine Rache zu befriedigen, muß ich Blut sehen. Nicht lange und die junge Blüte wird dahin welken. Aus dem Fräulein soll eine entwürdigte Creatur werden. Willst Du sie so, man wird sie Dir an den Hals werfen. Ich liebe sie zum Rasendwerden, d. h. ihr Geld. Gern hätte ich ihr den Kopf verrückt, aber sie trug das Näschen so hoch, daß ich mich nicht getraute, ihr eine Erklärung zu machen."

Dies brachte auch den General aus seiner Geduld. Er gab am 21. September eine musikalische Soirée. La Roncière erschien daselbst; wahrscheinlich uneingeladen, vermuthlich indessen, weil es keiner Einladung bedurfte. Der General ließ ihn in ein Cabinet rufen, wo er mit dem Capitain Jacquemin ihn erwartete. La Roncière ergriff sogleich seinen Czakot und kam. In Gegenwart des Capitains sagte nun der General zu ihm: „Aus besondern Gründen ersuche ich Sie, nicht mehr in mein Haus zu kommen. Entfernen Sie sich."

La Roncière entfernte sich ohne ein Wort zu äußern. Am folgenden Tage befragte er den Capitain Jacquemin, was der Auftritt bedeutet habe? Er erhielt zur

Antwort: es sei um der unartigen Worte wegen geschehen, welche er gegen das Fräulein gebraucht, sowie wegen der anonymen Briefe.

La Roncière wandte sich nun an den Lieutenant Ambert, und bat ihn um seinen Rath: was er thun solle? Ambert rieth ihm: er solle wegen Verleumdung klagen und eine Untersuchung der Handschriften durch Sachverständige fodern.

Dies sagte La Roncière nicht zu. Aber er schnaubte vor Wuth und sann auf einen andern, furchtbaren Plan, seine Rache ins Werk zu setzen.

Am 23. September, es war ein Dienstag und zwei Tage nachdem La Roncière von der musikalischen Soiree auf die angegebene beleidigende Weise fortgewiesen worden, waren der General und seine Gattin im Theater. Marie hatte Besuch von einigen Freundinnen. Als diese fortgegangen waren, gingen Marie und ihre englische Gouvernante, Beide ermüdet, frühzeitig zu Bette.

Miß Allen und Marie wohnten im zweiten Stockwerk, auf der Seite des Hauses, welche nach der Loire hinausgeht. Der Eingang zu Mariens Zimmer und Schlafcabinet ging nur durch Miß Allen's Zimmer und Schlafkammer. Sie hatte sorgfältig am Abende vor dem Schlafengehen die Thüren nach dem Corridor, von wo Fremde allein in die Wohnung kommen konnten, wie sie immer pflegte, verschlossen.

Nachts 2 Uhr wird Marie Morell plötzlich erweckt durch das Klirren einer Scheibe. Es ist eine mondhelle Nacht, und Marie sieht deutlich, wie das Fenster aufgeht und ein Mann einsteigt. Sobald er im Zimmer ist, stürzt er auf die Thür nach dem Schlafcabinet der Miß Allen und verschließt sie. Marie benutzt diesen Augenblick, springt auch rasch auf und stellt sich hinter

einen Stuhl unten am Bette. Beim hellen Mondenschein konnte sie von hier aus den Eindringling klar ins Auge fassen.

Von mittlerer Statur, trug der Mann einen Tuchüberrock und eine Mütze, die mit Silber bordirt war. Um das Gesicht hatte er eine schwarze, seidene Binde, die unter dem Kinn her über die Ohren gezogen war. Sein Blick war furchtbar.

Marie erkannte sogleich den Lieutenant de la Roncière, als derselbe mit den Worten über sie herfiel: „Ich komme, mich zu rächen." Marie hielt sich fest an den Stuhl, hinter den sie sich geflüchtet, daher konnte er nicht sogleich ihrer mächtig werden. Nachdem er aber den Stuhl ihr fortgerissen, faßte er sie bei den Schultern und warf sie zu Boden. Hier entwand er ihr das Nachtcamisol, das sich nicht wieder gefunden hat. Dann band er ihr ein Tuch um den Hals, und band es so fest zu, daß sie kaum noch Athem holen konnte. Hierauf holte er noch einen Strick hervor und schnürte ihn mit aller Gewalt um den Leib des Mädchens.

Nunmehr fing er an, Marien gröblich zu mishandeln, schlug sie auf Brust und Arm, biß sie ins Handgelenk und trat sie mit Füßen. Sie hörte, daß er sagte: er wolle sich für die Beleidigung rächen, die ihm vor zwei Tagen widerfahren. Dabei setzte er sich selbst immer mehr in Wuth und verdoppelte seine Mishandlungen. Er fletschte sie mit fürchterlichem Hohne an und rief: „Seit ich Dich kenne, fühlte ich den Wunsch in mir, Dich zu verderben."

Ueber das letzte Maß der zugefügten Mishandlung, oder vielmehr den neben den Mishandlungen bezweckten Erfolg, geht die Anklageacte, in Berücksichtigung der weiblichen Schamhaftigkeit, nur andeutend hin-

weg. Die einzige Quelle, aus welcher hierüber Nachrichten zu schöpfen waren, konnte oder wollte nicht deutlicher darüber sich aussprechen. Der Frevler nahm zuletzt noch ein Messer und brachte der Unglücklichen einen Stich bei.

Marie war im Zustande der Bewußtlosigkeit und Ohnmacht. Der Schmerz weckte sie wieder, und sie stieß einen durchdringenden Schrei aus. Erst durch diesen Schrei wurde Miß Allen, welche bis dahin ruhig fortgeschlafen, in dem Nebenzimmer erweckt. Sie sprang aus dem Bette und wollte die verriegelte Thüre einsprengen.

Als er den Lärm hörte, stand La Roncière auf, sprach: „Nun hat sie genug!" legte einen Brief auf den Tisch und entfernte sich, wie er gekommen war, durch das Fenster.

Als Miß Allen durch die Thür, welche es ihr gelungen war ohne besondere Gewaltanstrengung zu sprengen, ins Zimmer trat, fand sie Marien ohnmächtig und fast nackt auf dem Boden liegen. Der Hals war mit einem weißen Tuche, der Körper mit einem Strick umwunden und eng geschnürt. An mehren Orten sah man Blutflecke.

Es dauerte eine Weile, bis die Unglückliche auf Miß Allen's Fragen zu antworten vermochte. Dann aber erzählte sie ihr den Vorfall, wie angegeben, mit allen Einzelheiten. Sie bat aber inständig, die Allen möge ihre Aeltern nicht wecken.

Erst gegen 6 Uhr Morgens brachte die Gouvernante den Aeltern Nachricht von der nächtlichen Greuelscene.

Während die Allen bei den Aeltern war, sah Marie zufällig zum offenen Fenster nach der Brücke hinaus.

Da fiel ihr Auge auf La Roncière. Er war im Ueberrock, auf dem Kopf die Mütze, grade wie er ihr noch von der Nacht her vor Augen stand. Er sah zum Fenster hinauf und lächelte.

Als der General und seine Gattin ins Zimmer traten, fanden sie Alles bestätigt, was ihnen die Gouvernante berichtet hatte. Sie sahen die eingestoßene Scheibe, die Blutflecken, das Tuch und den Strick, wodurch der Angstruf ihrer Tochter erstickt worden war. Marie nannte, mit äußerster Bestimmtheit gegen sie, den ihr wohlbekannten Lieutenant Emil de la Roncière als Thäter.

Es war diesmal die Mutter, welche Alles aufbot, damit der erzürnte Vater schwieg und den Vorfall geheim hielt. Auch wurde den Gerichten keine Anzeige gemacht, um Beweise für die Thatsache und die Thäterschaft vorläufig zu sammeln.

Der zurückgelassene Brief La Roncière's war versiegelt und an Frau von Morell adressirt. Das Datum war Mittwoch Nacht 1 Uhr. Er lautete:

„Sie allein sollen den wahren Grund des Verbrechens erfahren, das ich zu begehen im Begriff bin. Es ist ein großes Verbrechen, das Reinste auf Erden zu beflecken. Ich habe Sie geliebt, ja angebetet. Sie haben mir dafür nur Verachtung gezeigt. Jetzt will ich Ihnen ein Recht geben, mich zu hassen. Ich bat Sie, ein Mal auszugehen. An dem Tage blieben Sie auf Ihrem Zimmer. Der Elende (d'Estouilly) war so unverschämt, Herrn von Morell Alles zu sagen. Ich habe ihm geschrieben, wo ich ihn fände, würde ich ihm das Siegel der Schmach aufs Gesicht drücken. Ich erwarte ihn auf dem Kampfplatz. Ganz Paris soll erfahren,

was Ihrer Tochter zu Saumur geschehen ist. Ich reise ab: es soll mir nicht vergönnt sein, mich an Ihrem Schmerz weiden zu können."

An demselben Mittwoch, 24. September, um 9 Uhr, erhielt d'Estouilly durch die Stadtpost eine Herausfoderung. Sie war unverkennbar von derselben Hand, wie alle die früheren anonymen Briefe und gezeichnet: „Emil de la Ron..." Ihr Inhalt war:

„Sie sind ein Elender, ein Feiger. Jeder Andere würde, nach den Briefen, die ich Ihnen schon geschrieben habe, Genugthuung gefodert haben. Statt dessen haben Sie mich bei dem General angegeben. Sie sind eine Memme. Ich werde Ihnen erster Tage das Siegel der Schmach auf das Gesicht drücken. Dann wird sich zeigen, was Sie thun werden."

D'Estouilly konnte sich nun nicht länger halten. Der Rath und die Bitte des Generals hatten ihre Macht verloren. Er ging zum Lieutenant Ambert und erbat sich denselben zum Secundanten. Zwei Stunden nach Empfang des Briefes hatte er sich schon mit La Roncière geschlagen und war durch zwei Degenstiche, im Arm und an der Hüfte, verwundet.

La Roncière hatte die Foderung ohne Zögern angenommen, zugleich aber erklärt, daß er den Grund nicht begreife, denn die anonymen Briefe wären nicht von ihm. Auch nach dem Duell blieb er bei dieser Erklärung. Der verwundete d'Estouilly suchte noch ein Mal La Roncière bei der Ehre anzugreifen. „Gestehe und Alles soll vergessen sein." La Roncière weigerte sich hartnäckig.

Jetzt drohte d'Estouilly, er werde ihn vor Gericht belangen. La Roncière erwiderte: das wünsche er selbst;

die Sache müsse untersucht werden. Man solle ihm nur die Briefe zustellen, so werde er sie selbst dem königlichen Procurator übergeben. Dagegen aber war d'Estouilly's Secundant, Ambert besorgt, La Roncière möchte die Beweise seiner Schuld vernichten.

Nach einem lebhaften Wortwechsel zwischen den beiden Secundanten und ihren Combattanten, drang man so heftig in La Roncière, daß er sich endlich zu einer Art Geständniß bequemte. Er schrieb einen Brief an d'Estouilly, den er auch später anerkannt hat, worin es heißt: „Nach den materiellen Beweisen, die gegen mich vorliegen, — Beweise, die mich, wenn die Sache vor Gericht käme, erdrücken würden — bin ich der Ehre meiner Familie schuldig, einen Schritt zu thun. Ich nehme alle Ausdrücke in meinen Briefen an Sie zurück, gestehe, daß ich diese Briefe geschrieben habe, und bitte Sie deshalb um Verzeihung. Sein Sie großmüthig und verschwiegen."

D'Estouilly war aber mit diesem errungenen Siege nicht zufrieden. Er foderte, daß La Roncière auch bekenne: alle die anonymen Briefe, welche in das Morell'sche Haus gekommen, geschrieben zu haben, und daß er auf der Stelle Urlaub nehme und Saumur verlasse.

Nach einem schweren Kampfe fügte sich La Roncière auch in dies Verlangen und schrieb in einem zweiten Billet an d'Estouilly: „Ich dachte, Sie würden mit meiner Erklärung von heute früh sich genügen lassen, aber Sie drängen mich noch mehr in meiner grausamen Lage. Ich erkläre also, der Schreiber der anonymen Briefe zu sein, welche dem General Morell, seiner Gemahlin und Tochter zukamen. Ich erkläre, an Demoiselle Marie Morell ein Billet, gezeichnet d'Estouilly, und

an Sie ein anderes, gezeichnet Marie Morell, geschrieben zu haben. Ich habe mir Urlaub erbeten und reise heute Nacht ab."

La Roncière nahm hierauf, wie er versprochen, Urlaub, und verließ am 26. September Saumur.

Wer hätte nicht erwarten dürfen, daß nach diesem Duell und den erpreßten Geständnissen, die anonymen Briefe aufhören müßten? Ganz im Gegentheil aber erhielt General Morell durch die Stadtpost ein Schreiben vom 24. September 4 Uhr Morgens, von derselben berüchtigten Hand, worin mit boshafter Schadenfreude auf das Attentat der vergangenen Nacht hingedeutet wurde:

„Mich dürstete nach Ihrem Blute, nach Ihrer Ehre. Ich habe Alles erlangt. Ich hoffe, ja ich bin überzeugt, Marie bewahrt ein Pfand ihres Unglücks. Ihre Schande soll bald das Gespräch von ganz Paris werden."

Marie selbst erhielt ein anderes Billet. Auch in diesem frohlockte der Schreiber mit teuflischer Lust über das Gelingen seines Frevelstücks:

„Sie sind nun das elendeste der Geschöpfe. Der Mensch, der sich einfallen ließ, Ihr Ritter sein zu wollen, ist halb zu Schanden gehauen. Ich habe ihn gezeichnet. Mich durchzuckt ein Gefühl der Freude, das an Wahnsinn grenzt. Ich schwelge in dem Gedanken, daß Sie nun von mir abhängig sind. Ein gräßliches Band wird uns an einander knüpfen. Nach wenigen Monaten werden Sie mich auf den Knien anflehen, um Ihnen und noch einem Wesen einen Namen zu geben."

Fast ein Monat verging, ohne daß etwas von ir-

gend einer Seite geschah. Marie Morell hatte sich seit der Schreckensnacht fast immer sehr unwohl befunden. Doch schien sie sich etwas wieder erholt zu haben, als sie am 21. October Abends, beim Zubettegehen, auf ihrem Tisch im Schlafzimmer ein Billet fand, unterzeichnet E. R., von der bekannten Hand, worin es hieß: „Was Dir am liebsten auf Erden — Deine Mutter, Dein Vater, d'Estouilly — sie werden in wenigen Monaten nicht mehr am Leben sein. Du hast mich verschmäht. Meine Rache wird Dich treffen."

Als man ins Zimmer trat, fand man Marien ohnmächtig am Boden liegen; den zerknitterten Brief hielt sie krampfhaft fest in ihrer Hand. Als sie wieder zu sich kam, rief sie: „Er mordet meinen Vater, meine Mutter!"

Man hatte Mühe, sie wieder zu sich zu bringen. Ja ihr Zustand verschlimmerte sich dermaßen, daß man ihr die letzte Oelung gab. Während dieser Krankheit erhielt Frau von Morell einen neuen anonymen Brief durch die Stadtpost: „Ich habe nichts gethan, als Ihre Tochter meuchlerisch mishandelt. Ich wollte sie nur in Verdacht bringen, und Sie dadurch in die Nothwendigkeit versetzen mir ihre Hand anzubieten. Gewiß haben Sie ihr auch Vorschläge in diesem Sinne gemacht. Sie wird nicht darauf eingegangen sein aus Liebe zu dem abscheulichen Menschen, welcher alle meine Plane vereitelt. Jetzt athme ich nur noch Rache; ich muß Blut fließen sehen! Wahrlich, Ihr Protector Gisquet wird mich nicht hindern."

Dieser Brief bestimmte endlich die Familie Morell, ihr Schweigen zu brechen, und, um größeres Unheil zu verhüten, die Sache vor die Gerichte zu bringen.

Der General reiste nach Paris und reichte am 27. October seine Denunciation ein. Am 28. ward La Roncière auf der Straße verhaftet.

Dies der Hergang der Sache nach der Anklageacte, welche indeß hiermit noch nicht zu Ende war. Einmal wurden, außer Emil de la Roncière, noch der Bediente Samuel Guilleron und die Kammerjungfer Julie Genier als Mithelfer angeklagt und vor Gericht gestellt. Auf der andern Seite mußten die Ankläger zugleich als Angeklagte sich vertheidigen, denn La Roncière hatte die Rolle getauscht und war als Ankläger gegen Die, welche ihn verklagten, aufgetreten. Schon früher, aus dem Gefängnisse, hatte er ein Schreiben in die Zeitungen einrücken lassen, worin er sich im Allgemeinen über die verdammungswürdige Praxis beschwerte: daß man die Anklageacte gegen ihn 14 Tage vor Eröffnung der Assisen publicirt und ihn, den Angeklagten, die ganze Zeit über unter dem Schwerte einer Beschuldigung gelassen, ohne daß es ihm verstattet gewesen, sich vor dem Publicum zu rechtfertigen. Dann setzte er hinzu: „Was nun diese Anklage gegen mich betrifft, die so geschickt ausgedacht worden ist, so begnüge ich mich vorläufig mit der Erklärung: daß der Roman Stück für Stück zusammenfallen wird, und daß Niemand mehr als ich und meine Familie den Beginn des Processes wünscht."

La Roncière hatte vor dem Instructionsrichter jeden Antheil an den anonymen Briefen in Abrede gestellt. Er leugnete nicht allein die Thäterschaft bei dem Attentat, sondern setzte die Wahrheit desselben mehr als in Zweifel. Mariens Krankheit hielt er für erkünstelt und

stellte die Vermuthung auf, daß die ganze Erfindung nur darauf hinziele, die Folgen eines vertraulichen Umgangs zwischen Marie Morell und d'Estouilly auf ihn, den Unschuldigen, abzuwälzen. Kurz, es sei eine Verschwörung gegen ihn vorhanden, deren Theilnehmer Marie Morell, ihre Mutter, ihre Gouvernante und d'Estouilly gewesen, deren Zweck aber sei, ihn zu verderben, um Andere zu retten.

Schon vor dem Instructionsrichter war, in Folge von La Roncière's Ableugnen seiner Handschrift und seiner Gegenanschuldigungen, eine Prüfung der Handschrift in den anonymen Briefen und eine Vergleichung der letztern mit den anerkannten Handschriften des Lieutenant La Roncière und Marie Morell's von vereideten Kunstverständigen erfolgt, und die Aussagen derselben schienen La Roncière's Vertheidigungssystem zu unterstützen.

Zwei dieser Sachverständigen erklärten: 1) daß alle vorgelegten, verdächtigen Briefe von ein und derselben Hand geschrieben wären, und daß dies nicht La Roncière's Hand sei; 2) daß sie der Meinung wären, der „Marie Morell" unterzeichnete Brief sei wirklich von einer Frauenhand.

Da auf diese Ermittelung Alles ankam, hatte man noch zwei andere Sachverständige hinzugezogen, und diese gingen in ihrem Gutachten noch weiter. Sie erklärten: 1) daß die 20 in Rede stehenden Briefe weder ganz, noch theilweise von der Hand La Roncière's wären; 2) daß das kleine Billet an d'Estouilly, gezeichnet „Marie von Morell", und ein anderer Brief an denselben, „Victorine Mohert" unterschrieben, augenscheinlich von der Hand des Fräuleins Marie von Morell seien; 3) daß die 18 andern Briefe, trotz dem, daß die Züge verstellt wären, doch so zahlreiche

Zeichen der Aehnlichkeit mit der Handschrift Mariens von Morell an sich trügen, daß sie ihr ebenfalls zugeschrieben werden müßten.

Die Anklageacte hatte demnach auch noch die Aufgabe, die Einwendungen und Gegenklagen La Roncière's zurückzuweisen. Sie begnügte sich einstweilen damit, hervorzuheben, daß der unerwartete Ausspruch der Kunstverständigen nicht schlagender widerlegt werden könne, als durch die baare Unmöglichkeit, daß ein 16jähriges junges Mädchen von der besten Erziehung und aus einer edlen Familie, Briefe so frechen Inhalts und in einem so empörenden Stile zu schreiben im Stande sei. Noch weniger Raum sei dem Gedanken zu geben, daß Mutter oder Gouvernante daran Theil hätten, da in mehren derselben die größten Schmähungen gegen den General und seine Frau vorkämen. Uebrigens habe La Roncière früher die Autorschaft der Briefe eingeräumt und sei erst später auf das Auskunftsmittel verfallen, daß jene Erklärung ihm durch einen moralischen Zwang abgepreßt worden. Der Verdacht der Schwangerschaft, welchen er auf Marien wälzen wollen, sei aber durch ärztliche Untersuchung ganz beseitigt.

Zugleich kündigte die Anklageacte dem Publicum an, daß der Krankheitszustand Marie Morell's, der seit dem 21. October fortgedauert, die merkwürdigsten Symptome angenommen habe. Sie sei mit Nervenzufällen behaftet, die 18 Stunden anhielten und jede Idee von Verstellung ausschlössen. Nach dem Gutachten berühmter Aerzte habe dieser beispiellose Zustand seinen Grund in einer tiefliegenden moralischen Affection und sei zusammengesetzt aus Somnambulismus, Starrsucht und convulsivischer Verzuckung. Da Marie Morell in

der Regel nur nach Mitternacht lichte Stunden habe, so werde sie wahrscheinlich nur in nächtlichen Sitzungen vor der Jury vernommen werden können, was den peinlichen Eindruck der Verhandlung noch bedeutend erhöhen dürfte.

Schon diese Anklageacte deutete auf das theatralische Interesse, welches man dem Processe beizulegen gesonnen war. Es ward denn auch nichts versäumt, dem Rechtsstreit allen Glanz, oder besser alles Lustre zu geben, welches die Aufmerksamkeit fesseln kann, und von beiden Parteien wurden alle Kräfte aufgeboten, imponirend aufzutreten und — nicht allein durch moralische Mittel — den Gegner zu überwinden. Wohlverstanden, es war kein einzelner Schuldiger, es waren Parteien, welche sich vor Gericht gegenüber standen, zwei angesehene Familien mit ihrem ganzen Rückhalt — nur die eine schwächer an den Mitteln, welche im neuern Frankreich zuletzt allen Widerstand überwinden — sie nahmen sich ihrer Schuldigen an wie einer Sache, welche die Ehre der Familie betraf, und schleuderten die Anschuldigungen auf die Gegner zurück. Erwählt zu Vertheidigern waren die bewährtesten Advocaten Frankreichs; auf Seiten der erstern Ankläger der Legitimist Berryer und der Liberale Odillon Barrot, auf Seiten der Gegner der erste Proceßredner Frankreichs Chaix d'Estanges, und die Anwalte beider Theile verrichteten Wunder der Beredtsamkeit, welche zur Begründung und Verbreitung ihres persönlichen Ruhmes nicht wenig bei-

trugen, leider aber nichts zur Erkennung des Rechts und zur Erforschung der Wahrheit.

Selten erinnerte man sich in Paris eines ähnlichen Andrangs des Publicums zu den Assisen. Alle Gänge zum palais de justice waren vom frühen Morgen an mit Neugierigen überfüllt. Erst um 9 Uhr wurden die Thüren geöffnet, aber schon wenige Augenblicke nachher waren alle Plätze besetzt. Der für die Zeugen bestimmte Theil des Saales war dicht mit Damen, der Elite von Paris, angefüllt. Fast alle Advocaten der großen Stadt hatten sich als Zuschauer eingefunden.

Die ganze Aufmerksamkeit war auf die Bänke gerichtet, auf denen die Familien der Betheiligten saßen. Unterhalb der Bank der Verklagten und neben den Vertheidigern derselben saßen La Roncière's Vater, der greise General-Lieutenant Clement de la Roncière, ein verdienter Krieger aus Napoleon's Kriegen, ein Veteran und Invalide — nur mit einem Arm! Bei ihm der Graf Clement de Ris und der General Nourry, Beide La Roncière's Oheime. — Trotz der Wunden, des militairischen Ruhmes, des greisen Haares und der aristokratischen Titel, war dies die schwächere Partei. Die La Roncière's hatten nur ihren Degen, auch fehlte ihnen ein großer Familienanhang in Frankreich. Sie waren von Geburt Belgier.

Was hier Mängel waren, fand sich in desto vollerem Maße bei den Gegnern als Vorzüge. Die Familie Morell, auf ihren gewählten Plätzen im Halbkreise vor den Richtern, repräsentirte nicht allein den

Reichthum, sondern auch den Rang und die Titel des alten und neuen Frankreichs, ja den gouvernementalen Einfluß. Man sah den tiefgekränkten Vater, den General Baron von Morell; die beiden Brüder seiner Gattin, den Marquis Julius de Mornay, Mitglied der Deputirtenkammer, und den Ministerialresidenten am badenschen Hofe, Grafen Charles de Mornay; die Marquise de Mornay, eine Tochter des mächtigen und reichen Marschall Soult, den Herren Auguste de Saint-Aignan, Theodor de Lameth, den Vicomte de Montesquiou, Schwager des Herrn von Mornay, den Herzog und die Herzogin von Vicenza, den Grafen von Mornay d'Andreville, sämmtlich Verwandte des Hauses Morell.

Als um 10 Uhr der Präsident befahl, die Angeklagten einzulassen, richteten sich Aller Augen auf die Thür, wie wenn man ein Ungeheuer erwarte, das aus seinen Käfig in die Arena gelassen wird. Emil de la Roncière hatte nicht gerade die äußern Abzeichen eines solchen. Von mittler Größe, war sein Gesicht regelmäßig. Er trug einen kleinen schwarzen Schnurrbart und war sorgfältig gekleidet. Seine Haltung war ruhig und zuversichtlich. Nur die durch sein Erscheinen erregte geräuschvolle Neugier schien ihn unangenehm zu berühren.

Frau von Morell, so wie ihr Sohn, die als Zeugen aufgerufen wurden, fehlten; ebenso Marie Morell. Der Präsident zeigte hierauf an, daß nach dem Zeugniß der beiden, von ihm beauftragten Aerzte Bailly und Olivier d'Angers, der Gesundheitszustand Marie Morell's von der Art sei, daß sie nur bedingter Weise den Debatten beiwohnen könne. Bailly bekundete als Zeuge: daß er, bei verschiedenen Besuchen, welche er in der

Wohnung des Fräuleins gemacht, sie von einer convulsivisch-nervösen Affection befallen gefunden, die sich mehrmals des Tages und ziemlich zu denselben Stunden wiederhole. Diese anhaltenden und heftigen Unfälle nähmen gewöhnlich um 4 Uhr des Morgens ihren Anfang und dauerten bis 6 Uhr Abends, also 14 Stunden. Erst dann erhalte Marie ihre vollkommene Besinnung wieder und beantworte alle ihr vorgelegten Fragen genau und richtig. Zwei Stunden später, um 8 Uhr, stelle sich aber ein neuer Anfall ein, der ½ nach 10 Uhr aufhöre; ein dritter ereigne sich um 11 Uhr und daure bis gegen Mitternacht. Von Mitternacht bis 4 Uhr Morgens genieße die Kranke eine merkwürdige Ruhe, die nur zwischen 2 und 3 Uhr durch einen kurzen Anfall unterbrochen werde. Die Aussage des andern Arztes Olivier stimmte ganz damit überein, und dem gemäß verordnete der Präsident, daß zum Verhör Marie Morell's mitternächtliche Assisen abgehalten werden sollten; eine ganz neue pikante Zuthat zu dem schon so wunderbaren, theatralischen Processe!

Es ward mit der Vernehmung La Roncière's begonnen. Seine Antworten waren in der Regel kurz. Sein Anwalt schien ihm angerathen zu haben, sich auf keine selbständigen Erklärungen einzulassen, sondern sich lediglich auf Beantwortung der ihm vorgelegten Fragen zu beschränken, ein Rath, der sehr bedenklich war und, wenn La Roncière unschuldig ist, seine üblen Folgen gehabt hat, wovon später des Weiteren.

Nachdem er alle und jede Theilnahme an den anonymen Briefen und an dem Attentate geleugnet, antwortete er auf die Frage des Präsidenten: ob er zu Marien gesagt: „Sie haben eine liebenswürdige Mutter; nur Schade, daß Sie ihr so wenig gleichen", mit

Lebhaftigkeit: unmöglich könne er so etwas an dem Orte ausgesprochen haben; sonst würde man ihn wol augenblicklich aus der Gesellschaft gewiesen haben. Auch auf die zweite Frage: welche Absicht denn Marie könne gehabt haben, ihm eine solche Aeußerung anzudichten, konnte er nur die sehr natürliche Antwort geben: das wisse er nicht. „Alle anonymen Briefe, welche im Morell'schen Hause verbreitet wurden, sind mit den Anfangsbuchstaben Ihres Namens unterzeichnet", sagte der Präsident. „Würde ich so dumm gewesen sein," antwortete La Roncière, „das zu thun, wenn ich sie wirklich geschrieben hätte!" — Der Präsident äußerte die Meinung, er habe vielleicht im Voraus überlegt, daß dieser Einwand ihm am besten zur Rechtfertigung dienen werde (?).

Der Präsident bemerkte, die Handschrift des Fräuleins scheine auf sehr geschickte Art nachgeahmt. „Auf so geschickte," entgegnete La Roncière, „daß die Kunstverständigen erklären, das Fräulein habe sie selbst geschrieben."

Befragt über den Herausfoderungsbrief an den Capitain d'Estouilly, antwortete La Roncière: der Brief sei nicht von ihm geschrieben. D'Estouilly aber habe das nicht glauben wollen und auf dem Duell bestanden. Man hatte La Roncière auch vorgeworfen, daß seinerseits der Zweikampf nicht nach den üblichen Regeln stattgefunden, namentlich daß er den Degen des Gegners während des Gefechtes mit der linken Hand ergriffen, worauf jener ausgerufen habe: „So schlägt man sich nicht." Ein Zwischenspiel, dessen Zweck nicht wohl abzusehen ist, wenn es nicht der ist, die Handlungsweise des schon so schwer Incriminirten auch in anderer Beziehung als schlecht und den Begriffen der Ehre entgegen

darzustellen. La Roncière, der immer mit Ruhe und Festigkeit geantwortet hatte, gerieth hier zum ersten Mal aus seiner Fassung. „Ich verwundete d'Estouilly am Arm und an der Hüfte," rief er. „Beim letzten Stoße zerbrach mein Degen. Da d'Estouilly trotzdem wie ein Wüthender auf mich eindrang, ergriff ich seinen Degen und rief seinem Secundanten zu: „„Sie sehen, daß ich entwaffnet bin."" Er schien so verwirrt und bewegt über diesen Vorwurf, daß der Präsident zu seinen Gunsten eine Pause machte. Bis zu Thränen erschüttert, verbarg La Roncière sein Gesicht in den Händen, und sagte nach Wiederaufnahme der Debatte: „Ich bitte um Entschuldigung wegen dieser Störung. Ein Soldat kann nicht kaltblütig bleiben, wenn man ihm Ehrlosigkeit bei einem Duell vorwirft. Die Secundanten und mein Gegner haben mir übrigens erklärt, daß ich mich nach der Regel schlug. Sie werden dies auch vor Gericht wiederholen."

Die Frage kam nun auf den wichtigsten Punkt der Anklage, auf La Roncière's schriftliche Geständnisse. Er sprach, nachdem ihm der erste Brief vorgelesen worden, anscheinend tief bewegt, und mit Thränen in den Augen: „Ja, ich habe diesen Brief geschrieben. Es ist eine Schwäche, die ich mir vorzuwerfen habe. Man hatte mich getäuscht. Man berichtete mir fälschlich, daß die Sachverständigen meine Handschrift erkannt hätten. Ich dachte an meinen alten Vater und an den Kummer, den ich ihm bereiten würde, wenn die Sache vor Gericht käme. Ich glaubte allen weitern Reden ein Ziel zu setzen, wenn ich mich für den Verfasser der anonymen Briefe bekennte. Dies veranlaßte mich zu dem unseligen Schreiben."

Auf des Präsidenten Vorstellung, daß, wenn ihm

vor Allem die Ehre seines Vaters am Herzen gelegen, er nichts Besseres thun können, als sich zu ihm zu begeben, um mit ihm zu berathen, wie er den angeblichen Verleumdungen am sichersten begegne, wollte La Roncière antworten, seine Worte wurden aber durch Thränen erstickt.

Auch hinsichts des zweiten, noch ausführlichern Bekenntnisses, welches er schriftlich gegen d'Estouilly abgelegt, antwortete La Roncière, daß er es, durch dieselben Gründe bewogen, abgelegt: „Wenn ich den Inhalt der an die Morell'sche Familie gerichteten anonymen Schreiben gekannt hätte, würde ich mich niemals für den Verfasser derselben bekannt haben. Ich that dies nur, weil ich die Briefe für unbedeutend hielt."

Hierauf wurden der Bediente Samuel Guillieron, und das Kammermädchen Julie Genier vernommen. Beide leugneten alle Mitwissenschaft und Theilnahme an den Briefen und dem Attentat, so wie jede Verbindung mit La Roncière; die Kammerjungfer wollte ihn nur ein Mal von weitem gesehen haben. Als Zeugin über Mariens Krankheit aufgerufen, gab sie als ihre Wissenschaft: daß sie ihr Fräulein am 25., 26. und 27., also die Tage unmittelbar nach dem Attentat, wie gewöhnlich gefunden, sie habe gelacht und gescherzt. Am 28. sei ein ländliches Fest in der Nachbarschaft gewesen, zu dem Marie mit ihrer Mutter gefahren, Abends ein Ball im Morell'schen Hause selbst, wozu sie das Fräulein angezogen und frisirt, und Marie habe auf dem Balle getanzt.

Hiermit wurde das Verhör um 5 Uhr geschlossen, um Abends 8½ Uhr wieder aufgenommen zu werden. Auf die sehr desultorischen Fragen des Präsidenten erklärte La Roncière: daß er keine neuen Aufschlüsse zu

geben habe; daß er es für möglich achte, daß man auf die in der Anklageacte angegebene Weise in Marie Morell's Zimmer dringen könne (?); daß er allerdings über die Möglichkeit eines gegen ihn geschmiedeten Complottes gesprochen habe, ohne sich doch darüber zu weitern Erklärungen verpflichten zu wollen, weil er diese allein seinem Advocaten überlassen; und endlich, daß er die anonymen Briefe Marie Morell selbst zuschreibe. Auf die Frage, was ihn zu der letzteren Vermuthung berechtige, antwortete er: „Die Erklärung der Sachverständigen und so Manches, was ich früher von den Bedienten des Hauses gehört habe."

Die Vernehmung des Generals, seiner Gattin und der Gouvernante brachte nicht mehr zu Tage, als wir schon aus der Anklageacte wissen. Der General sprach überdem sehr leise. Seine Gattin erklärte den Umstand, daß Miß Allen nicht früher von dem Geräusch in der Nebenstube erwacht sei, aus dem festen Schlafe der Gouvernante, die man oft des Morgens nur mit Mühe wecken könne. Zuerst habe sie, die Generalin, übrigens nur an einen mörderischen Ueberfall aus Rache gedacht: erst 14 Tage später habe Marie ihr die andere Verwundung anvertraut, und die Mutter um Verzeihung gebeten, daß sie es ihr so lange verschwiegen. Einen Arzt habe sie übrigens nicht rufen lassen, zur Untersuchung der Wunde, weil ihre Tochter einen allzugroßen Widerwillen gegen eine solche Untersuchung von Anbeginn geäußert. Auch sie selbst habe die Wunde nicht gesehen, ebenso wenig Miß Allen. Doch habe ihre Tochter gewiß „furchtbare Schmerzen" gelitten. Auf die Einwendung, daß es doch seltsam wäre, daß Marie, trotz der Wunden und furchtbaren Schmerzen, schon vier Tage später Morgens einem ländlichen Feste und

Abends einem Balle beigewohnt und getanzt habe, entgegnete sie: das arme Kind habe sich darin nur dem Rath und Wunsch der Mutter gefügt.

Inzwischen war die Sitzung aufs Neue um 11½ bis Mitternacht suspendirt worden. Marie von Morell war in ein Cabinet neben dem Sitzungssaal gebracht worden und der Präsident ersuchte die Anwesenden bei ihrer Einführung nicht das geringste Geräusch zu machen. Er hoffe, daß die Neugier der Achtung weichen werde, welche man der Lage der jungen Dame schuldig sei. Eine feierliche Stille trat ein, nachdem Mariens Vater, welcher ihrer Vernehmung nicht beiwohnen wollte, sich entfernt hatte. Gestützt auf zwei Damen trat Marie ein, ihr zur Seite ging ein Arzt.

Man sah eine ziemlich große, schlanke und schöne Gestalt, einfach gekleidet, und in ihrem ganzen Wesen viel Anmuth und Eleganz. Ihr Gesicht war blaß, mit verweinten Augen, hatte aber einen merkwürdigen Ausdruck von Sanftmuth und Naivetät. Schwäche und Erschöpfung drückten sich in ihrem ganzen Zustande aus, und der Eindruck, welchen sie auf die Versammlung machte, war ein für ihre Person und ihren Proceß ungemein günstiger, obgleich der Beifall, den die interessante Erscheinung hervorrief, sich, ausnahmsweise, auf sehr discrete Weise aussprach.

Marie Morell wiederholte mit leiser Stimme, aber mit einer gewissen Festigkeit im Ausdruck, die schon aus der Anklageacte bekannten Aussagen, und der Präsident befragte sie über mehre nähere Umstände des Schreckensvorfalles in der Nacht vom 24. September:

Präsident: Sind Sie auch gewiß überzeugt, daß es La Roncière war, der Sie überfiel?

Marie: Ich bin dessen ganz gewiß.

Präsident: Ich brauche Ihnen nicht erst vorzuhalten, welche Verantwortlichkeit Sie durch eine solche Erklärung auf sich laden würden, wenn sie nicht wahr wäre.

Marie: Ich bin meiner Sache gewiß.

Präsident: Sie haben Unrecht gegen Ihre Mutter gehandelt, daß Sie ihr nicht sogleich Alles mitgetheilt haben.

Marie: Ich fürchtete, ihr Kummer zu verursachen.

Präsident: Betrachten Sie La Roncière, und sagen Sie, ob er es ist!

Der Angeklagte stand von der Bank auf, und Marie Morell sprach mit Festigkeit: „Ich erkenne ihn vollkommen; wohl ist er es."

La Roncière rief: „Ich protestire gegen diese lügenhafte Erklärung. Ich schwöre vor Gott und vor Menschen, daß die Aussage des Fräuleins von Morell falsch ist."

Noch erklärte La Roncière, er habe nie etwas der Familie Morell zu Leide gethan, und somit wisse er seinerseits durchaus keinen Grund, weshalb sie ihn so mit ihrem Hasse verfolge.

Der Präsident fragte Marien: ob es denn nicht möglich wäre, daß ein Anderer als La Roncière zu ihr ins Zimmer gedrungen sei? „Nein," rief sie, „ich habe die vollkommenste Ueberzeugung, daß er es war." Der Advocat der Angeklagten fragte: ob er seine Stimme verstellt habe? „Nein; aber er sprach leise," entgegnete sie. Wie lange der Auftritt gedauert, wußte sie nicht anzugeben, aber es habe ihr sehr lange geschienen. Sie behauptete, als sie vier Tage später auf den Ball ging, noch die Spuren der Contusionen auf Brust und Ar-

men gehabt zu haben, sie habe dieselben aber durch die Kleidung und ihre Handschuhe bedeckt.

Die dritte Sitzung am nächstfolgenden Tage fand erst gegen Mittag statt. Mariens Verwandte erschienen sehr niedergeschlagen; man erfuhr, daß sie nach ihrem nächtlichen Verhör von einem heftigern Krankheitsanfalle als je heimgesucht worden und noch jetzt im Fieber liege. La Roncière war tief bewegt, als sein Vater eintrat; er drückte ihm heftig die Hand, senkte die Blicke, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Die Vernehmungen der Zeugen betrafen im Ganzen nur Nebenumstände, auf die man aber in diesem Proceß beim Mangel an Beweisen über die That selbst großes Gewicht legte.

Mariens Bruder, Robert von Morell, als Knabe kein vollgültiger Zeuge, erzählte nur, wie er eines der anonymen Billette unmittelbar nach Samuel's Anwesenheit im Zimmer in seinem Atlas gefunden.

Ein Bediente des Arztes in Saumur, Herrn von Becoeur, eines Hausfreundes der Morell'schen Familie, Martial Guichet, war als Zeuge erst später erschienen, um über einen Umstand zu bekunden, welcher es wahrscheinlich machen sollte, daß La Roncière der Verfasser der anonymen Briefe und der Bediente Samuel sein Helfershelfer sei. Am Abende des 23. September wartete Guichet vor dem Morell'schen Hause auf seine jungen Fräulein, welche bei Marien zum Besuch waren. Während dessen sah er einen Mann im schlechten, grauen Mantel, einen Hut oder Czako auf dem Kopfe auf der Brücke spazieren gehen. Er kannte ihn nicht; aber zwei Ladenmädchen, die über die Brücke gingen, sagten: „„Sieh, da haben wir nicht gewußt, wer der Mann ist, der hier so lange wartet, es ist La Roncière.““

Zehn Minuten später kam Samuel aus dem Hause, sprach mit dem Mann im grauen Mantel und sagte zu ihm: „„Die gnädige Frau wird ausfahren; nehmen Sie sich in Acht, daß man Sie nicht sieht!"" Darauf zog sich der Mann im grauen Mantel zurück, trat aber wieder näher, als Frau von Morell's Wagen fortgefahren war, und sagte zu Samuel: „„Wie werden wir es machen?"" — Samuel antwortete: „„Ich weiß schon, wie wir uns zu helfen haben.""

Der Zeuge erschien verdächtig, weil er mit dieser Aussage erst so spät aufgetreten war. Guichet entschuldigte sich, daß er erst zufällig vor drei Wochen in den Zeitungen die Anklageacte gelesen, und da sich erst aller der Umstände entsonnen habe. Samuel stellte das ganze Factum in Abrede und behauptete, daß er zu jener Zeit im Bette gelegen habe. Ein anderer Bedienter des Morell'schen Hauses, Philibert, der sich zufällig unter den Zuhörern befand, bestätigte es, daß er Samuel am Abende des 23. September im Bette gefunden, aber erst nachdem er mit dem Wagen, der Frau von Morell ins Theater gefahren, zurückgekommen sei. Wann der Wagen zurückgekommen, ließ sich nicht ermitteln. Guichet behauptete, es sei um sieben, Philibert, es sei nach neun Uhr gewesen. La Roncière erklärte auf Befragen des Präsidenten: das Widersprechende in der Zeitangaben würdige schon zur Genüge dieses Zeugniß; übrigens könne er nicht zu gleicher Zeit vor dem Morell'schen Hause, wo ihn Guichet gesehen haben will, und im Theater gewesen sein, wo ihn der General bestimmt in seiner Uniform gesehen hatte.

Ein Mann von sanften und interessanten Gesichtszügen, Herr von d'Estouilly, der jetzt als Zeuge vernommen wurde, erregte, besonders bei den Damen, die

lebhafteſte Aufmerkſamkeit. Er war 29 Jahre alt; nur ſein kleiner dunkelbrauner Schnurrbart verrieth den Militair. Er ſchien ſehr bewegt. Außer dem, was wir ſchon wiſſen, ſprach er von einem Schreiben, welches er am 28. Auguſt 1834 mit dem Poſtſtempel Saumur erhalten, unterzeichnet: der Offizier, und worin ungefähr Folgendes geſtanden: „Ich bin weder Mann noch Frau, noch Engel, noch Teufel, und ich bin mehr zum Böſen, als zum Guten geneigt. Ich will Ihr Glück und das der Familie Morell ſtören. Als ich mit Marie auf einem Sopha plauderte, habe ich ihr geſagt, daß wir ſehr vertraute Freunde wären. Da ich ſah, daß ſie meinen Worten Aufmerkſamkeit ſchenkte, fuhr ich folgendermaßen fort: D'Eſtouilly hat nicht die Abſicht, in Saumur zu bleiben. Er wird bald abreiſen, ſein Vater ruft ihn zurück, er hat Pläne mit ihm."

D'Eſtouilly hatte bald darauf auf einem Balle eine Unterredung mit Marie Morell. Er fragte ſie, ob Jemand ihr geſagt, daß er Saumur verlaſſen würde. Marie ſchlug die Augen nieder und erwiderte: „Man ſagt, Ihr Vater rufe Sie zurück." D'Eſtouilly fragte ſie: ob ſie ihm nicht die Perſon nennen könne, welche ihr dies geſagt. Sie ſchwieg. Als darauf La Roncière eintrat, flüſterte d'Eſtouilly ihr zu: „Das iſt er." Sie wurde ſehr roth, ſchlug die Augen nieder und ſagte ſehr leiſe: „Ja, mein Herr!"

D'Eſtouilly erklärte, er ſei der feſten Ueberzeugung, daß La Roncière der Verfaſſer aller der anonymen Briefe wäre. Noch mehr darin habe ihn der Umſtand beſtärkt, daß La Roncière, als er ſich einſt beklagt, daß man ſich ſeines Namens bedient, um d'Eſtouilly das Ausfoderungsſchreiben zuzuſchicken, in ſeinem Eifer ausgerufen: „Es iſt nichts leichter, als eine Handſchrift

nachzuahmen. Schreiben Sie etwas, und ich will es auf der Stelle nachahmen."

D'Estouilly's Aussage hatte einen bedeutenden Eindruck auf die Versammlung hervorgebracht. Aber auf des Präsidenten Frage an La Roncière: ob er beabsichtige, d'Estouilly der Anfertigung der anonymen Briefe zu beschuldigen? verwies er auf seinen Anwalt, der indeß erklärte, erst den Schluß der Debatten abwarten zu wollen, um über eine Sache, welche für ihn und seine Partei noch ein undurchdringliches Geheimniß sei, sich auszusprechen.

Die beiden Secundanten beim Duell, der Lieutenant Ambert und der Lieutenant Berail, wurden nun vernommen. Der Erstere gab La Roncière das Zeugniß, daß er sich gut geschlagen; aber wenn er sagen sollte, daß La Roncière ein Ehrenmann sei, so spräche er gegen seine Ueberzeugung. Berail, welcher La Roncière secundirt, sagte: daß er dem Angeklagten, der in keinem guten Rufe bei seinen Cameraden stehe, nur ungern, und allein auf d'Estouilly's Wunsch secundirt habe. Ambert räumte ein, daß er zu La Roncière, ehe er von ihm das schriftliche Geständniß verlangte über die Autorschaft der anonymen Briefe, gesagt: er habe das anonyme Ausfoderungsschreiben mehren Personen gezeigt, und sie hätten seine Unterschrift erkannt, also helfe ihm das Leugnen nichts. Ebenso bekannte Berail: daß La Roncière, auch bei Ausstellung jenes schriftlichen Geständnisses, sich immer für unschuldig erklärt und geäußert habe, er mache nur, der Ruhe seiner Familie halber, diese Geständnisse. Er habe das aber nicht begriffen; da ein rechtlicher Mann nicht zu solchen Mitteln seine Zuflucht nehme, um sich gegen Verleumdungen zu schützen.

Der Capitain Pacquemin bekundete, daß er und

seine Freunde nicht blos aus der Hand und der Unterschrift des Herausfoderungsbriefes den Verdacht geschöpft, sondern daß sie auch Ausdrücke in dem Briefe gefunden, die La Roncière besonders eigen wären.

Aus der Lage des Morell'schen Hauses und des betreffenden Schlafzimmers hatte sich die Vermuthung herausgestellt, daß der Einsteigende nicht durch eine von unten angelegte Stehleiter, sondern nur durch eine Strickleiter (und auch mit dieser wahrscheinlich nur in der Art, daß man sie von dem obern Mansardenfenster aus zum Herabsteigen gebraucht) gelangt sein könne. Es verlautete von der Existenz einer Strickleiter, welche ein Offizier in Saumur von La Roncière erhalten. Die Sache hatte ihre vollkommene Richtigkeit. Der Offizier, welcher sie von La Roncière erhalten, war derselbe Lieutenant Ambert, der als Zeuge gegen ihn auftrat. Zu einem gewissen Liebesverhältniß hatte er sich schon früher einer Strickleiter bedient. La Roncière, damals mit ihm befreundet, hatte sie für schlecht erklärt, und ihm darauf eine andere, die er noch besitze, angefertigt. Der Präsident hielt sich nicht für befugt, weiter in die Privatgeheimnisse des Zeugen einzugehen; und da derselbe versicherte, daß er diese Strickleiter lange vor dem betreffenden Attentate von La Roncière erhalten, daß er dieselbe, wie immer, so auch in der Nacht nach dem 23. September in seinem Verschluß gehabt, und daß sie nur gebraucht werden könne, wenn eine andere Person im Zimmer im Einverständniß sei, so zerfiel dieses Indicium gegen La Roncière bis auf die Gewißheit, daß er ein Mann sei, welcher einiges Geschick in der Verfertigung von Strickleitern besitze.

Zu Gunsten La Roncière's sagten die Demoiselles Rouault, in deren Hause er in Saumur gewohnt, daß

er am 23. Sept. um 10½ Uhr Abends in voller Uniform nach Hause gekommen sei, und sich die ganze Nacht hindurch nicht wieder entfernt habe. Die eine Schwester, Elise Rouault, versicherte, daß sie alle Abend die Hausthür verschließe. Dem widersprachen aber andere Hausbewohner, und Annette Rouault mußte einräumen, daß sie einen Brief an La Roncière nach Paris geschrieben, ohne doch in einem nähern Verhältnisse mit ihm gestanden zu haben.

Noch bekundete ein Advocat Carteau aus Saumur, daß La Roncière, der ihn oft zu jener Zeit um Rath angegangen, immer gegen ihn seine Unschuld betheuert und ihm versichert habe, wie er jenes schriftliche Geständniß, nur gegeben habe, um das Aufsehen eines Processes zu vermeiden, der seinem alten Vater vielen Kummer gemacht haben würde.

In der vierten Sitzung wurden die Sachverständigen vernommen. General Morell fehlte; er war in Folge erschütternder Gemüthsbewegungen krank geworden. Der Glasermeister Jorry aus Saumur wurde zuerst vernommen. Als Glaser im Morell'schen Hause war er am 28. September gerufen worden, um außer einer andern Scheibe eine in der Stube des Fräuleins einzusetzen, welche dort zerbrochen sei. Da sie aber noch schlief, kam er am andern Tage wieder. Er fand die Fensterscheibe zum Theil zerbrochen. Es war ein Loch im untern Winkel. Man konnte die Hand sehr gut durchstecken. Aber es würde, vermöge der Entfernung, sehr schwer gewesen sein, den Drehriegel zu erreichen und zu öffnen. Die Glasstücke lagen außerhalb, nicht innerhalb der Stube. — Nach der früheren Aussage des Glasers vor dem Instructionsrichter, war das Loch in der Scheibe zu klein gewesen, um nur die Hand durch-

zustecken. Jorry erklärte, er habe damals damit den Arm gemeint.

Eine Dienstmagd im Morell'schen Hause, Jessier, wollte die Fensterscheibe so zerbrochen und zersplittert gesehen haben, daß man recht gut die Hand durchstecken können. Auch sie hatte nichts von Glasscherben im Innern der Stube gesehen. Miß Allen, jetzt vernommen, sagte, daß sie am 24. September Morgens das Zimmer selbst reinigen wollen. Sie habe sich indeß an dem Tage damit begnügt, die Glasscherben, welche von dem zerbrochenen Fenster ins Zimmer gefallen, aufzulesen und in den Kamin zu werfen. Möglich übrigens sei es, daß Glasscherben nach außen gefallen wären. Dagegen sei das Loch in der Scheibe, nicht wie der Glaser behauptet, in dem vom Drehriegel entfernt gelegenen Winkel, sondern ganz nahe am Drehriegel gewesen, so daß durch dasselbe das Fenster leicht hätte eröffnet werden können. Der Glaser dagegen blieb bei seiner ersten Behauptung. Da die Scheibe erst am dritten Tage wieder eingesetzt worden, schlief nach Miß Allen's Versicherung Marie Morell in der Zwischenzeit in der Stube und dem Bette der Gouvernante.

Der Architekt Girand, von Gerichtswegen beauftragt, einen Plan vom Morell'schen Hause aufzunehmen, legte sein Gutachten dahin ab: daß, wenn der Fremde auf einer Strickleiter in das Schlafzimmer gekommen sei, dies, nach Aller Uebereinstimmung, nur vermittelst einer aus den obern Mansardenzimmern herabgehängten Strickleiter zu bewirken gewesen. Von diesen obern Mansardenzimmern war das eine leer, das andere von dem als der Theilnahme verdächtigten Bedienten Samuel bewohnt. Aber weder am, noch im Zimmer des Fräuleins, noch an den Fensterbrüstungen der Mansarden war irgend eine

Spur von der Anlegung einer Strickleiter oder von irgend einer andern Vorrichtung, durch welche man in das Zimmer steigen können, zu entdecken gewesen. Die Fenstervorsprünge vor Mariens Fenster waren mit weißem Kalk bestrichen, aber es waren weder Schrammen, Risse noch Blutspuren zu finden. — Möglicherweise, bemerkte der Sachverständige, hätte man sich einer hölzernen Leiter bedienen, und die äußeren Enden derselben umwickeln können, um an der Mauer keine Spuren zurück zu lassen; aber das hätte viel Zeit erfodert, und bei der Schnelligkeit, mit der man bei einem solchen Unternehmen zu Werke gegangen sein müsse, und besonders bei der Nacht sei dies beinahe unmöglich gewesen.

Es war bekannt geworden, daß Marie Morell, ehe sie sich den Aerzten entdeckte, Blutegel nach ihrer Mishandlung gebraucht. Miß Allen ward von den Geschworenen befragt, ob sich bei der Operation noch eine andere Person befunden? Sie erklärte, selbst dabei zugegen gewesen zu sein und hülfreiche Hand geleistet zu haben. Ein Geschworener fragte, wie es zuginge, daß man beim Anlegen die Wunde nicht bemerkt, welche Marie in der Nacht erhalten haben wolle? Die Gouvernante erwiderte, daß ihr Fräulein die Blutegel sich selbst gesetzt und sie ihr nur hülfreich dabei gewesen sei, besonders um das Blut zu stillen, da sie sich deren mehrmals und viele zugleich, ein Mal sogar 16 Stück gesetzt habe. Uebrigens wäre ihr Fräulein früher immer vollkommen gesund gewesen und hätte nie an einer Krankheit gelitten, welche der, von welcher sie jetzt befallen, ähnlich gewesen.

Die Sachverständigen wurden hierauf über die anonymen Briefe noch ein Mal vor Gericht vernommen. Herr Dudard, der mit Herrn von Saint Omer zur ersten Commission gehörte, versicherte, mit der äußersten

Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen zu sein. Doch kenne er nur 14 dieser Briefe und das kleine Billet, unterzeichnet Marie von Morell. Nach genauer Untersuchung habe er nun als etstes Resultat gefunden: daß alle 14 und jenes Billet von einer und derselben leichten, gewandten und im Schreiben geübten Hand sind. Das „Marie von Morell" unterzeichnete sei frei, natürlich und mit rascher Feder geschrieben, die andern Briefe seien von derselben Person geschrieben, aber mit verstellter Handschrift. Als zweites Resultat habe sich ergeben, daß diese Briefe nicht von La Roncière herrührten. Die Unähnlichkeit zwischen La Roncière's Handschrift und jenen bestehe nicht allein in der Form, sondern auch in der Bildung der Züge, in besondern Angewöhnungen und zumal auch in der Orthographie. Einer der Räthe bemerkte nochmals gegen den Sachverständigen, daß jenes Marie von Morell unterschriebene Billet kein wirklich von ihr herrührendes, sondern, nach dem Begleitschreiben, nur als eine Nachahmung ihrer Handschrift gelten solle. Nichtsdestoweniger beharrte der Sachverständige bei seiner Meinung, daß das Billet rasch, natürlich und ohne allen Anschein von Verstellung geschrieben sei.

Während der Instruction des Processes hatte Marie unter den Augen des Richters etwas schreiben müssen, was ihr dictirt wurde. Diese Probe und mehre ihrer geständlich selbst geschriebenen Briefe waren einer zweiten Commission von Sachverständigen, den Herren Miel und Durnerin vorgelegt worden, und Beide hatten ihr Gutachten abgegeben: daß dieselbe Hand sämmtliche anonyme Briefe geschrieben habe. Sie bestätigten diese Aussage vor Gericht, wie auch der Sachverständige, Herr v. Saint Omer, den obigen Aussagen seines Collegen Dudard in Allem beipflichtete.

Allerdings war dieser Umstand von der größten Wichtigkeit bei der Entscheidung des Processes. Denn stand als erwiesen fest, daß La Roncière die Briefe nicht geschrieben, oder gar, daß sie von Marie von Morell herrührten, so fiel das Hauptfundament der Anklage gegen den Erstern fort, und der Proceß nahm eine furchtbare Wendung zu Ungunsten der Letzteren. Man darf sich daher über die ungemeine Heftigkeit nicht verwundern, mit welcher die Partei der Ankläger gerade diese Schanze gegen die Angriffe der Sachverständigen vertheidigten, wenngleich ihre offenen Ausfälle gegen die letzteren nach unsern Ansichten sich mit einem geordneten Rechtsgange nicht vertragen. Der Zeuge, Lieutenant Ambert, der zur Bekundung ganz anderer, specieller Umstände citirt war, fühlte sich berufen, mit den Sachverständigen über ihr Gutachten zu rechten. Er behauptete, auf den ersten Blick in dem Herausfoderungsschreiben La Roncière's Hand erkannt zu haben, nur anfänglich habe er versucht, sie zu verstellen, aber am Schlusse sei er zu seinen Gewohnheiten zurückgekehrt; so sei das große R ganz sein R, Saumur auf der Adresse könne nur La Roncière so schreiben; dieselben Gedanken habe La Roncière's eigener Secundant beim ersten Erblicken des Schreibens gehegt. Ambert brachte noch zur Sprache, daß La Roncière, der eigentlich nicht zeichnen konnte, doch in Saumur Zeichnungen so geschickt copirt habe, daß man die Copie schwer vom Original unterscheiden konnte. Mit einer damals im Schwunge gewesenen Art von Zeichnungen, unter dem Namen Teufeleien, habe er, copirend, ganze Tage zugebracht. Außerordentlich geschickt in dergleichen Dingen, habe er Transparente zu Festlichkeiten verfertigt, gestickt und in weiblichen Handarbeiten sich versucht, zu denen sonst Männer wenig Geschick haben.

Mit welcher Heftigkeit der Zeuge auch seine Ansicht den Sachverständigen aufdringen wollte, blieben diese doch nur um so fester bei ihrem Gutachten. Einem jungen, für seine Ansicht und Partei leidenschaftlich eingenommenen Lieutenant kann man dies Verkennen seiner Stellung verzeihen, aber auch der weltberühmte Berryer ließ sich mit dem einen Sachverständigen in die weitläufigsten Debatten darüber ein, daß dieser und jener Buchstabe mit Mariens Handschrift gar keine Aehnlichkeit habe. Der Sachverständige ließ es gelten; es komme aber darauf nichts an, da ein und dieselbe Hand die Buchstaben nicht immer ganz gleich mache. Vergebens boten die Advocaten der Kläger Alles auf, um diese Aussagen zu entkräften, die Sachverständigen blieben nur um so fester bei der von ihnen ausgesprochenen Ansicht, und nach dreistündigen Debatten mußte der Präsident befehlen, daß sämmtliche Briefe der Jury vor Fällung ihres Spruches vorgelegt werden sollten, damit sie sich selbst ihr Urtheil bilden möchte, und versprach es so einzurichten, daß das Zurückziehen der Geschworenen am Morgen erfolgen sollte, damit sie bei Tageslicht prüfen könnten.

Die Aerzte legten ein den Angaben der klagenden Partei mehr zusagendes Urtheil ab. Herr v. Becoeur, der Hausarzt der Familie Morell, bestätigte, daß Marie bis zum 24. September 1834 vollkommen gesund gewesen. Die Wunde aber hatte er nie untersucht, auch aus Zartgefühl nie mit dem Fräulein darüber gesprochen. Die Hebamme Duhamel hatte erst am 21. December, auf Befehl des Instructionsrichters, gemeinschaftlich mit dem Doctor Lherminier Marien untersucht. Beide bekundeten: die Narbe der Wunde gefunden zu haben, welche mit einem spitzen und schneidenden Instrumente gemacht worden. Die Narbe war 3 Linien lang und eine breit,

und Alles habe darauf hingedeutet, daß die Wunde geeitert habe. — Der Art Olivier endlich beschrieb die Nervenzufälle der Kranken und die Versuche, die er gemacht, um sich zu überzeugen, daß keine Verstellung im Spiele sei. Nach seiner Meinung sei der schreckliche Krankheitszustand leider nur zu wahr.

Hiermit schloß die vierte Sitzung. In der fünften begannen, nach Abhörung sämmtlicher Zeugen, die Reden der Advocaten, welche indeß einen wesentlichen Theil dieses Processes ausmachen, und mit zu dem außerordentlichen Aufsehen beigetragen haben, welches derselbe in der ganzen gebildeten Welt erregt hat. Zur Vollständigkeit der Proceßgeschichte gehörte es vielleicht, diese Reden in ihrer ganzen Ausdehnung mitzutheilen, da einige derselben aber bis an 5 Stunden dauerten und die ganzen Kräfte der Redner selbst erschöpften, erlaubt der uns gemessene Raum nur Auszüge zu geben. Berühmt ist Odilon Barrot's Rede als Ankläger La Roncière's, nicht minder als die seines gegnerischen politischen Gegners Berryer, der als Vertheidiger Marie Morell's auftrat. Beide erregten die äußerste Bewunderung; in unsern Augen erscheinen sie jedoch nur als oratorische Prachtwerke, mehr auf das Gefühl als auf den Verstand berechnet. Was noch zu beweisen war, setzten sie gewissermaßen als schon festgestellt voraus, — und der Stand, in welchen die allgemeine Meinung die Sachlage versetzt, kam ihnen leider dabei zu Hülfe. Somit war es ihnen ein Leichtes, wo das gerechte Gefühl des großen Publicums, der Jury und der Richter schon auf ihrer Seite war, nämlich für die gekränkte Unschuld, durch eine glänzende Darstellung, auf der einen Seite den unverschuldeten Leiden eines reinen jungen Mädchens, einer ehrenwerthen, tiefgekränkten Familie, auf der andern der unerhörten Frevelthat eines

ruchlosen Böſewichts die Gemüther hinzureißen, die Geiſter zu betäuben, und über Klüfte vermöge der Phantaſie wegzuſetzen, wo in der Wirklichkeit die Brücken fehlten.

Odilon Barrot hub damit an, das vorliegende Verbrechen als eines zu denunciren, welches nicht allein die ganze Strenge des Geſetzes, ſondern auch das Brandmal der öffentlichen Meinung verdiene, indem es nichts Feigeres, Entehrenderes gebe, als ein Attentat, welches ſich an der Schwäche, an der Unſchuld, faſt noch an der Kindheit vergreife und im Dunkeln begangen, ſich mit Geheimniſſen umhülle. Beſonders gefährlich für das Gemeinweſen auch darum, weil es die Eigenthümlichkeit hat, daß es dem Opfer das Stillſchweigen zur Nothwendigkeit mache. Denn ſo abgeſchmackt ſei das Vorurtheil der Welt, daß das Opfer, welches zu klagen wagt, die Zweifelſucht und böswillige Auslegung von ſelbſt hervorrufe. Wehe zumal der Unglücklichen, die nicht durch einen ganz reinen und lautern Wandel vorher ſich Waffen gegen die Angriffe geſchmiedet hätte. Die vorliegende Sache ſei die aller Mütter, aller Familien. Jede Mutter, wenn ſie die Verhandlungen lieſt, könne ſich in ängſtlicher Beſorgniß fragen: Bin ich denn ſicher im Innern meines Hauſes? — Doch, es bedürfe nicht die Aufregung noch zu ſteigern, um für den Gegenſtand zu intereſſiren; im Gegentheil beſtehe die Schwierigkeit darin, der Aufregung Herr zu werden, ſich ſelbſt Ruhe, Mäßigung aufzulegen, „denn wir verlangen kein in der Leidenſchaft erlaſſenes Urtheil, ſondern wir fodern Gerechtigkeit".

Nachdem Odilon Barrot ſein tiefſtes Bedauern darüber ausgedrückt, daß er, deſſen ganzes Leben bisher der Vertheidigung von Angeklagten gewidmet geweſen, zum erſten Male als Ankläger auftreten müſſe, ſchilderte er die ſich gegenüberſtehenden Parteien: die Familie Morell,

„von der Niemand etwas Schlimmes weiß" und La Roncière, „einen harten, unverträglichen Charakter, kalt, boshaft, voll berechnender Tücke. Er war kein Spieler, nahm nicht Theil an Trinkgelagen, und mußte doch, ehe er 29 Jahre alt war, durch 7 Regimenter wandern. Ich habe in den Akten des Kriegsministeriums nachgesehen, warum man ihn so streng behandelte. Was fand ich? Nicht einen Fall, wo er gegen die Subordination gefehlt, sondern blos Mishandlungen gegen Untergebene. Bald hatte er einen Soldaten geschlagen, bald einen Stallknecht grausam gezüchtigt, bald sein Pferd mitten unter Frauen und Kinder gesprengt, bald einen Maire in seiner Amtskleidung insultirt." Um deshalb stand er in schlechtem Rufe, und als die Nachricht von den anonymen Briefen bekannt wurde, riefen alle seine Cameraden fast aus einem Munde: „das ist La Roncière!"

Der Redner ging über zu dem schriftlichen Bekenntniß La Roncière's. Der Besiegte schrieb dem Sieger die Bedingungen vor, er verlangte ein schimpfliches Geständniß, und der Sieger ließ sich demüthig dazu bereit finden. Welcher Mann von Ehre würde die Wahrheit schriftlich eingestehen, wenn man sie auf so beleidigende Weise wie d'Estouilly verlangte, geschweige denn eine Lüge! — Habe La Roncière hierbei das geringste Gefühl menschlicher Würde gezeigt? Er weine und tobe, wenn man seinen Muth bezweifelte, aber weine nicht, wenn man ihm schmähliche Bedingungen vorschreibe, sondern bekenne sich zu einem Verbrechen, dessen selbst ein Ehrloser sich schämen würde. Und La Roncière sei Offizier, dessen innerstes Leben die Ehre sein müsse, weil seine ganze Stellung auf Ehre sich gründet. Er überlasse Jedem, selbst zu entscheiden, ob es für ihn kein an-

deres Mittel gegeben, um Gefühl und Ehre seines alten, unglücklichen Vaters zu schonen.

Die Gründe, weshalb die Familie Morell so lange Zeit ein Schweigen über das Attentat beobachtet, was man verdächtige, läge in der Natur der Sache. Odilon Barrot verlas hier ein Billet, das der General Morell kurz nach dem Attentat geschrieben und welches einen ungemeinen Eindruck auf die Versammlung hervorbrachte. Aller Augen waren auf den General gerichtet, der vergebens seine Thränen zurückzuhalten suchte:

„O, Schande! Schmach! Fürchterliches Unglück! Erinnerung an ein Verbrechen, das mich ins Grab führen und den Untergang aller der Meinigen herbeiführen wird! Werde ich die Kraft haben, Das aufzuschreiben, was in dem tiefsten Innern der Erde begraben werden sollte? Das Ungeheuer, unterstützt von dem Elenden, den er bestochen hatte, ist in das Zimmer meiner Tochter eingestiegen, und hat dort Alles an ihr verübt, was die schändlichste Brutalität nur ersinnen kann. Dieser Dämon, den die Hölle zu unserm Unheil ausgespieen, hat noch sogar die Grausamkeit so weit getrieben, sich seines Verbrechens zu rühmen und uns selbst von allen Details seiner furchtbaren Schandthat in den anliegenden Briefen zu unterrichten, welche die bestimmtesten Beweise seiner Schuld enthalten und ihn aufs Schaffot führen könnten. Und ich habe, um mein unglückliches Kind nicht öffentlich zu entehren, das Alles verheimlichen, tausend Qualen, tausend Tode erleiden, die Pflichten meines Standes erfüllen und schreckliche Feste geben müssen. Marie, geliebtes, süßes Schlachtopfer; du, die mir das Liebste auf der Welt war, Engel an Reinheit, Hoffnung deiner Familie, Stolz deiner Aeltern, unschuldiges, auf die feigste Weise erwürgtes Lamm, wenn die Welt, in die du noch

nicht eingetreten warst, dich zurückstößt, so wird dir das Herz deines Vaters immer ein Zufluchtsort sein. Aber dieser letzte Zufluchtsort wird dir bald fehlen — dieses so gemarterte Herz wird der Kummer bald gebrochen haben! von Morell."

Das Gutachten der Sachverständigen griff er zuerst im Speciellen an, indem er, wie Ambert und Berryer, auf einzelne Aehnlichkeiten und Abweichungen hinwies; dann aber focht er die Zuverlässigkeit der ganzen Kunst an, und citirte Beispiele, wo Personen auf die Aussage der Handschriftskundigen wären verurtheilt worden, während sich später ihre Unschuld ergeben habe. Daß die Handschriftskundigen unter einander übereinstimmten, sei kein Wunder; sie hätten sogar seit 28 Jahren in Frankreich niemals divergirende Ansichten ausgesprochen, denn sie wollten das Vertrauen und ihre eigne Unfehlbarkeit nicht schwächen. Deshalb habe schon Dupin bei Gelegenheit eines berühmten Processes gesagt: gleich den römischen Auguren könnten die Handschriftskundigen sich eigentlich nicht ansehen, ohne aufzulachen. La Roncière's außerordentliche Geschicklichkeit in der Nachahmungskunst müsse übrigens die Zweifel heben, welche durch die Aussprüche der Sachverständigen in dieser Beziehung angeregt wären. Er bat, die orthographischen Fehler in den Briefen wohl ins Auge zu fassen. Wie sollte Marie Morell, wenn sie die Verfasserin gewesen, darauf gekommen sein, orthographische Fehler zu machen, da sie sehr richtig schreibe? Ein solcher Grad von Verschlagenheit sei nicht anzunehmen. Der Angeklagte schreibe dagegen notorisch unrichtig, und es fänden sich in den anonymen Briefen gerade die orthographischen Fehler, die man auch in seinen andern Schriften bemerke. „Man hat gesagt, der Styl sei der Mensch, und das ist wahr. Es ist leichter die

Handschrift eines Menschen als seinen Styl nachzuahmen, wenn dieser etwas Eigenthümliches hat." Odilon Barrot ging nun zur Untersuchung über, ob ein 17jähriges Mädchen, wie Marie Morell, einen solchen Styl und solche Briefe könne geschrieben haben.

Sie sei nie im Theater gewesen, habe keine Romane gelesen und das Lesen selbst nur aus der Bibel gelernt. Sie sei mit solcher Strenge erzogen worden, daß die Familie oft deshalb der Mutter Vorwürfe gemacht habe. Nun sei aber der Styl in den Briefen bald der eines Haudegens, der sich rücksichtslos der plumpesten Ausdrücke bedient, bald der eines Wüstlings, eines Roué's von gutem Ton, der mit Phrasen aus Komödien oder Romanen um sich wirft. Wie könne die 16jährige Tochter der Morell'schen Familie geschrieben haben: „Diese Hunde von Gläubigern drängen mich von allen Seiten. Hole sie der Teufel und mich mit." Wäre Marie Morell die Verfasserin aller der Briefe, so „brandmarken sie dieselbe, rief der Ankläger aus, denn sie wäre das merkwürdigste Ungeheuer, welches seit langer Zeit auf dem Schauplatze der Welt erschienen ist, ein Wesen, dem das Verbrechen angeboren ist, eine teuflischere Schöpfung als alle die, welche in neuerer Zeit die erhitzte Phantasie unserer Dramatiker ans Licht gefördert hat."

Odilon Barrot schloß sein Plaidoyer mit einer jener Declamationen, an das Gefühl gerichtet, welche die Zuhörer hinreißen, den Advocaten dort Ruhm verschaffen und nur zu oft von bestechendem Einfluß auf das Urtheil der Geschworenen sind: „Ich bin in die Alternative versetzt, entweder Marie Morell oder La Roncière zu verurtheilen. Als Mensch, als Familienvater, Allem gehorchend, was an Gewissen und Vernunft in mir ist, kann ich nicht schwanken. Meine Aufgabe ist erfüllt;

Sie, meine Herrn Geschworenen, haben zu entscheiden. Ganz Frankreich, vielleicht ganz Europa, erwartet mit einer Art ängstlicher Spannung Ihren Ausspruch. Es handelt sich hier nicht blos um eine Familie, um ein häusliches Unglück; es handelt sich um eine große moralische Lehre, es handelt sich gewissermaßen um die Sicherheit der Familien. Das unglückliche junge Mädchen, die Familie — es ist nicht mehr erlaubt, von ihrem Ansehen, von ihrem Reichthume zu sprechen, denn es gibt keine noch so niedrige, noch so arme Familie, für die jene nicht ein Gegenstand des Mitleids wäre — die Familie und das unglückliche Mädchen, sage ich, dürfen diesen Saal, wohin die strengen Pflichten der Ehre sie geführt haben, nicht, durch eine Freisprechung entehrt, verlassen, und es darf nicht aller Welt verkündet werden, daß es ein gewisses Verbrechen gibt, für welches Genugthuung beinahe unmöglich ist, und wo die Aufrufung der Justiz gewissermaßen Anlaß zu einer öffentlichen Entehrung wird. Meine Herrn Geschworenen, Sie werden Ihre Pflicht zu erfüllen wissen".

Schon in der folgenden sechsten Sitzung fiel ein Theil der Anschuldigungen, welche Odilon Barrot gegen La Roncière gehäuft, zusammen; denn der Lieutenant Ambert, welcher darüber Auskunft geben sollte, erklärte, daß er La Roncière erst seit seiner Ankunft in Saumur kenne. Herr Berryer erklärte daher, daß die Anwälte der Kläger in dieser Beziehung wol durch einen falschen Bericht getäuscht worden wären.

Chair d'Estange's Vertheidigungsrede, die sich mehr durch überzeugende Klarheit, durch richtige Argumentationen und durch die Wärme der eignen Ueberzeugung, als durch scharfe Angriffe auf das Anklagesystem auszeichnet, beginnt mit einem Satze, der vielleicht als Motto

zu dem ganzen Processe paßt: „Die Inquisition, meine Herren, hatte den Grundsatz, je scheußlicher ein Verbrechen sei, desto weniger bedürfe es der Beweise zur Verurtheilung. Wir finden diesen Grundsatz seltsam und gefährlich; aber wir Alle geben demselben unwillkürlich nach, wenn uns ein großes Verbrechen, wie dieses, erzählt wird. Wenn wir erfahren, daß ein schreckliches Attentat an einem schwachen Wesen, mit einer beispiellosen Grausamkeit und mit einer teuflischen Beharrlichkeit verübt worden ist, so nimmt Jeder Partei für das Opfer, und je edler wir denken, desto blinder ist unsere Entrüstung."

Auf den eigentlichen Inhalt dieser Vertheidigungsrede kommen wir bei der Beurtheilung des Falles zurück. Aber beachtenswerth ist die vorsichtige Wendung, mit der Chaix d'Estanges in dieser ersten Rede — denn er sprach noch ein Mal — von der Vertheidigung in den Angriff übergeht. Er spricht von den anonymen Briefen: „Wer hat sie geschrieben? Wer verbreitet? Ein Vertheidigungsmittel bot sich uns vielleicht dar, aber man verschließt uns alle Ausgänge, man erklärt uns, daß ein Zweikampf auf Leben und Tod sei, daß entweder Marie von Morell oder La Roncière verurtheilt werden müßte. Dies ist das Einzige, was mich in dem Processe einschüchtern könnte. Wenn Sie mich aber auf diese Weise bei der Gurgel fassen, so sage ich blos: Mein Client ist unschuldig, er kann unmöglich schuldig sein!" —

In Berryer's Vertheidigungsrede für Marie Morell, in welcher er die von Chaix d'Estange aufgestellte Ansicht, daß Marie Visionen gehabt haben könne, zurückweist, kommt der bedeutungsvolle Satz vor: „Wollte man La Roncière freisprechen, so müßte man die ganze Morell'sche Familie für falsche Zeugen erklären!"

In der siebenten Sitzung ward ein letzter Zeuge vernommen, der Lieutenant Souham, welcher bekundete, daß La Roncière noch am Tage nach dem Duell auf die energischste Weise seine Unschuld betheuert habe. Unter Andern hatte er geäußert: „Ich habe die anonymen Briefe nicht geschrieben, aber die Umstände sprechen auf so überwältigende Weise gegen mich, daß ich, wenn ich Geschworener wäre, mich selbst verurtheilen würde."

Die Vertheidiger der beiden andern Angeklagten beschränkten sich, darauf hinzuweisen, wie es durchaus an einem positiven Beweise sowol hinsichts einer Beihülfe, welche ihre Clienten beim Attentat geliefert, als sonst gegen ihre Rechtlichkeit gebreche.

Hierauf nahm Herr Chair d'Estange noch ein Mal zum Schluß das Wort. Er fühle, daß er, bei ermüdeten Kräften, die erschöpfte Aufmerksamkeit der Richter und Zuhörer kaum mehr wieder zu beleben hoffen dürfe in einem Kampfe, in welchem, Frankreichs beredtesten Männern gegenüber, er allein ihnen die Stirn bieten müsse. Er unterwarf noch ein Mal alle Punkte der Anklage einer strengen Prüfung und wiederholte Alles, was zu Gunsten La Roncière's sprach. Nur ein Zeugniß steht positiv gegen ihn: Marie Morell's aufrichtige, (—) bejammernswerthe Krankheit. Berryer hatte dieselbe mit seiner „seelenerschütternden Stimme" gemalt. Chair d'Estanges rief aus, er habe ihn bewundert, er habe sich der Thränen nicht enthalten können, er habe zu sich gesprochen: „sie ist unschuldig. Es ist unmöglich, daß sie mit kaltem Blute ihre Familie in Verzweiflung gestürzt haben kann — es ist eine moralische Unmöglichkeit, vor der ich mich beuge. Aber was beginnen? Mein Client ist ebenfalls unschuldig. — Wer erklärt das unerklärliche Geheimniß? Ich kann es nicht, ich

brauche es auch nicht. Ich war beauftragt, Ihnen zu sagen und zu beweisen, daß La Roncière unschuldig sei; ich habe mich meiner Pflicht entledigt, zu der einiger Muth gehörte, und vor der — ich nehme keinen Anstand es zu bekennen — ich zuweilen gebebt habe." Aber es sei ein schönes Recht des Advocaten, eine Sache gegen die verblendete öffentliche Meinung zu vertheidigen, und wie der Priester zu dem von Allen Verleugneten sagt: Ich werde dich freigesprochen vor Gott schicken! zum Angeklagten zu sprechen: „Ich werde dich freigesprochen der menschlichen Gesellschaft zurückgeben."

Er rief die Geschworenen auf, über das undurchdringliche Geheimniß zu urtheilen, indem er auf die verschiedenen wunderbaren Erscheinungen in Mariens Krankheitsanfällen anspielte, welche wol die schöpferische Macht ihrer Phantasie ins helle Licht, dafür aber ihr Urtheil über wirkliche Begebenheiten desto tiefer in den Schatten stellen.

Die Rede hatte die außerordentlichste Wirkung hervorgebracht. Die anwesenden Advocaten brachen in lauten Beifall aus. Der Präsident, selbst von Rührung ergriffen, ließ Dem willfahren, was, aus dem überwältigenden Gefühl entsprungen, der herkömmlichen Ordnung entgegen war. Man drängte sich von allen Seiten, Chair d'Estange die Hand zu schütteln und La Roncière dankte ihm durch einen langen, stummen Händedruck.

La Roncière's Vertheidiger hatte schon in der gestrigen Rede eines Factums erwähnt, auf das er in seinen Schlußworten noch ein Mal anspielte, ein Factum, welches aber bis da in den Debatten gar nicht zur Sprache gekommen war; weil, wie Chair d'Estange auf die Bemerkung eines der Geschworenen erklärte, die Zeit zu kurz gewesen, um Zeugen darüber zu verhören. Indes-

sen verlangten die Geschworenen noch ein Mal zu hören, was davon bekannt geworden.

An einem Tage, einige Zeit vor dem Attentat, ging der Militärintendant von Saumur, Herr Briere, am Quai vor dem Hause des Generals vorüber. Als er Frau von Morell, die am Fenster lag, grüßte, bat ihn diese, zu ihr heraufzukommen. Die Dame erzählte dem Freunde des Hauses: sie habe vorhin am Fenster gesessen, als draußen ein Mann, in einen Mantel gehüllt, sich dem Fenster genähert und einige Zeichen gemacht habe, welche sie nicht verstanden. Als sie vom Fenster zurückgetreten, sei ihre Tochter außer sich zu ihr gekommen, und habe ihr erzählt, daß sie oben von ihrem Zimmer aus gesehen, wie jener Mann seinen Mantel abgeworfen, und sich in die Loire gestürzt habe. Einige Schiffer hätten ihn aber noch zu rechter Zeit gerettet. Herr Briere beruhigte Frau von Morell. Es sei doch möglich, daß der Mann nur zufällig sich an dieser Stelle das Leben habe nehmen wollen. Aber schon am nächsten Morgen ward Herr von Briere wieder zur Frau von Morell citirt. Sie sagte ihm: „Der Mann, der sich ins Wasser gestürzt hatte, hat mir einen anonymen Brief geschrieben, in welchem er mir sagt, daß er sich meinethalben habe das Leben nehmen wollen."

An der ganzen Geschichte, erklärte Chair d'Estange, sei nun nichts Wahres. Alle Nachforschungen, die man angestellt, seien fruchtlos geblieben. „Niemand aber hat jenen Mann sich ins Wasser stürzen sehen, als — Marie von Morell!" Der Bediente und Mitangeklagte Samuel erklärte, als Zeuge vorgerufen, daß ihm damals der anonyme Brief an die Frau von Morell von einer unbekannten alten Frau gegeben worden; er selbst habe ihr auch den letztern überbracht. Die Anwalte der Mo-

rell'schen Familie behaupteten, daß das Factum, daß die Schiffer, welche den Unbekannten aus der Loire gerettet, nicht zu ermitteln gewesen, wenig oder nichts bedeute; indem die Nachforschungen erst 6 Monate nach dem Vorfalle angestellt worden, wäre es wol möglich, daß man den ganzen Vorfall wieder vergessen habe. Diesen Einwand ließ der Anwalt des Angeschuldigten nicht gelten: ein solches Ereigniß vergesse sich nicht in so kurzer Zeit, um so weniger, als die Schiffer auf der Loire für die Rettung Ertrinkender Prämien erhalten. Für mehre Lebensrettungen erhalten sie aber eine Verdienstmedaille. Sporns genug, jede That, welche sich dahin rechnen ließ, aufzunotiren. Das ganze Factum ist eine Fiction. „War das nicht vielleicht, rief Chaix d'Estange, schon eine der Wirkungen jener Krankheit, deren Keim Marie Morell vermuthlich schon lange in sich trägt? Entscheiden Sie, ob nicht dasselbe junge Mädchen, welches einen Mann im Wasser gesehen haben will, der sich niemals hineingestürzt hatte, sich nicht auch durch ihre krankhafte Phantasie zu andern Irrthümern verleiten lassen konnte!"

Dieses letzte Argument des Vertheidigers schien nicht ohne Wirkung zu bleiben. Zwar trug der Generaladvocat in seinem Requisitorium auf La Roncière's Verurtheilung an — seine Aeußerung dabei, daß die Geschworenen bei der Verurtheilung zwischen einem fleckenlosen Mädchen und einem Cavalerieoffizier zu wählen hätten, erregte ein leises Murren — aber aus des Präsidenten Rede an die Geschworenen: „Sollten Sie in Ihrem Innern eine noch so leise Ungewißheit zu bekämpfen haben, so muß diese zu Gunsten des Angeklagten reden, und Sie müssen ihn freisprechen", konnte man einen Wink herauslesen, der mit jener Ansicht des Vertheidigers harmonirte.

Die Geschworenen entsprachen nicht dieser Erwartung. Nach einer mehr als 6stündigen Berathung erklärten sie mit einer Majorität von mehr als 7 Stimmen La Roncière schuldig: gegen Marie von Morell einen Versuch der Nothzucht gemacht zu haben, der nur durch Umstände misglückte, die vom Willen des Thäters unabhängig waren; so wie daß er aus freiem Willen ihr Wunden beigebracht; sprachen ihn aber von der Anschuldigung frei, daß diese Wunden eine 20tägige Krankheit der Verwundeten zur Folge haben sollten.

Samuel Guillieron und Julie Génier wurden ganz freigesprochen.

Das Publicum, auch das außerfranzösische, erwartete kein anderes Urtheil; denn seine Quellen waren die pariser Zeitungen, und diese waren nur der Wiederhall der öffentlichen Stimme in Paris. Man sagt, die Jury hätte sich Insultationen, wo nicht Schlimmerem ausgesetzt, wenn sie La Roncière freigesprochen. So sprach die Jury — man sieht, nicht ohne Bedenken — durch ihr Schuldig nur das Urtheil aus, welches die große Jury hinter ihr, das Publicum, längst gefällt hatte. Chaix d'Estange's Worte über das Inquisitionsgericht bewährten sich auch bei diesem Volksgerichte. Die Scheußlichkeit des Verbrechens und die moralische Entrüstung über dasselbe, redeten dergestalt zum Schaden des Angeschuldigten mit, daß die dringende Vermuthung für den Beweis genommen wurde, ja diese Vermuthung, durch Umstände unterstützt, welche eher für die moralische Integrität der Richter sprachen, blieb noch da in Kraft, als der Gegen-

beweis in unserm Sinne der Vollständigkeit nahe geführt war.

Was ist bewiesen?

Diese Frage ist für den französischen Richter und Juristen von Ueberfluß; der Spruch der Jury, der zum unumstößlichen Rechte wird, genügt ihnen, und muß genügen; an seiner Rechtmäßigkeit zweifeln, würde zu einem neuen Verbrechen. Welche unausgesprochenen Zweifel sich in Frankreich regen, ob heut La Roncière als ein unschuldig Verurtheilter bei Einzelnen oder Vielen auf Bedauern Anspruch macht, ist uns unbekannt. In Deutschland erregte der Proceß ein ungemeines Interesse; sowol zuerst weil das Thatsächliche das Gefühl ergriff und Theilnahme und Entrüstung zugleich aufrief; demnächst aber, als die ruhige Beurtheilung eintrat, weil unsere Rechtsbegriffe sich mit dem Spruch der Jury nicht verständigen konnten. In demselben Oppositionsgeiste gegen das Juryverfahren, welcher durch zwei Jahrzehnte Seitens unsrer ältern Juristen sich in so mannichfachen Kritiken berühmter französischer Criminalfälle aussprach, hat man auch dieses Urtheil angefochten, und ist — sehen wir diesmal von den richtigen oder einseitigen und leidenschaftlichen Motiven ab — zu einem Resultate gekommen, mit welchem sich das von der Jury gefällte Urtheil nicht verträgt.

Was ist bewiesen? — Weder die Thäterschaft, noch das Motiv, noch die Thatsache selbst. Es ist nur ermittelt, daß der Angeschuldigte eine Person war, zu der man sich wol der That versehen konnte.

Unsre Geschichtserzählung ist den französischen Darstellungen entnommen, welche, im guten Glauben an den gerechten Urtelsspruch, der getreue Abdruck der Assisenverhandlungen waren. Schon darnach blickt heute für

den ruhigen Beurtheiler so Manches vor, was in der leidenschaftlichen Aufregung übersehen oder gering geachtet wurde. Aber die Acten sind damit nicht geschlossen. Bei der Fülle von Thatsachen, bei den Zeugenvernehmungen, welche, von der Hauptsache ab, in Seitenpfade sich verlieren, mußte Manches, was vor dem Instructionsrichter ermittelt und sonst bekannt worden, in den Debatten als anscheinend minder wichtig zurückbleiben, was andere Lichter auf eine merkwürdige Geschichte wirft, die dessenungeachtet wahrscheinlich doch für alle Zeiten in ein gewisses Dunkel verhüllt bleiben wird.

Hat La Roncière die anonymen Briefe geschrieben? — General Morell erhielt dergleichen Briefe schon ein Jahr früher, während er in Paris sich bei seiner Familie aufhielt; Die Ankläger legten keine davon vor, sie sollten verbrannt sein; doch hatte der General viel Aehnlichkeit in den Schriftzügen mit den spätern bemerkt. Sie betrafen die Miß Allen, welche viel zu jung für eine Gouvernante erklärt wurde, die Lehrer der Tochter und eine politische Gesellschaft, welche sich dem Hause des Generals gegenüber versammelte. Welche Gründe, welchen Zweck hätte ein La Roncière, und damals schon! haben können, in eine ihm fremde, gleichgültige Familie, und um Dinge, welche ihm nur gleichgültig sein konnten, sich in der Art zu mischen? Diese Art ist überall nicht Männerart.

Der erste Brief, der an Frau von Morell gelangte, ist derjenige, worin der angeblich in die Loire gesprungene Mann ihr erklärt, daß dieses ihretwegen geschehen sei. Das Factum, was der Sache zum Grunde liegt, ist

zwar oben in der Chaix d'Estange'schen Rede genau angegeben, enthielt jedoch einzelne Färbungen, welche der Sache in unsern Augen eine noch entschiedenere Bedeutung geben, als der Vertheidiger damals vor den Gerichten auszusprechen wagte.

Frau von Morell spielte mit ihrer Tochter auf dem Fortepiano und sang. Jemand unter dem Fenster applaudirte. Als sie herantrat, sah sie einen Mann in bürgerlicher Kleidung, in einen Mantel verhüllt, der ihr unpaßliche Zeichen machte. Sie trat zurück. Kurz darauf ging Marie auf ihr Zimmer, angeblich um Noten zu holen. Bald darauf kam sie ganz erschrocken zurück und erzählte: ein Mann habe seinen Mantel abgeworfen und sich in die Loire gestürzt; aber Schiffer aus dem nahen Hafen wären in einem Kahne herbeigeeilt, hätten ihn herausgezogen und ans Ufer gelegt. — Darauf der Brief, den Samuel von einer alten Frau erhalten, und in welchem der Unbekannte in einer ausschweifenden Erklärung seiner Gefühle für Frau von Morell, ihr anzeigt, daß er sich ihretwegen ins Wasser gestürzt. Der Brief ward auf Rath des Nachbarn, des Inspector Briere, vernichtet; auch hatte derselbe schon am folgenden Tage Nachforschungen angestellt und nichts entdeckt. Die spätern haben ergeben, daß der Fall sich füglich gar nicht ereignet haben kann; er erscheint als eine Unmöglichkeit, und ein Märchen, und Marie Morell als eine Dichterin, aber hier nicht als eine Dichterin, welche nach der Natur copirte. Denn ein Mann, welcher sich so unverständig benimmt, daß er auf der Straße, unter dem Fenster den Gesang der von ihm Angebeteten vor allen Leuten beklatscht und ihr dann unpassende Zeichen macht, wird schwerlich im nächsten Augenblick von so innerer, tiefer Verzweiflung ergriffen sein, daß er, weil die Geliebte sich

vom Fenster zurückzieht, — was sie unter den Umständen wahrscheinlich auch dann gethan hätte, wenn sie ihn begünstigen wollte — sofort ins Wasser springt. Es ist ein ungeschickt ersonnenes Märchen, was eine sehr jugendliche, mit der Welt unbekannte Phantasie verräth.

Hat La Roncière zu Marie Morell beim Mittagstisch gesagt: Sie haben eine sehr liebenswürdige Mutter. Schade daß Sie ihr so wenig gleichen? — Er selbst sagt: wenn ich eine solche Unschicklichkeit und Albernheit begangen, so hätte man mich doch auf der Stelle zum Hause hinauswerfen müssen.? Marie Morell ist die einzige Zeugin dafür. Es ist das nächste Factum nach jener Phantasie von dem ins Wasser gesprungenen Liebhaber ihrer Mutter. Ob es auch nur Phantasie, ob wahr ist, wer entscheidet das! Möglich, daß der wüste, rücksichtslose Offizier sich eine Aeußerung erlaubte, die Marien ähnlich klang, oder die ihre schöpferische Phantasie sich so ausbildete und zu einem Romane brauchte, der im Werden war und gewiß gegen die Absicht der ersten Dichter zu der Tragödie allmälig anwuchs, welche Frankreich aufregte, die civilisirte Welt in Spannung hielt und ihre und ihrer Familie Existenz bedrohte.

Aber der Roman wuchs rasch und mächtig.

Ein nächster anonymer Brief an die Baronin Morell, ohne Datum, lautete — wir theilen ihn so wie die folgenden im Original mit; zur Würdigung dieser sonderbaren Actenstücke ist es fast unerläßlich, sie in der ganzen Reihenfolge in der Ursprache sich zu vergegenwärtigen:

„Je tremble de désir de vous faire connaître le nom de celui qui vous adore. C'est le premier sentiment doux qui ait rempli mon coeur, l'hommage doit vous en être agréable. J'espère bien que tout ce que j'ai écrit à Mademoiselle votre fille ne vous a pas

mécontentée; d'abord vous devez savoir que j'ai dit vrai, et ensuite avant de le faire j'ai pris toutes les informations possibles pour savoir si vous l'aimiez, et ce n'est qu'après avoir été persuadé du contraire que j'ai commencé à la tourmenter. J'avais un grand projet en tête, je ne pourrais le réaliser ici, mais l'hiver lui sera funeste. J'ai écrit plus de trente lettres anonymes sur elle aux personnes qu'elle connaît à Paris: à Mlle de B., qui est à Neuchâtel-en-Bray, à Mme du M., qui est à Ancy-le-Franc, et vous voyez que je sais tout au monde. Je serai aujourd'hui tout autour de votre maison; si je vous vois sortir, permettez moi de croire que vous acceptez l'hommage de l'amour respectueux de votre obéissant serviteur E. de la R."

Der anonyme Verfaſſer meldet der Mutter, nachdem er erfahren, daß ſie ihre Tochter nicht liebe, er wolle dieſelbe, durch Denunciationen hier und dorthin vermittelſt anonymer Briefe quälen. Iſt dies die Art und Weiſe, das Herz einer Mutter zu gewinnen, auch wenn erwieſen wäre, daß ſie ihre Tochter nicht liebt!? Selbſt wenn die Mutter eine ſolche Cannibalin wäre, daß ſie ihre eigene Tochter vor den Leuten verunglimpft wünſchte, ſo wird ſie ſich das nicht ſchreiben laſſen; am wenigſten eine Dame von dem Range und den Verhältniſſen der Baronin Morell. Um es wahrſcheinlich zu machen, daß La Roncière einen ſo albernen Brief geſchrieben, hätte eine Unterſuchung nicht über ſein ruchloſes Leben, ſondern über ſeine Verſtandesverirrung vorangehen müſſen. — Mag ihn der General nachher auf der Brücke, mag ihn ganz Saumur dort geſehen haben, es iſt das kein Beweis dafür, daß der Brief von ihm geſchrieben iſt.

Der 2., den Geſchworenen vorgelegte Brief, gleichfalls ohne Datum, an Marie Morell gerichtet, lautet:

„Mademoiselle, comme je ne sais pas si Madame votre mère vous fait part des lettres qu'elle reçoit, je m'empresse de vous dire que je vous ai voué une haine que le temps ne pourra affaiblir; si je pouvais vous hacher, vous tuer, je le ferais. Plus tard, ma haine aura des résultats qui ôteront tout bonheur, toute tranquillité à votre vie. Ce n'est pas une personne qui est gagnée dans votre maison, mais trois, je sais tout ce que s'y passe. Vous avez trouvé une lettre dans les rideaux, vous trouverez celle-ci dans le piano. Votre père sait une partie de tout cela, mais il n'a pas eu connaissance de ma lettre d'hier. Non; tout ceci n'est pas une plaisanterie; la mort serait pour vous un grand bienfait, car votre vie sera toujours misérable et tourmentée. R."

Ist dies die Sprache eines Roués, eines wüsten, Schulden machenden Cavalerieoffiziers: „es zwingt mich Ihnen zu sagen, daß ich Ihnen meinen Haß gelobt, den die Zukunft nicht verwischen wird; könnte ich Sie zerhacken, tödten, ich thäte es", oder ist es die Sprache eines noch sehr ungeübten Romanschreibers oder einer — Romanschreiberin? Ein junger Taugenichts in La Roncière's Verhältnissen wird, wenn er einen solchen Haß gegen ein unschuldiges Wesen, wie Marie, empfindet — und schon diese Voraussetzung grenzt an Unmöglichkeit — thun, was er nicht lassen kann, aber es nicht breit und lang vorher schreiben, und nicht drohen, wo die Drohung nichts bezweckt.

Der 3., gleichfalls ohne Datum, ist an Miß Allen (geschrieben Mlle Hellen) gerichtet:

„On m'a dit que vous étiez une personne bien estimable, toujours la bible à la main. Avertissez donc Mlle de Morell, chrétiennement, qu'elle est la plus

désagréable personne du monde; je ne connais rien de plus bête et de plus commun. Quant à la mère, c'est l'idéal du charme. Quelle ravissante femme! Mon Dieu! quel contraste. La fille a le front ridé et l'air d'avoir dix ans de plus que sa délicieuse mère. Tachez donc de rendre Mlle de Morell bien pieuse: on se donne à Dieu, quand le diable ne veut pas de nous; elle est si effroyablement laide, qu'elle ne doit pas compter sur ce monde, ni à coup sûr sur un mari. Le bal de samedi était délicieux, mais gâté par elle. Peut-être serez-vous fachée contre moi: lisez dans la Bible le pardon des injures."

Wenn La Roncière der Verfaſſer wäre, ſo verſchwände das Prädicat der Ruchloſigkeit, das man ihm beilegt, vor dem der Albernheit. Welcher Offizier, der an Hunden, Pferden, Mädchen, an Duellen und Mishandlungen von Stallknechten ſein rohes Vergnügen findet, würde ſich in ſolchen kindiſchen, zweckloſen*) Inſinuationen gefallen: „Sagen Sie Marien, daß ſie die unangenehmſte Perſon von der Welt iſt; ich kenne nichts Dümmeres und Gemeineres. Ach, ihre Mutter, das iſt ein Ideal von Anmuth. Mein Gott, welch' ein Gegenſatz! Welche hinreißende Frau! Die Tochter hat eine harte, runzliche Stirn und ſieht um 10 Jahre älter aus als ihre reizende Mutter!" So ſchreibt kein noch ſo gelangweilter Offizier der franzöſiſchen Armee; es iſt die Sprache, wie eine junge, intriguante Penſionairin in einer Mädchenſchule ſich etwa über ihre Mitpenſionairinnen aufhalten könnte.

Der 4. Brief an Herrn d'Eſtouilly, mit dem Stempel der Stadtpoſt vom 8. September, lautet:

„Vous avez, il me semble, changé tout-à-fait de manière d'agir, et sans m'en prévenir, comment

voulez-vous que je vous serve? Plusieurs choses me font présumer que vous avez tout dit à Mme de Morell; je vous en fais mon compliment; c'était le moyen de mieux tourmenter Marie. D'abord, sa mère lui a fait une fameuse scène. C'était de votre part montrer beaucoup d'indifférence, et cela pouvait lui donner la crainte de ne plus vous revoir; mais j'ai pensé que l'accusation était bien faible, puisqu'elle ne portait que du trouble mal dissimulé. Je me suis procuré quelques mots de son écriture par mon ami, j'ai tâché de la copier, et je vous envoie le résultat de mes travaux; allez de suite porter la prétendue lettre de Marie à sa mère, dont la fureur alors sera au comble; on enfermera votre héroine, et nous rirons dans notre barbe, mon cher ami. Au reste je vous assure que je lui rends la vie dure; j'ai fait tenir dans la chambre, dans ses livres, des petits papiers, dans lesquels il est dit qu'elle est tout ce qu'il y a de plus laid, de plus bête, de plus désagréable, ce qui est très-vrai au moins pour moi, j'en ai fait mettre jusque dans son livre de prières: c'est diablement habile. Adieu, je taille ma plume pour vous dire des douceurs au nom de la pauvre désolée."

5. Brief. In dem letztern eingeschlossen. „Que vous étiez donc méchant de ne pas faire attention à moi; si vous saviez la contrainte, que cela me cause. Vous ne m'avez pas fait danser samedi, j'en avais tant d'envie! Je vois que vous êtes dur comme un rocher, et moi qui suis si tendre, vous me faites du mal. Je prie le bon Dieu de vous changer, mais il est aussi sourd que vous. Je vous aime bien, je vous assure; vous êtes si gentil. Marie de Morell."

Beide Briefe gehören zu dem großen Intriguen-

roman, den Emil la Roncière wol ſchwerlich zu erfinden und ſo kunſtreich durchzubilden der Mann war.

Der 6. ohne Datum iſt an den General Morell:

„Général, j'ai voulu mettre le trouble et la discorde chez vous, je crains de n'y être point parvenu, et j'en suis malade de rage; je ne veux pourtant pas, que vous me croyiez homme à me contenter pour ma vengeance des lettres insignifiantes que vous avez reçues; non. J'avais employé tout ce que la calomnie avait de plus noir pour perdre la personne la plus innocente du monde. L'oeuvre était digne de moi, mais malheureusement Saumur était un mauvais théâtre pour une tragédie; vous et votre famille y êtes aimés et considérés, mes paroles n'ont été écoutées de personne. J'ai eu recours à un autre moyen; un homme qui ne dépendait nullement de vous, qui ne vous était rien, me parut le plus sûr instrument, je fus donc lui dire, que certaine personne m'avait dit qu'elle ne connaissait rien de plus malhonnete, de plus insipide que lui (M. d'E.) qu'elle avait été choquée qu'il se soit permis d'entamer souvent avec elle la conversation; enfin quand je crus mon pauvre homme bien choqué, bien monté, je lui écrivis une belle lettre anonyme, dans laquelle je lui parlais d'avances pretendues, et enfin je lui envoyais une lettre parfaitement imitée de l'innocente créature, que je voulais perdre, en l'engageant à la porter à Mme de Morell, qui, à ce qu'on dit, est tant sévère et aurait fait grand train. J'espérais que M. d'E., dont l'amour-propre m'avait paru blessé de tout ce que je lui avais dit, profiterait de cette bonne petite occasion de se venger. Mon espion m'ayant averti, que vous étiez en bonne intelligence, et M. d'E. qui a dû reconnaître mon écriture

mal déguisée, me fuyant, je crois, qu'il est encore de cette canaille, qui ont de beaux sentimens parce qu'ils sont heureux, et qu'ils ont de l'argent dans leur poche. Voilà l'explication d'une comédie, qui aurait dû être une tragédie. Rendez grâce à mes créanciers; les mâtins me mettent l'épée dans les reins, que le diable les foudroie et moi avec! je ne puis m'occuper que d'eux et n'aurai pas une minute avant Paris, pour m'occuper de vous. Sur ce votre serviteur.

Mit einer durchstrichenen Unterschrift, welche einen gemeinen, zweideutigen Ausdruck enthält.

Auch mit der bestimmten, diabolischen Absicht, ihn aufs Blut zu kränken, wird kein Lieutenant mit einem solchen mädchenhaften Plauderton — mädchenhaft trotz der einzelnen eingestreuten soldatesken Roheiten — an seinen General schreiben: „Ich schäme mich, nicht weiter gekommen zu sein; ich bin krank vor Wuth." Das behält ein solcher Teufel für sich. „Ich hatte Alles angewandt, was die Verleumdung Schwarzes auftreiben kann, um die unschuldigste Person von der Welt zu verderben. Das Werk war meiner würdig (!), aber u. s. w." Das sind Roman-Tiraden; zu wirklichen Redensarten aus dem Leben werden sie selbst nicht durch die Gläubiger und Teufel, welche, um dem Briefe einen Anstrich von Wahrheit zu geben, am Schlusse eingeschoben sind.

Der 7. Brief, vom 14. September mit dem Postzeichen, ist an d'Estouilly:

„Vous n'avez suivi en rien mes avis, vous les avez méprisés, tout cela crie vengeance: elle est commencée, mais il me faudra la mort pour l'assouvir. Cette jeune fille vous adore, je l'ai vue hier cachée à la fenètre à onze heures du soir dans l'espoir de vous voir encore une fois. Au lieu d'avoir répondu

à cet amour de seize ans par la froideur de votre âge, qui l'aurait tant fait souffrir, la persévérance que vous mettez à aller vous ennuyer trois fois par semaine chez M. de Morell, vos fréquentes promenades sur le pont, tout cela peut faire croire à un coeur bien épris qu'on lui accorde l'amour pour amour; j'ai trop de confiance dans votre bon goût pour croire, qu'il en soit la moindre chose, mais vous pensez qu'une belle fortune peut bien embellir la laideur et la bêtise. Vous êtes aussi méchant que moi d'opposer votre esprit froid et calculateur à cette espèce d'adoration, qu'elle vous a vouée; mais ne vous bercez pas d'illusion, dans quelque temps cette jeune fille ne sera qu'une pauvre créature dégradée, objet de pitié pour tout le monde; si vous en voulez comme cela, alors on vous la jettera dans les bras, ses parens trop heureux de s'en débarrasser. Elle sera innocente et pure, c'est la seule chose que je ne puisse lui ôter: mais aux yeux de tous elle sera coupable. Tout cela, mon cher ami, aura lieu au mois de janvier, et vous en serez cause, car je veux bien vous tout dire: je l'aime comme un fou, c'est-à-dire son argent, et à ma manière. J'aurais voulu lui tourner la tête, son petit air dédaigneux m'a empêché de le lui dire, aussi je me vengerai sur elle de son amour pour vous. J'ai fait remettre dans la chambre par la personne qui m'est vendue, la lettre la plus humiliante, la plus outrageante. Depuis que vous avez eu la bêtise de tout dire à sa mère, elle est tourmentée et surveillée on ne peut plus: que les flammes de l'enfer la dévorent.

R."

Ein Brief, der, alles Unwahrscheinliche als möglich angenommen, wol von einem Intriguanten herrühren

könnte, nur von einem, welcher sich selbst sein Spiel unnützerweise verdirbt, weil er in schwatzhaftem Kitzel nicht schweigen kann. Aber es ist nur ein wohlbedachter Schritt weiter, um in einer andern Intrigue das Folgende, schon Vorbereitete zu motiviren.

Der General Morell, dem auch dieser Brief an d'Estouilly mitgetheilt worden, glaubte an seine Echtheit. Hierauf erfolgte am 21. Sept. La Roncière's Ausweisung aus der musikalischen Soiree. Dann, in der Nacht vom 23. auf den 24. Sept., das Attentat. Als der nächtliche Ehrenräuber fortgegangen war, fand sich auf der Kommode in Mariens Schlafzimmer folgender 8. Brief, an Frau von Morell:

„Mécredi 11 heure du matin. Vous seule saurez le véritable motif du crime que je vais commettre, c'est un bien grand crime que de troubler ce qu'il y a de plus pur au monde, mais j'ai soif de vengeance. Je vous ai aimée, adorée, vous m'avez repoussé par du mépris: j'aime mieux de la haine et je veux vous donner le droit de me haïr. Un jour je vous avais priée de sortir, et ce jour vous vous êtes recluse dans votre chambre. Au reste, l'amour qui me consume, qui me dévore pour vous, vous servira de vengeance; je souffre l'enfer: le misérable a eu l'imprudence de tout dire à M. de Morell. Je lui ai écrit que partout où je le rencontrerai, j'appliquerai sur sa face le sceau de l'infamie. Je l'attends sur le terrain. Adieu! je vous quitte, pour aller détruire votre existence; j'ajoute à cela que tout le monde à Paris saura la honte à Saumur, je pars et n'aurai pas la joie de vos douleurs, ainsi je me tairai: puissiez-vous souffrir pour moi moitié de ce que vous me faites souffrir.“

Es ist derselbe Romanstil, nur sicherer, ausgebildeter.

Der 9. vorgelegte Brief ist derjenige, welchen d'Estouilly am 24. mit der Stadtpost erhielt:

„Vous êtes un misérable, un lâche. Un autre que vous, après toutes les lettres que je vous ai écrites, serait venu m'en demander raison, au lieu de cela vous avez préféré aller me denoncer au général. Je nierai tout, car tout ce que j'ai fait n'avait d'autre but, que de vous tourmenter, but auquel je suis arrivé. J'ai été content d'Ambert, mais vous, vous n'êtes qu'un poltron qui avez peur de votre peau; après avoir déshonoré votre épaulette, vous avez cru qu'en la jetant, on oublierait votre lâcheté! Si vous aviez du coeur, après cette lettre-ci vous m'appelleriez sur le terrain; mais misérable que vous êtes, vous ne l'oserez pas. Recevez l'assurance de mon mépris, un jour je vous appliquerai sur la face le sceau de l'infamie, nous verrons ce que vous ferez ensuite.

Emile de la Ron....“

Auf diesen Brief foderte d'Estouilly, auf seines Freundes Ambert dringenden Rath, durch einen höchst beleidigenden Ausfoderungsbrief La Roncière, und das Duell erfolgte am selben Tage und in bewußter Weise; darauf die beiden Briefe vom 25. Sept. (in der Sammlung der 10. und 11.), in welchen La Roncière sich als Verfasser der anonymen Briefe bekennt, und demgemäß, mit Urlaub, Saumur verließ.

Aber noch am 24., am Tage der Ausstellung dieser Bekenntnisse, erhielt der General einen 12. Brief:

„Mécredi, 4 heures du matin. Eh bien! vous vous moquez, vous vous riez de mes lettres: la catastrophe vous prouvera que je suis plus redoutable que vous ne le pensiez; il faut que j'appelle toute ma haine à moi pour avoir la force de vous écrire.

Malheureux père, je suis entré dans la chambre de votre fille, j'y suis entré sans le secours de personne, par la fenêtre. Le bruit que j'ai fait en cassant le carreau l'a réveillée, elle s'est jetée à bas de son lit; je me suis jeté sur elle, je l'ai presque étranglée avec un mouchoir. La douleur l'a fait tomber par terre sans connaissance et couverte de sang, j'avais soif de son sang et de son honneur, j'ai eu tout. Après lui avoir ôté le dernier, après l'avoir rendue l'objet de reprobation, je me suis en allé sans être vu de personne. Ah! quelle nuit! Me voyez-vous, flétrissant une jeune fille évanouie et froide du froid de la mort. Dans la chambre à côté, une femme se tapait à se tuer le corps contre la porte que j'avais fermée au verrou, et me criait des malédictions. J'avais pris connaissance des lieux le jour, que Mme de Morell est allée à Allenne, pendant que votre fille était allée se promener avec son frère et Mlle Hellen, à l'aide d'une fausse clé je suis entré dans la chambre faire tous mes arrangemens; mon premier mouvement a donc été, d'isoler de tous secours en fermant la porte. Au reste, la souffrance physique lui a ôté la force de crier. Maintenant que tout est consommé, maintenant que je ne puis qu'espérer que votre fille aura un gage de son malheur, j'en ai la conviction, je vous dirai, que c'est Samuel qui a distribué toutes les lettres au prix de 5 francs pour chaque, argent que je ne lui souhaite pas de réclamer. Je lui avais promis 1000 francs, s'il voulait m'introduire chez elle d'une manière moins dangereuse que la fenêtre, il a refusé. Dans trois jours je ne serais plus à Saumur: à Paris vous verrez la honte de votre fille publique; ici personne ne le sait. Je crains l'attachement et le respect de

ces cochons de Sammurois et mes camerades qui sont si infames pour moi. E. de la Roncière."

Ein wichtiger Brief; einmal um deswillen, weil Niemand in La Roncière's Lage so schreiben würde. Er hat dem Vater seine Tochter vernichtet; der ruchloseste Barbar könnte also zufrieden sein, oder sich mit der Aussicht begnügen, daß er die That in Paris public machen will. Dieser raffinirte rachsüchtige Italiener detaillirt aber nach der Nothzucht und der Verwundung alle Einzelheiten, auch die unbedeutendsten, wie ein schlechter Romanenschreiber, oder wie eine Romanenschreiberin im kleinlichen Ausmalen großer Begebenheiten sich mit Lust ergeht, aber dadurch die Wirkung schwächt. Und ohne allen Zweck die viele Mühe, als den, den Leser des Briefes noch unglücklicher zu machen; was waren für den Vater alle diese Schilderungen in Vergleichung zu dem Unglück, was ihm wirklich begegnet war! — Aber ein anderer Zweck liegt sehr nahe, nämlich: einer Erzählung Glauben zu verschaffen, welche an und für sich ganz unglaubwürdig ist, und wofür kein anderer Zeuge auftrat als die 16jährige Marie Morell.

An demselben 24. erhielt auch Marie einen Brief, der 13. unter den vorgelegten:

„Mécredi au soir. Je suis le plus heureux des hommes, la fortune me sourit d'une manière inespérée, vous voyez à quoi cela sert dans ce monde d'aimer le bien et le faire. Vous êtes la plus misérable des créatures, et l'homme qui a eu l'imprudence de s'élever pour vous est à moitié mort: tout cela par moi. Une joie frénétique s'empare de moi, mais il y a une autre pensée que je savoure, c'est que maintenant vous êtes complètement dépendante de moi; un lien affreux pour vous nous unira, et dans peu de mois vous serez obli-

gée de venir me demander un nom pour vous et pour un autre; rien ne peut vous sauver de ce dernier degré d'avilissement. Voyez à quoi m'a porté un amour frénétique, je n'ai jamais eu de haine pour vous, vous inspirez généralement de l'intérêt, mais les mépris de votre mère m'ont rendu coupable de tout; qu'elle vienne à mes pieds demander grâce, et alors je consentirais peut-être à vous rendre l'honneur en vous épousant. Il n'y a que moi au monde qui puisse vous sauver d'une honte éternelle; en y consentant, ce sera encore une vengeance, car je sais que vous en aimez un autre. Croyez moi."

Der vollendete Romanenſtil. Nach dieſem Briefe wurde der Bediente Samuel aus dem Hauſe entfernt. Aber, nachdem er ſchon abgereiſt war, fand ſich folgender 14. Brief, ohne Datum und Poſtzeichen:

„Vous croyez peut-être que ma vengeance est assouvie, non, madame, un amour comme le mien, un amour qu'on méprise, a besoin de bien du sang, de bien des larmes, de bien des tortures comme satisfaction. Je suis instruit de tout ce qui se passe chez vous: les bains de pieds, les sangsues, soi-disant pour Mlle Allen, vont leur train, ce sont d'inutiles précautions, mon parti est pris de faire tout savoir à Paris. Combien vous seriez aimable d'avancer votre départ! je vous en saurais un gré infini. Je crois que ce que j'ai dit à votre fille ce matin aura fait de l'effet, on m'a dit, que depuis ce moment elle était bien pâle, bien larmoyante. Vraiment, j'ai eu hier un moment de terreur, je croyais l'avoir tuée, et mon but aurait été bien manqué; je ne vous aurais pas rendu tout le mal que vous me faites. Votre fille vivra, mais il n'y aura pas de vie plus affreuse que la sienne; car si elle ne

devient pas grosse, malgré cela, jugez ce que c'est pour un coeur jeune et pur, pour un coeur qui aime pour la première fois, car je ne puis douter de son attachement pour M. d'Est. de se voir souillée par un misérable comme moi, et de ne se sentir plus digne d'aimer; j'en frémis. — Mais vous, vous avez fait tout le mal. E. de la R."

Auf dem 15. Briefe stand der Poststempel Saumur 12. Oct. 1834. Er war wieder an die Baronin adressirt:

„Quinze jours de tranquillité vous font peut-être croire que je suis repentant, confus, et que jamais vous n'entendrez parler de moi; détrompez-vous; je sais tout ce qui se passe dans votre intérieur, je connais toutes les souffrances de votre fille, en un mot, je suis en correspondance avec quelqu'un de votre maison. Ne voulant pas que vous sachiez où je suis, j'ai envoyé cette lettre à cette personne en lui disant de la remettre à la petite poste de Saumur. Je connais tous vos projets de vengeance contre moi, vous pouvez me forcer à quitter la France, mais alors ma colère vous poursuivra avec plus d'acharnement; mes relations avec des hommes qui n'ont rien à perdre, des hommes avec lesquels je forme une espèce de confrérie, me donnent le moyen de vous faire poursuivre partout, et dans tous les pays. J'attends avec impatience votre départ de Saumur, où la position élevée de votre mari m'interdit les moyens pour commencer. Rappelez-vous, que vous n'avez plus le droit de vous occuper de mes menaces. Il serait pourtant un moyen de détourner l'orage qui gronde au-dessus de vous; ce moyen je l'ai indiqué dans ma dernière lettre. Je consentirais à épouser votre fille; ma triste position de fortune m'empêcherait de m'opposer à ce qui doit être l'objet de

tous vos voeux. Je dois même avouer que tel avait été mon plan primitif, j'ai d'abord voulu la compromettre avec M. d'Estoullly, pensant qu'il se vanterait de sa bonne fortune et qu'il montrerait sa lettre. Je comptais la défendre pour vous imposer des obligations. Lui ne s'y étant pas prêté, j'ai été obligé de recourir à d'autres moyens. L'amour que je sentis naitre pour vous la première fois, que je vous ai vue, s'étant developpé et aigri par vos insolens mépris, la vengeance et l'intérêt ont tout fait. Maintenant, je veux entièrement satisfaire l'un et l'autre. J'ai eu un moment d'inquiétude, mon correspondent m'avait écrit à la fleche vous avoir entendue parler avec votre mari de mariage, j'ai craint un moment que votre projet ne fût de vite marier votre fille avant le dénouement. J'ai appris depuis qu'il n'y avait rien de semblable. Au reste, j'aurais dû penser qu'il y a de ces choses qu'une mère coquette, et un père avare ne font jamais, même pour sauver leur fille de la honte; mais ce serait le comble de l'horreur, si votre fille consentante, vous ne la refusiez (avec une belle et bonne dot, s'entend) votre crime alors serait plus affreux que le mien. Si je lui ai ôté l'honneur, vous refusez de le lui rendre, quand vous n'avez à faire pour cela qu'un sacrifice d'argent.

Pensez y bien, que comptez-vous faire le jour où tout sera public? Comptez-vous aller vous cacher dans une autre partie du monde? Vous pouvez encore être tranquille et heureux par moi. — Adressez votre réponse chez mon père. E. R."

Der Roman hat seine Höhe erreicht; aber damit kein Ende. Er muß daher eine neue Wendung bekommen; der angebliche La Roncière trägt sich als Gatte

für die angeblich von ihm Gemishandelte an. Es ist Charakter in dem Fortgang der Intrigue; doch aber spukt noch unverdaut Romanhaftes in der Meldung von einer geheimen Brüderschaft, die ihn zum Mitwisser von Allem mache, was in Saumur sich ereignet. Es ist so interessant, Alles wissend, überall sein Ohr, sein Auge habend, und zu erscheinen mitten in den Familienkreisen, im Zimmer, im stillen Schlafgemach, und doch verborgen zu bleiben, ein Räthsel dem Geängsteten. Ein Theil unserer jetzt beseitigten Romantik basirt auf diesem Kitzel; und wenn, was ein Spieß und der junge Zschokke in aller Breite ausbeuteten, selbst einem Goethe in seinen reifen Jahren der Benutzung werth schien, was sollte es nicht auch eine junge Französin anregen, zu ihren speciellen Zwecken damit ein gefährliches, aber interessantes Spiel zu spielen?

Am 21. October fand man Marie Morell ohnmächtig mit dem zerknitterten Billet, dem 16. Briefe, in der Hand in dem dunkeln Cabinet neben ihrem Schlafcabinet. Es lautete:

„Pendant que vous vous croyez en sureté, les plus grands malheurs se préparent pour vous: ce que vous aimez le plus au monde, votre mère, votre père et M. d'Estouilly n'existeront plus dans quelques mois; vous m'avez refusé, je m'en vengerai d'abord sur lui.

E. R."

Seitdem wurde sie krank. Ein 17. Brief, datirt Saumur 23. Oct. 1834, gelangte an Frau von Morell:

„La méchanceté avec laquelle on me poursuit sera punie cruellement. Je connais toutes vos manoeuvres perfides, je m'en garantirai; tâchez d'en faire autant.

L'homme gagné dans votre maison m'aidera de tout son pouvoir, et il y a quatre êtres en ce monde

qui verront ce que part un homme poussé à bout; j'ai déjà avec bonheur trempé mes mains dans le sang de deux. Où nous en sommes; il n'y a plus d'arrangement possible, et ce n'est pas la peine de dissimuler; je n'ai pas fait autre chose que d'assassiner votre fille; mon intention était de lui donner une maladie affreuse qui l'eût fait succomber dans d'affreuses souffrances; je lui ai donné, dans certaines parties, d'affreux coups de couteau. Elle ranimait mon courage par ces mots: Si ma pauvre mère m'entendait pensant que, si elle vous avait raconté tout ce qui s'était passé, vous n'auriez pas manqué de croire que j'avais pleinement joui d'elle. J'ai voulu profiter de votre erreur pour m'assurer une fortune qui m'est fort nécessaire. J'avais la certitude de voir mes propositions acceptées avec reconnaissance; je ne crois même pas M. de Morell assez avare et vous assez coquette pour n'avoir pas fait part de mes propositions à votre fille, elle s'y sera refusée probablement pour le monstre qui fait échouer toutes mes entreprises. Maintenant vengeance, vengeance, sang, sang! votre auguste protecteur, M. Gisquet ne pourra vous protéger. Je vais commencer par faire remplir votre maison de lettres; à Paris, la mort."

Der Dichter des Romans hat immer größere Sicherheit gewonnen, dem Stile nach könnte man jetzt auf einen fertigen Roué schließen; aber die Umstände müssen mitgespielt und den Plan der Intrigue verändert haben. Marie Morell soll nicht mehr schwanger sein; der Verführer hat sie nur krank machen und verletzen wollen, um sie zu andern Zwecken in seine Gewalt zu bringen.

Jetzt war die gerichtliche Anklage erfolgt; La Roncière und Samuel waren in Paris am 29. October gefangen genommen worden. Da erhielt d'Estouilly, der

Der 9. vorgelegte Brief ist derjenige, welchen d'Estouilly am 24. mit der Stadtpost erhielt:

„Vous êtes un misérable, un lâche. Un autre que vous, après toutes les lettres que je vous ai écrites, serait venu m'en demander raison, au lieu de cela vous avez préféré aller me dénoncer au général. Je nierai tout, car tout ce que j'ai fait n'avait d'autre but, que de vous tourmenter, but auquel je suis arrivé. J'ai été content d'Ambert, mais vous, vous n'êtes qu'un poltron qui avez peur de votre peau; après avoir déshonoré votre épaulette, vous avez cru qu'en la jetant, on oublierait votre lâcheté! Si vous aviez du coeur, après cette lettre-ci vous m'appelleriez sur le terrain; mais misérable que vous êtes, vous ne l'oserez pas. Recevez l'assurance de mon mépris, un jour je vous appliquerai sur la face le sceau de l'infamie, nous verrons ce que vous ferez ensuite.

Emile de la Ron....“

Auf diesen Brief foderte d'Estouilly, auf seines Freundes Ambert dringenden Rath, durch einen höchst beleidigenden Ausfoderungsbrief La Roncière, und das Duell erfolgte am selben Tage und in bewußter Weise; darauf die beiden Briefe vom 25. Sept. (in der Sammlung der 10. und 11.), in welchen La Roncière sich als Verfasser der anonymen Briefe bekennt, und demgemäß, mit Urlaub, Saumur verließ.

Aber noch am 24., am Tage der Ausstellung dieser Bekenntnisse, erhielt der General einen 12. Brief:

„Mécredi, 4 heures du matin. Eh bien! vous vous moquez, vous vous riez de mes lettres: la catastrophe vous prouvera que je suis plus redoutable que vous ne le pensiez; il faut que j'appelle toute ma haine à moi pour avoir la force de vous écrire.

Malheureux père, je suis entré dans la chambre de votre fille, j'y suis entré sans le secours de personne, par la fenêtre. Le bruit que j'ai fait en cassant le carreau l'a réveillée, elle s'est jetée à bas de son lit; je me suis jeté sur elle, je l'ai presque étranglée avec un mouchoir. La douleur l'a fait tomber par terre sans connaissance et couverte de sang, j'avais soif de son sang et de son honneur, j'ai eu tout. Après lui avoir ôté le dernier, après l'avoir rendue l'objet de reprobation, je me suis en allé sans être vu de personne. Ah! quelle nuit! Me voyez-vous, flétrissant une jeune fille évanouie et froide du froid de la mort. Dans la chambre à côté, une femme se tapait à se tuer le corps contre la porte que j'avais fermée au verrou, et me criait des malédictions. J'avais pris connaissance des lieux le jour, que Mme de Morell est allée à Allenne, pendant que votre fille était allée se promener avec son frère et Mlle Hellen, à l'aide d'une fausse clé je suis entré dans la chambre faire tous mes arrangemens; mon premier mouvement a donc été, d'isoler de tous secours en fermant la porte. Au reste, la souffrance physique lui a ôté la force de crier. Maintenant que tout est consommé, maintenant que je ne puis qu'espérer que votre fille aura un gage de son malheur, j'en ai la conviction, je vous dirai, que c'est Samuel qui a distribué toutes les lettres au prix de 5 francs pour chaque, argent que je ne lui souhaite pas de réclamer. Je lui avais promis 1000 francs, s'il voulait m'introduire chez elle d'une manière moins dangereuse que la fenêtre, il a refusé. Dans trois jours je ne serais plus à Saumur: à Paris vous verrez la honte de votre fille publique; ici personne ne le sait. Je crains l'attachement et le respect de

ces cochons de Sammurois et mes camerades qui sont si infames pour moi. El. de la Roncière.“

Ein wichtiger Brief; einmal um deswillen, weil Niemand in La Roncière's Lage so schreiben würde. Er hat dem Vater seine Tochter vernichtet; der ruchloseste Barbar könnte also zufrieden sein, oder sich mit der Aussicht begnügen, daß er die That in Paris public machen will. Dieser raffinirte rachsüchtige Italiener detaillirt aber nach der Nothzucht und der Verwundung alle Einzelheiten, auch die unbedeutendsten, wie ein schlechter Romanenschreiber, oder wie eine Romanenschreiberin im kleinlichen Ausmalen großer Begebenheiten sich mit Lust ergeht, aber dadurch die Wirkung schwächt. Und ohne allen Zweck die viele Mühe, als den, den Leser des Briefes noch unglücklicher zu machen; was waren für den Vater alle diese Schilderungen in Vergleichung zu dem Unglück, was ihm wirklich begegnet war! — Aber ein anderer Zweck liegt sehr nahe, nämlich: einer Erzählung Glauben zu verschaffen, welche an und für sich ganz unglaubwürdig ist, und wofür kein anderer Zeuge auftrat als die 16jährige Marie Morell.

An demselben 24. erhielt auch Marie einen Brief, der 13. unter den vorgelegten:

„Mécredi au soir. Je suis le plus heureux des hommes, la fortune me sourit d'une manière inespérée, vous voyez à quoi cela sert dans ce monde d'aimer le bien et le faire. Vous êtes la plus misérable des créatures, et l'homme qui a eu l'imprudence de s'élever pour vous est à moitié mort: tout cela par moi. Une joie frénétique s'empare de moi, mais il y a une autre pensée que je savoure, c'est que maintenant vous êtes complètement dépendante de moi; un lien affreux pour vous nous unira, et dans peu de mois vous serez obli-

gée de venir me demander un nom pour vous et pour un autre; rien ne peut vous sauver de ce dernier degré d'avilissement. Voyez à quoi m'a porté un amour frénétique, je n'ai jamais eu de haine pour vous, vous inspirez généralement de l'intérêt, mais les mépris de votre mère m'ont rendu coupable de tout; qu'elle vienne à mes pieds demander grâce, et alors je consentirais peut-être à vous rendre l'honneur en vous épousant. Il n'y a que moi au monde qui puisse vous sauver d'une honte éternelle; en y consentant, ce sera encore une vengeance, car je sais que vous en aimez un autre. Croyez moi."

Der vollendete Romanenſtil. Nach dieſem Briefe wurde der Bediente Samuel aus dem Hauſe entfernt. Aber, nachdem er ſchon abgereiſt war, fand ſich folgender 14. Brief, ohne Datum und Poſtzeichen:

„Vous croyez peut-être que ma vengeance est assouvie, non, madame, un amour comme le mien, un amour qu'on méprise, a besoin de bien du sang, de bien des larmes, de bien des tortures comme satisfaction. Je suis instruit de tout ce qui se passe chez vous: les bains de pieds, les sangsues, soi-disant pour Mlle Allen, vont leur train, ce sont d'inutiles précautions, mon parti est pris de faire tout savoir à Paris. Combien vous seriez aimable d'avancer votre départ! je vous en saurais un gré infini. Je crois que ce que j'ai dit à votre fille ce matin aura fait de l'effet, on m'a dit, que depuis ce moment elle était bien pâle, bien larmoyante. Vraiment, j'ai eu hier un moment de terreur, je croyais l'avoir tuée, et mon but aurait été bien manqué; je ne vous aurais pas rendu tout le mal que vous me faites. Votre fille vivra, mais il n'y aura pas de vie plus affreuse que la sienne; car si elle ne

devient pas grosse, malgré cela, jugez ce que c'est pour un coeur jeune et pur, pour un coeur qui aime pour la première fois, car je ne puis douter de son attachement pour M. d'Est. de se voir souillée par un misérable comme moi, et de ne se sentir plus digne d'aimer; j'en frémis. — Mais vous, vous avez fait tout le mal. E. de la R."

Auf dem 15. Briefe stand der Poststempel Saumur 12. Oct. 1834. Er war wieder an die Baronin adressirt:

„Quinze jours de tranquillité vous font peut-être croire que je suis repentant, confus, et que jamais vous n'entendrez parler de moi; détrompez-vous; je sais tout ce qui se passe dans votre intérieur, je connais toutes les souffrances de votre fille, en un mot, je suis en correspondance avec quelqu'un de votre maison. Ne voulant pas que vous sachiez où je suis, j'ai envoyé cette lettre à cette personne en lui disant de la remettre à la petite poste de Saumur. Je connais tous vos projets de vengeance contre moi, vous pouvez me forcer à quitter la France, mais alors ma colère vous poursuivra avec plus d'acharnement; mes relations avec des hommes qui n'ont rien à perdre, des hommes avec lesquels je forme une espèce de confrérie, me donnent le moyen de vous faire poursuivre partout, et dans tous les pays. J'attends avec impatience votre départ de Saumur, où la position élevée de votre mari m'interdit les moyens pour commencer. Rappelez-vous, que vous n'avez plus le droit de vous occuper de mes menaces. Il serait pourtant un moyen de détourner l'orage qui gronde au-dessus de vous; ce moyen je l'ai indiqué dans ma dernière lettre. Je consentirais à épouser votre fille; ma triste position de fortune m'empêcherait de m'opposer à ce qui doit être l'objet de

tous vos voeux. Je dois même avouer que tel avait été mon plan primitif, j'ai d'abord voulu la compromettre avec M. d'Estouilly, pensant qu'il se vanterait de sa bonne fortune et qu'il montrerait sa lettre. Je comptais la défendre pour vous imposer des obligations. Lui ne s'y étant pas prêté, j'ai été obligé de recourir à d'autres moyens. L'amour que je sentis naître pour vous la première fois, que je vous ai vue, s'étant developpé et aigri par vos insolens mépris, la vengeance et l'intérêt ont tout fait. Maintenant, je veux entièrement satisfaire l'un et l'autre. J'ai eu un moment d'inquiétude, mon correspondent m'avait écrit à la flèche vous avoir entendue parler avec votre mari de mariage, j'ai craint un moment que votre projet ne fût de vite marier votre fille avant le dénouement. J'ai appris depuis qu'il n'y avait rien de semblable. Au reste, j'aurais dû penser qu'il y a de ces choses qu'une mère coquette, et un père avare ne font jamais, même pour sauver leur fille de la honte; mais ce serait le comble de l'horreur, si votre fille consentante, vous me la refusiez (avec une belle et bonne dot, s'entend) votre crime alors serait plus affreux que le mien. Si je lui ai ôté l'honneur, vous refusez de le lui rendre, quand vous n'avez à faire pour cela qu'un sacrifice d'argent.

Pensez y bien, que comptez-vous faire le jour où tout sera public? Comptez-vous aller vous cacher dans une autre partie du monde? Vous pouvez encore être tranquille et heureux par moi. — Adressez votre réponse chez mon père. E. R.“

Der Roman hat ſeine Höhe erreicht; aber damit kein Ende. Er muß daher eine neue Wendung bekommen; der angebliche La Roncière trägt ſich als Gatte

für die angeblich von ihm Gemishandelte an. Es ist Charakter in dem Fortgang der Intrigue; doch aber spukt noch unverdaut Romanhaftes in der Meldung von einer geheimen Brüderschaft, die ihn zum Mitwisser von Allem mache, was in Saumur sich ereignet. Es ist so interessant, Alles wissend, überall sein Ohr, sein Auge habend, und zu erscheinen mitten in den Familienkreisen, im Zimmer, im stillen Schlafgemach, und doch verborgen zu bleiben, ein Räthsel dem Geängsteten. Ein Theil unserer jetzt beseitigten Romantik basirt auf diesem Kitzel; und wenn, was ein Spieß und der junge Zschokke in aller Breite ausbeuteten, selbst einem Goethe in seinen reifen Jahren der Benutzung werth schien, was sollte es nicht auch eine junge Französin anregen, zu ihren speciellen Zwecken damit ein gefährliches, aber interessantes Spiel zu spielen?

Am 21. October fand man Marie Morell ohnmächtig mit dem zerknitterten Billet, dem 16. Briefe, in der Hand in dem dunkeln Cabinet neben ihrem Schlafcabinet. Es lautete:

„Pendant que vous vous croyez en sûreté, les plus grands malheurs se préparent pour vous: ce que vous aimez le plus au monde, votre mère, votre père et M. d'Estouilly n'existeront plus dans quelques mois; vous m'avez refusé, je m'en vengerai d'abord sur lui.

E. R.“

Seitdem wurde sie krank. Ein 17. Brief, datirt Saumur 23. Oct. 1834, gelangte an Frau von Morell:

„La méchanceté avec laquelle on me poursuit sera punie cruellement. Je connais toutes vos manoeuvres perfides, je m'en garantirai; tâchez d'en faire autant.

L'homme gagné dans votre maison m'aidera de tout son pouvoir, et il y a quatre êtres en ce monde

qui verront ce que part un homme poussé à bout; j'ai déjà avec bonheur trempé mes mains dans le sang de deux. Où nous en sommes; il n'y a plus d'arrangement possible, et ce n'est pas la peine de dissimuler; je n'ai pas fait autre chose que d'assassiner votre fille; mon intention était de lui donner une maladie affreuse qui l'eût fait succomber dans d'affreuses souffrances; je lui ai donné, dans certaines parties, d'affreux coups de couteau. Elle ranimait mon courage par ces mots: Si ma pauvre mère m'entendait pensant que, si elle vous avait raconté tout ce qui s'était passé, vous n'auriez pas manqué de croire que j'avais pleinement joui d'elle. J'ai voulu profiter de votre erreur pour m'assurer une fortune qui m'est fort nécessaire. J'avais la certitude de voir mes propositions acceptées avec reconnaissance; je ne crois même pas M. de Morell assez avare et vous assez coquette pour n'avoir pas fait part de mes propositions à votre fille, elle s'y sera refusée probablement pour le monstre qui fait échouer toutes mes entreprises. Maintenant vengeance, vengeance, sang, sang! votre auguste protecteur, M. Gisquet ne pourra vous protéger. Je vais commencer par faire remplir votre maison de lettres; à Paris, la mort."

Der Dichter des Romans hat immer größere Sicherheit gewonnen, dem Stile nach könnte man jetzt auf einen fertigen Roué schließen; aber die Umstände müssen mitgespielt und den Plan der Intrigue verändert haben. Marie Morell soll nicht mehr schwanger sein; der Verführer hat sie nur krank machen und verletzen wollen, um sie zu andern Zwecken in seine Gewalt zu bringen.

Jetzt war die gerichtliche Anklage erfolgt; La Roncière und Samuel waren in Paris am 29. October gefangen genommen worden. Da erhielt d'Estouilly, der

ſich auf ſeines Vaters Gute bei Peronne aufhielt, ein Schreiben aus Saumur vom 28. November, unterzeichnet mit dem Pſeudonamen Victoire Moyert (Brief 18), worin ein anderes Schreiben lag, unterzeichnet von La Roncière, angeblich aus Paris (Brief 19).

„Monsieur! J'ai reçu hier une lettre de M. de la Roncière, qui, ignorant votre adresse, me charge de vous faire parvenir la présente, ce que j'ai l'honneur de faire. Votre servante

Saumur, ce mécredi. Victoire Moyert."

„Paris, ce dimanche. Du fond de ma prison, sous le poids d'une accusation qui mène à l'échafaud, j'ai osé compter encore sur votre pitié, et je viens la réclamer à genoux. Je vous conjure, au nom de tout ce qu'il y a de plus sacré, de me ménager dans votre déposition. Ayant confié à plusieurs personnes, à Saumur, ce qui s'était passé la veille de notre duel, je crains que par leur indiscrétion cela ne vous soit revenu, et que vous n'en ayez conçu contre moi des projets de vengeance; mon affreuse position doit désarmer toute haine. Au reste, vous ne vous doutez peut-être pas que si j'ai commis un assassinat, c'est vous qui en êtes cause. J'étais amoureux de Mlle de Morell, et je suis entré dans sa chambre, à l'aide des domestiques, dans une tout autre intention que celle de l'assassiner, mais en me jetant sur elle pour l'empêcher de crier, je voulus lui faire dire qu'elle ne vous aimait pas. Malgré mes menaces; malgré mes coups, elle ne voulut jamais répondre un mot. Dans ma colère, je lui donnai un coup de couteau terrible; le bruit que je fis ayant éveillé la personne qui couchait dans la chambre à côté, je n'eus qu'à fuir, sans avoir pu accomplir mon projet. Arrivé, je fis passer à la femme

de chambre, de laquelle j'étais en pleine jouissance pendant mon séjour à Saumur, un billet pour Mlle de Morell, dans lequel je menaçais votre vie. On m'a écrit que la vue seule de ce papier lui avait donné une fièvre cérébrale, qui l'a mise à la mort. Je suis encore en correspondance avec un domestique de cette maison, qui m'a écrit hier que ses parens avaient découvert la cause de son mal, lui en avaient fait de vifs reproches et lui avaient enlevé un certain dessin, et qu'elle était dans un état de santé, depuis votre duel qui l'avait tué de douleur, très inquiétant. Voila ma confession entièrement faite, il ne me reste plus qu'à demander grace pour mes crimes. Au nom des blessures de mon père, au nom de ses cheveux blancs, ménagez moi dans votre déposition. J'ai une si haute idée de votre honneur, que je ne vous demande pas de garder cette lettre pour vous seul; vous je vous confie; fiez que ce serait une preuve bien positive contre moi, et il y en a tant! Mon seul moyen de defense est de tout nier, ne m'accablez pas. Je me confie à vous, brulez cette lettre.

E. de la Roncière."

Briefe, wie dieſer, hätten die Vermuthung erzeugen können, daß ein La Roncière der Verfaſſer ſei, wären nicht die andern vorangegangen. Der oder die Verfaſſerin hatten nur durch lange Uebung die Sicherheit und Fertigkeit erlangt, welche ihnen zu Anfang ſo ſehr abging. Inzwiſchen ſind auch Inhalt und Stil, ja Geſinnung, wenn man davon reden darf, ganz andere geworden. Die Intrigue hatte, wie geſagt, eine andere Richtung genommen. Auf eine ſo ernſthafte, gerichtliche Unterſuchung hatte die intriguirende Macht nicht gerechnet; es nahte die drohende Kriſis eines gefährlichen

Spiels, und ihr mußte im voraus entgegengearbeitet werden. Man versuchte, durch Aufregung des Mitleids, durch Anrufung seiner ritterlichen Gesinnung den einen Mitankläger zum Schweigen zu bringen, und für den wahrscheinlichen Fall, daß dies fehlschlüge, präparirte man im voraus Das, was ohne dies erfolgen müßte, daß der Beschuldigte hartnäckig leugnen werde.

Marie hatte sich inzwischen etwas erholt. Sie hatte mit ihrer Mutter bei Verwandten auf dem Lande einen Besuch gemacht. Hier erschienen keine Briefe. Am 23. December reisten sie nach Paris. Die Frau, welche das Haus in Paris hütete, wußte selbst nicht genau den Tag, an welchem ihre Herrschaft zurückkehren werde. Es war ein kalter Tag; der Reisewagen war geschlossen. Darinnen saßen die Baronin, Marie, Miß Allen und ein Arzt; auf dem Bock draußen ein Bedienter. Als sie Sèvres, noch eine ziemliche Entfernung von Paris, passirten, bat Marie, das Fenster an ihrer Seite ein wenig zu öffnen. Nachdem es geschehen, kamen sie gegen 9 Uhr Abends in Paris an. Marie hielt den Arm, wie von ungefähr zum Fenster hinaus. Als der Wagen im Schritt um die Ecke bog, nach dem Morell'schen Hause, schrie Marie plötzlich: man bricht mir den Arm ab, riß den Arm zurück und ein zusammengerolltes Papier flog in den Wagen.

Ein Brief ohne Datum an die Baronin, von der bekannten verstellten Hand auf altes Papier und mit schlechter Tinte geschrieben, lautete also:

„Je me sens disposé à vous rendre un grand service. J'ai l'honneur de faire partie de l'agréable coterie qui entoure la chanoinesse du coin de la rue Saint-Dominique de ses soins et de ses hommages; je suis un de ses favoris, et comme les amis de nos amis

sont nos amis, je veux vous mettre au courant de tout ce qui se dit sur vous; écoutez. Les moins méchans disent que si vous eussiez été bonne mère, au lieu de livrer le nom de votre fille au mépris, vous eussiez fait des sacrifices pour la marier avec son séducteur, qu'il vous plait d'appeler son assassin; personne n'est votre dupe. Les méchans tout-à-fait disent que votre séducteur n'est pas le fils d'un Lieutnant-général, mais simplement votre valet, c'est le plus grand nombre. Enfin les bienveillans disent: Si l'assassinat est réel, et si Mme de Morell a du coeur, avant trois mois elle mariera sa fille pour faire taire les infames calomnies, qui courent sur cette pauvre jeune personne. Voilà ce qu'on dit de vous dans la Babylone moderne."

Marie erzählte, sie habe eine Frau gesehen, mit einer Mütze auf dem Kopfe. Diese müsse die Papierkugel hereingeworfen haben. Von den andern Reisegefährten hatte Keiner die Frau gesehen; auch fand man an Mariens Arm keine Spur einer erlittenen Gewalt.

An phantastischer Conception sieht diese Geschichte, womit die Reihe der anonymen Briefe schließt, derjenigen, womit sie anfängt, dem ins Wasserspringen eines Liebhabers, außerordentlich ähnlich. Wäre auch hier La Roncière der Dirigent hinter der Coulisse gewesen, er, der streng bewacht im Gefängniß saß, so würde man in der That erinnert an einen Abällino, Alten überall und nirgends, oder wenigstens an einen Vidocq, Charakterverwandtschaften, zu welchen in dem wirklichen Leben des schuldenmachenden Cavalerielieutenants sich wenigstens keine Spuren finden.

Hat Emil de La Roncière die anonymen Briefe geschrieben? — Zwei Commissionen von Sachverständigen haben erklärt: es ist nicht seine Hand, es sind nicht seine Schriftzüge; es ist eine verstellte Handschrift, aber herausblicken die Züge einer des Schreibens sehr kundigen, raschen, sichern, fließenden Hand, wogegen La Roncière eine ungebildete, schwere Hand schreibt. Jemand, der eine sichere Hand schreibt, kann sich wohl verstellen, daß sie unsicher scheint; Jemand, der richtig schreibt, kann aus Absicht falsch schreiben. Wer aber schwerfällig von Natur schreibt, kann nicht, und am wenigsten in so vielen Briefen, die Verstellung so weit üben, daß er sicher schreibe; und wer unrichtig aus alter Angewöhnung schreibt, wird nicht plötzlich, wo es eine Täuschung gilt, correct schreiben.

Aber die Cavalerieoffiziere, seine Cameraden, haben sogleich seine Handschrift erkannt! — Weil die Cavalerieoffiziere, seine Cameraden, La Roncière einer solchen That für fähig erachteten, weil sie glaubten und glauben wollten, er habe die Briefe geschrieben. Die Cavalerieoffiziere haben mehre Buchstaben, Eigenheiten, aus den Briefen herausgelesen, welche, für sie unbestreitbar, auf La Roncière's Autorschaft deuteten. Aber die Sachverständigen sind um so fester bei ihrer Erklärung geblieben, und haben gegen die Gründe der Cavalerieoffiziere ihrerseits viele andere aufgeführt, welche hier zu wiederholen zu weitläufig wäre. Es steht für uns fest, die Sachverständigen haben, nach der gewissenhaftesten Prüfung, die Handschrift positiv als nicht von La Roncière herrührend erklärt, und ihr Urtheil ist nicht widerlegt.

Aber doch durch das schriftliche Eingeständniß La Roncière's! — Hat dieses Glaubwürdigkeit? Wie La Roncière fortwährend, noch im Augenblicke, wo er es

ausstellte, und nachher, seine Unschuld behauptete und erklärte, nur aus Berücksichtigung seiner Familienverhältnisse es gegeben zu haben, wissen wir aus dem Obigen. Dennoch erschiene die Handlung so überaus leichtsinnig, daß sie fast dem angeschuldigten Verbrechen gleich käme, wenn wir über die Motive nicht seine genauere Darstellung hätten, als sie die Anklage gibt, und zugleich seine beiden Anerkennungsschreiben, die einen tiefen Blick auf den Seelenzustand des Schreibers gewähren.

La Roncière hatte auf d'Estouilly's beleidigenden Brief das Duell angenommen, aber er versicherte zugleich hoch und heilig, er habe den Ausfoderungsbrief (9.) nicht geschrieben. D'Estouilly, verwundet, verweigerte die Versöhnung und versprach nur dann die Sache als abgemacht anzusehen, wenn La Roncière erkläre, den Brief geschrieben zu haben. Dieser hatte nur den letzten gesehen, von den andern war ihm der Inhalt nicht mitgetheilt; dennoch weigerte er sich. Aber nachdem der verwundete d'Estouilly in seine Wohnung gebracht war, versicherten beide Secundanten La Roncière: sie hätten seine Handschrift erkannt, gleich wie drei Kunstverständige, denen die Briefe vorgelegt worden. Sämmtliche Offiziere wären derselben Meinung; es sei die Absicht, ein Ehrengericht niederzusetzen, und aller Wahrscheinlichkeit nach würde seine Entfernung von der Schule die Folge sein. Käme aber die Sache vor den Procureur und ein Geschworenengericht, so würden sie ihr Schuldig aussprechen und wahrscheinlich würde er zu 6 Jahr Gefängniß verurtheilt. Auch am folgenden Tage wurden jene Versuche der Secundanten fortgesetzt, die auf falschen Thatsachen basirten. La Roncière betheuerte seine Unschuld; unter Ausbrüchen der größten Heftigkeit beklagte er sein unglückliches Geschick und brachte schlaflos die Nacht zum

25. zu. Es kam noch etwas hinzu, was La Roncière in dieser Lage schwer drängte. Schon vor seiner Sendung auf die Cavallerieschule hatte sein Vater einen Familienrath bei sich versammelt und dem ungerathenen Sohn ernstlich erklärt, er werde seine Hand völlig von ihm abziehen und ihn nicht weiter für seinen Sohn erkennen, wenn noch eine einzige, leichtsinnige Handlung ihm zu Ohren komme. Endlich, überwältigt, der Versicherung der drei Cameraden trauend, daß sie ein Schweigen über sein Geständniß beobachten würden und die ganze Sache als beendet ansehen, schrieb er, unter nochmaliger Betheuerung, daß er unschuldig sei und den Schritt nur thue, um seinen alten Vater nicht tödtlich zu kränken, folgenden Brief:

„D'après les preuves matérielles qui existent contre moi, preuves qui devant les tribunaux m'accableraient si je comparaissais, je crois me devoir au repos de ma famille, dont l'honneur serait entaché, mon pauvre père à la fin d'une carrière si brillante ne survivrait pas à cet affront, une condamnation contre moi rendrait trop amèrs ses vieux jours, enfin, monsieur, au nom de toutes les considérations possibles, je me fie à votre générosité, et espère que cette malheureuse affaire sera ensevelie dans l'oubli. Je désavoue toutes les expressions que les lettres que vous avez reçues contiennent, et, en m'en avouant le malheureux auteur, vous en offre mes excuses: agréez les, monsieur, et soyez assez généreux pour être discret.

Il m'en coûte de faire un pareil aveu, je n'y ai été poussé par aucune considération personelle, parce que pour moi ma carrière est perdue; c'est ma famille, au repos de laquelle je me dois, qui m'y décide, épargnez — la, telle est la seule prière qui me reste à

vous faire, et d'après ce que vous m'avez dit hier, je crois compter sur vous.

J'ai l'honneur de vous saluer.

Saumur le 25 Sept. 1834. E. de la Roncière."

D'Estouilly war damit nicht zufrieden. Auch zu den andern Briefen — die man ihm nicht vorlegte, deren Inhalt man ihm nicht mittheilte — müsse sich La Roncière bekennen, alsdann Urlaub nehmen und Saumur verlassen.

Der Gebeugte, Gequälte schrieb folgenden Brief:

„Monsieur! Je croyais que vous deviez être satisfait d'après ma lettre de ce matin; vous m'accablez dans mes malheurs et vous me demandez de rétracter des lettres dont vous me parlez. Je vais le faire: puisse cette démarche de ma part donner la tranquillité à ma famille. Je déclare donc être l'auteur des lettres anonymes qui sont parvenues au général, à Mme de Morell et à Mlle Marie.

Je déclare en outre avoir écrit à Mlle de Morell une lettre signée d'Estouilly, et à vous, monsieur, une autre lettre signée Marie de Morell.

Je viens de faire demander un congé et je quitte l'école cette nuit; et après cela j'ai lieu de penser, monsieur, que vous êtes satisfait, et que loin de chercher à nuire davantage à ma trop malheureuse famille, vous ferez votre possible pour que l'on parle de cette affaire le moins possible.

J'ai l'honneur de vous saluer.

E. de la Roncière."

Auch damit war d'Estouilly noch nicht zufrieden. Er sollte auch die Personen nennen, die ihm die Geheimnisse der Morell'schen Familie mitgetheilt und die Briefe verbreitet hätten. La Roncière erwachte wieder

zu einem männlichen Gefühl. Sich selbst könne er einer leichtsinnigen Handlung anklagen, die er nicht begangen, aber es wäre mehr als Niederträchtigkeit, einen andern Unschuldigen beschuldigen. Er weigerte sich entschieden, nahm Urlaub und verließ in der Nacht darauf Saumur.

Was beweist dies abgepreßte Geständniß? — Daß La Roncière ein Mann war, der, vom Bewußtsein einer schlechten Aufführung belastet, gedrückt von dem Ruf, in dem er bei seinen Cameraden stand, der freien moralischen Kraft entbehrte, sich aufrecht im guten Bewußtsein zu erhalten. Daß er aus Furcht, schuldig erkannt zu werden, wo er nicht schuldig war, eine Schuld bekannte, weil andere Schulden auf ihm lasteten. Das Schuldbewußtsein hat die davon Gemarterten noch zu ganz andern Bekenntnissen verleitet. Verfiel der verwüstete, leichtsinnige Mensch hierdurch in eine neue Schuld, so folgte die Nemesis auf dem Fuße, indem er unwissend sich durch das Anerkenntniß des einen schlechten Briefes zu dem andern noch weit schlimmern bekannte, und zugleich zu der Handlung der vorigen Nacht, welche im innigsten und nächsten Zusammenhange mit den Briefen steht, von der aber weder er noch Jemand in Saumur bis auf die Morell'sche Familie bis da Kenntniß hatte.

Sein Bekenntniß, wie es gegeben wurde, wie es sich verhielt zu den ermittelten Thatsachen vorher und nachher, fällt nach unserm Dafürhalten, als Beweismittel, ganz dahin. Womit ist dann seine Autorschaft bewiesen? — Durch nichts als durch den eifrigen Glauben seiner Cameraden, der Cavalerieoffiziere, der aber durch das Gutachten der Sachverständigen als völlig aus dem Felde geschlagen erscheint. Und fehlte dieses Gutachten, drückte es sich nicht so bestimmt aus, als es der Fall ist, so liegt im Inhalt, in der Schreibart der Briefe

ein fast unumstößlicher Beweis dafür: daß der Lieutenant Emil de la Roncière, wie er uns geschildert wird, ein leichtsinniger, roher, verschwenderischer, gedankenloser, wüster Offizier, mit Talenten, aber ohne Bildung, nicht der Verfasser dieser albernen, kindischen Briefe sein kann, welche, besonders die ersten, die Feder einer noch weltunkundigen, ungeübten, aber mit voller Lust und Lernbegierde ausgestatteten, sehr jugendlichen Intriguantin verrathen.“

Und wenn er nicht, wer schrieb die Briefe? — Vielleicht ein Dritter, welcher Marie, die Morell'sche Familie und La Roncière zugleich verderben wollte. Davon ist keine Spur; auch haben wir es hier nur mit La Roncière zu thun. Er ist nicht der Verfasser; mithin fällt dieses Fundament der Anklage gegen ihn zusammen. Welche andere Beweise treten gegen ihn auf?

Aber der Frage nach der Thäterschaft geht die nach dem Thatbestande selbst vorauf. Was war geschehen? Wo das corpus delicti?

Marie Morell erzählte: ein Mann sei in der Nacht zum 24. September in ihr Fenster gestiegen, habe sie niedergeworfen, vielleicht genothzüchtigt, gewiß aber gestochen, gebissen, gekratzt, und sei dann aus dem Fenster wieder davon gegangen, auf dieselbe Weise wie er gekommen, als er das Geräusch von Jemand gehört, welcher an der Nebenthür gerüttelt. Und in dem Manne habe sie La Roncière erkannt. Derselbe La Roncière habe später, auf der Brücke stehend, zu ihr hinaufgeblickt und sie angelächelt.

Dies ist der Hauptbeweis für den Thatbestand des Verbrechens. Ein Zeugniß der Beleidigten selbst gegen den Beleidiger. Und in welchem Zustande legte sie es gerichtlich ab? In einem halbwachen. Denn so kann man doch nur die mitternächtliche Gerichtsscene nennen, in welcher die angeblich oder wirklich Somnambule in den wenigen lichten Stunden, welche ihre Krankheit ihr gewährte, ihre Aussage machte. Mit entschiedener Sprache, wie die Franzosen sagen, mit großer Naivetät; ein deutscher Referent sagt: mit großer Frechheit, sprach sie allerdings, aber nicht vor dem Tageslicht, sondern in dem mysteriösen, von Lampenschein erhellten Kreise, welcher so sehr zur That oder ihrer Erfindung paßte.

Aber die Erzählung kann, dieser Mängel im Proceß ungeachtet, doch wahr sein, wenn sie von andern zusammenhängenden Umständen unterstützt, getragen wird. — Diese andern Umstände fehlen aber nicht allein, sondern sie sprechen auch gegen die That.

Wenn die Anklage positiv dahin gegangen wäre, daß La Roncière das sechszehnjährige Mädchen genothzüchtigt hätte, so würde eine ärztliche Untersuchung darüber Licht gegeben haben. Aber einerseits ist diese sehr spät und mit einer, die zarten Standesverhältnisse berücksichtigenden Schonung erfolgt, andererseits scheint diese Anklage später zurückgenommen, als sich die befürchtete Schwangerschaft nicht einstellte; und sie ward nur auf die im Allgemeinen angethane Gewalt gerichtet, auf das Niederwerfen, Binden, Drücken, Stechen, Beißen und Kratzen, indem man die specielle Gewalt nur als einen Versuch zur Nothzucht charakterisirte. Von dieser allgemeinen Gewalt haben sich bei der spätern gerichtlich-ärztlichen Untersuchung allerdings Spuren gefunden, aber so geringfügiger Art, daß ein junges Mädchen

sich dieselben füglich selbst, ohne zu große Ueberwindung, beibringen kann, während man anzunehmen berechtigt war, daß ein ergrimmter Cavalerieoffizier, der mit so diabolischen Racheplänen über ein armes junges Mädchen herfiel, und vorher dazu solche Anstrengungen gemacht, anders mit ihr verfahren wäre. Nur ein leichter Biß im Arm, eine kleine geeiterte Narbe von einigen Linien am Schenkel fanden sich vor; keine Stiche, kein Schlag ins Gesicht, was doch in der Handlungsweise eines so grimmigwüthenden Menschen gelegen hätte. Auch der Umstand, daß Marie schon vier Tage später Morgens ein ländliches Fest und Abends im Ballcostume einen Ball besuchen konnte, spricht dafür, daß die Verwundung und Mishandlungen nicht so fürchterlich können gewesen sein.

Marie Morell's Beschreibung widerspricht sich selbst; sie legte dieselbe anders vor dem Instructionsrichter, anders gegen ihre Mutter, gegen den Vater und vor den Geschworenen ab. Das wäre aus ihren verschiedenen Affecten zu erklären. Aber sie ist zugleich in allen verschiedenen Ausgaben aufs Höchste unwahrscheinlich.

Durch das Fenster soll La Roncière gestiegen sein, also vermittelst einer Leiter von außen, von der Flußseite her. Aber das Haus, ein Eckhaus, liegt Aller Blicken ausgesetzt; es war Mondnacht, und dem Haupteingange des Hauses gegenüber befindet sich eine Militairwache. Die Schildwacht vor derselben dehnt ihre Gänge bis auf die Brücke aus, von wo sie die Seite des Hauses nach der Loire übersehen konnte, wo die Leiter angesetzt sein mußte. Es wäre eine unglaubliche Tollkühnheit des Offiziers gewesen.

Die Höhe von der Straße an der Loire bis zum Fenster in Mariens Schlafcabinet beträgt 28 Fuß. Mit einer Stehleiter konnte La Roncière nicht eingestiegen sein;

von dieser Annahme standen selbst die Ankläger ab. Aber man nahm an, daß er vermittelst einer Strickleiter aus dem Fenster der unbewohnten Mansarde über Mariens Cabinet (die andere Mansarde nebenan bewohnte Samuel) sich bis ans Fenster hinabgelassen habe. Die Höhe beträgt 14 Fuß. Aber das Schieferdach unter der Mansarde hat einen Vorsprung von 31 Zoll, darunter ist eine Blechrinne. Ueber beide hätte die Strickleiter gelegt werden müssen, und hätte dann noch 17 Zoll vom Hause abgestanden. Auf diese Weise hätte vielleicht ein geschickter Matrose hinabklettern, mit einem Fuße das Fenster einstoßen, und durch einen kühnen Schwung hineinspringen können; für einen Cavalerieoffizier, der an solche gymnastische Uebungen nicht gewöhnt ist, der noch dazu in der allerunbequemsten Kleidung erschienen sein soll — einen Capotmantel um den Leib, Militairmütze auf dem Kopf, ein seidenes Tuch um die Backen gebunden; ein Mal nach Mariens Aussage gegen den Vater ohne Beinkleider, ein anderes Mal mit einer Larve vorm Gesicht — grenzte aber dieses Manoeuvre an Unmöglichkeit. Zudem fand man, wie gesagt, weder in der neugeweißten Mansarde, noch an deren Fenster, noch am Dach, noch an der Blechrinne, noch am Fenstersims und Tritt unten die geringsten Spuren. Und Dachrinne und Dachvorsprung hätten durch das Ueberlegen einer von einem Manne beschwerten Strickleiter unverlöschliche Eindrücke zurückgelassen. Außerdem stellte man in Saumur Erkundigungen an bei allen Seilern und Besitzern langer Leitern, ohne einem verdächtigen Gegenstand auf die Spur zu kommen. Alle Leitern waren zu Hause gewesen. Zudem bekundet der Glaser, abgesehen von dem bestrittenen Umstande, daß das Loch in der Scheibe zu entfernt vom Wirbel soll angebracht gewesen sein, daß

er die Scherben der zerschlagenen Scheibe nicht im Zimmer, sondern außen liegend gefunden habe. Wenn ein Dieb die Scheiben einschlägt, fallen sie ins Zimmer, und wenn die Hausbewohner sie auch dort aufheben, pflegen sie doch nicht die Glasstücken draußen auf die Fensterbrüstung zu legen.

Der Lieutenant fiel auf das junge Mädchen mit den Worten los: er komme, um sich zu rächen. Nachdem er ihr den Stuhl, daran sie sich hielt, entrissen, faßte er sie bei den Schultern und warf sie zu Boden. Dann band er ihr ein Tuch fest um den Hals. Dann schnürte er ihr einen Strick fest um den Leib (wozu?), und dann entwand er ihr das Nachtkamisol. Sie konnte nur noch ächzen; so fest war der Strick angezogen. Wie er ihr das Nachtkamisol entwinden können, nachdem er ihr den Strick um den Leib so fest geschlungen, ist kaum zu begreifen. Wenn ihre Arme mit gebunden, so ging das Ausziehen gar nicht an; wenn sie frei, so mußte er das Kamisol entweder von unten zuerst aus dem Strick und dann über die Schultern reißen, wobei eine schmerzliche Verrenkung kaum zu vermeiden war, oder von oben herunter, wobei Arme und Strick zugleich einen starken, wenn auch nur passiven Widerstand leisten mußte. Jedenfalls konnte aber schon diese Operation nicht ohne vielen Zeitaufwand vor sich gehen und mußte Geräusch machen — welche Mühe kostet es schon, ungebundenen Ohnmächtigen einen Rock vom Leibe zu ziehen! — und doch wurden weder die nebenan schlafende Miß Allen, noch der 11jährige Bruder, noch Frau von Morell, die gerade darunter schlief, erweckt. Seltsamer Weise hat man das Kamisol nachher nicht wiedergefunden.

Dann, nach Mariens Angabe, mishandelte er sie, trat sie mit Füßen, schlug auf ihre Arme und Brust (?)

mit großer Gewalt, biß ihr ins rechte Handgelenk, sagte, er wollte sich rächen für Das, was ihm im Hause des Vaters vor einigen Tagen widerfahren, und noch weit schrecklicher an einer andern Person, die von den anonymen Briefen Gebrauch gemacht. Immer wüthender werdend, sagte er: Seit ich Sie kenne, ist etwas in mir, was mich treibt, Sie zu verderben. Zehn Tage später sprach Marie auch von zwei Stichen zwischen den Beinen, wahrscheinlich mit einem Messer, und von zwei Schlägen mit etwas Hartem auf die Lenden, die heftiger gewesen wären als die früheren. In Ohnmacht versunken, gab ihr der Schmerz Kraft zum Schreien. Als nun Geräusch vor der Thür entstand, die in Miß Allen's Schlafzimmer führte, sagte La Roncière: Nun hat sie genug, legte den Brief (No. 8) auf die Commode und schlüpfte zum offen stehenden Fenster hinaus. Noch hörte sie ihn sagen: halt fest!

Miß Allen hatte von Allem, als sie erwachte, nur ein Aechzen gehört, und unterdrückte Stimmen, wie von Menschen, welche leise sprechen. Sie rief nicht nach Hülfe, die doch nahe war, rüttelte vielmehr an der Thür, welche La Roncière vorher zugeriegelt hatte, und diese sprang auf ihre Anstrengungen nach wenig Augenblicken auf, weil der daran befindliche Riegel nur von schlechter Beschaffenheit war. Da sah sie Niemand mehr, fand auch nichts von einer Spur, daß ein Mensch sich durch das Fenster entfernt habe. Marie aber blutete aus der Nase; im Gesicht und auf dem Halstuche waren Blutflecken. Am Arme sah sie nicht bedeutende Verwundungen, an der Handwurzel bemerkte sie noch Eindrücke von den Zähnen, die nicht blutig waren. Diese Beobachtungen machte jedoch Miß Allen erst am nächsten Morgen, und Marie hatte, trotz der Verwundungen, ihre Wäsche

bis dahin nicht gewechselt. Marie habe in den folgenden Tagen nicht sitzen und gehen können und augenscheinlich gelitten; doch aber sei sie am 28. schon Morgens zum Carroussel gefahren und habe Abends auf einem Balle getanzt. Dies geschah angeblich, um allen Verdacht vor den Leuten abzuwenden.

Die ganze Geschichte hat so viel des Unwahrscheinlichen in sich, daß, auch wenn sie durch andere Umstände und Zeugnisse unterstützt würde, gegen ihre Glaubwürdigkeit Zweifel bleiben müßten. Marie will vom Klirren der Fensterscheiben erwacht sein, was an und für sich erklärlich ist. Warum hat sie da nicht um Hülfe geschrieen, warum ist sie nicht entflohen, wenigstens zur Miß Allen, die in der Nebenstube schlief? Zeit hatte sie genug dazu, denn bis Jemand, der auf einer Strickleiter schwebt, durch eine von ihm zerschlagene Scheibe den Arm steckt, den Fensterwirbel öffnet, den Flügel aufstößt, und — in unbequemer Kleidung — von der Strickleiter auf die Fensterbrüstung klettert und hineinspringt, vergehen Secunden, wo nicht Minuten. Aber der Fürchterliche betraf sie nicht auf der Flucht, nicht unter dem Bette, nicht unter der Bettdecke, sondern am Bette hinter einem Stuhle stehend. Sie hielt sich nur krampfhaft an diesen Stuhl, dies war ihre ganze Gegenwehr, bis sie zu Boden gerissen ward. Denken läßt sich, daß ein anderer Mensch das Klirren und Einsteigen für einen bösen Traum gehalten und aus Furcht vor der Vision wie eingewurzelt am Boden gestanden hätte. Aber Marie ist kein solches von Furcht durchschüttertes Mädchen, wie ihr Auftreten vor Gericht bekundet. Nach der langen Pause, als er ihr den Stuhl fortriß, als er sie bei den Schultern packte, würde sie aufgeschrieen haben, laut, vernehmbar; sie würde nicht nach den langen Vorbereitungen während der ganzen

Mishandlungsoperation in stummer Agonie dagelegen haben. Und solch ein langwieriger Mishandlungsproceß, ein fortgeschleuderter Stuhl, ein Binden, Knebeln, das nicht wol erklärlicher Weise ausgerissene und verschwundene Kamisol, ein Stechen, Beißen, Treten mit den Füßen, Alles so ohne Geräusch verführt, daß Niemand im Hause, nicht Gouvernante, Bruder, Mutter unten, Diener oben, Nachbarn in den Zimmern daneben, das Geringste davon hören! Und all das Unnatürlichungeheure ist wiederum wie eine Vision aus dem Fenster verschwunden, als die Allen ins Zimmer dringt! Und der Mond scheint dazu hell hinein, und die Strickleiter, mitsammt dem Manne, dem es noch schwerer werden mußte, sich auf dieselbe wieder hinaufzuschwingen, als es ihm geworden, sich von derselben ins Fenster hinein zu schwingen, ist auch fort von Wand und Fenster, wie ein Laterna-Magicabild.

Wie der Mann und die Leiter in Nebel und Dunst zerfließen, verschwindet die ganze Geschichte vom Einbruch, von der Gewaltthat ins Gebiet des Märchens. Aber die Folgen? — Eine Verwundung, welche fürchterliche Schmerzen verursacht! — Aber Marie ging an den folgenden Tagen wie gewöhnlich zu Tisch, scherzte, sang, und nach vier Tagen wird ein Carrousel am Morgen und ein Ball am Abend besucht, und im Ballcostüm! Wunden, mit einem stechenden Instrumente nahe den geheimsten Theilen des weiblichen Körpers versetzt; aber erst 14 Tage später spricht Marie davon zur Mutter, welcher sie schon am nächsten Morgen die übrigen Details des Ereignisses mitgetheilt hatte! Bei der Untersuchung nach 5 Wochen finden erst Arzt und Hebamme an der betreffenden Stelle — nicht zwei, sondern nur eine unbedeutende Narbe, 3 Linien lang, 1 breit. Von den übrigen Contusionen

auf der Brust (Schläge auf die Brust eines 16jährigen Mädchens!) von den Schrammen am Arme, von den Contusionen an den Lenden ist bei dieser Untersuchung weiter nicht die Rede.

Der Thatbestand des Verbrechens ist, wenn nicht unmöglich, doch aufs höchste unwahrscheinlich, und worauf es hier ankommt, durch nichts erwiesen, als die Aussage eines 16jährigen Mädchens, die zunächst Betheiligte, die Geschädigte gegen den Schädiger, und eine Nervenkranke, eine halb Somnambule.

Wie die anonymen Briefe in sich selbst zerfallen, so weit sie als Fundamente der Klage gegen La Roncière dienen, so zerfällt der Thatbestand des Verbrechens in einen Traum, eine Vision. Er ist durch nichts dargethan, was den Richter davon überzeugen könnte.

Aber La Roncière's Thäterschaft? Die That als möglich gedacht, wodurch wird La Roncière als Thäter bezüchtigt? Durch die Briefe? Sie sind nicht von ihm. Durch Mariens alleiniges Zeugniß? Sie ist, wenn nicht Visionärin, etwas Schlimmeres. Aber, gesetzt, beide Zeugnisse hätten Beweiskraft, so müßte doch auch die Möglichkeit, daß La Roncière so etwas ausführen können, fest stehen. Ohne Hülfe und viel Hülfe war es für den isolirten, anrüchigen Lieutenant doch unmöglich so in das Haus des ersten Mannes der Stadt zu dringen so Alles auszukundschaften, so zu operiren und so zu entkommen. Man will ihm die Kammerjungfer, den Bedienten Samuel als bestochene Helfershelfer beigeben. Gegen diese ist nichts bewiesen. Selbst die Jury, welche La Roncière verurtheilte, mußte sie freisprechen. Und

wie wäre es dem mittellosen, verschuldeten, gemiedenen und verdächtigten Lieutenant möglich gewesen, die Dienerschaft eines so reichen Hauses, wie das Morell'sche, zu bestechen? Mit 5 Francs sagen die Briefe aus, habe er den Bedienten Samuel bestochen zum ärgsten Verrath, zum Verbrechen gegen die mächtige Familie, die ihn auf immer vernichten mußte, wenn es entdeckt würde. Die Rathlosigkeit der Insinuation grenzt hier an Albernheit. Sehr beachtenswerth ist übrigens die Geflissenheit, mit welcher die anonymen Briefe die Complicenschaft auf die Diener des Hauses zu werfen bemüht sind. Wäre Alles wahr, La Roncière der Thäter und Briefschreiber, würde er doch nicht so unvernünftig, so unsinnig gehandelt haben, mit kindischer Plauderhaftigkeit seine Helfershelfer anzugeben, und da schon, als sie ihm noch von Nutzen sein konnten. Wie die meisten Briefe, sind auch diese, in welchen die Beihülfe der Dienerschaft denuncirt wird, nur Versuche, das Beabsichtigte entweder vorzubereiten, oder dem ungeschickt Angefangenen Glaubwürdigkeit zu verschaffen.

Endlich hat La Roncière auch den Beweis des Alibi unternommen. Er will bis zum Schluß des Theaters in demselben geblieben, dann in voller Uniform nach Hause gegangen und dort, nach dem Zeugniß seiner Wirthsleute, bis am andern Morgen geblieben sein. Dies wird bestritten. Was wir von der Art Alibibeweisen halten, wo nach langen Monaten die An- oder Abwesenheit einer Person an einem bestimmten Orte bekundet werden soll, darüber haben wir uns in den Fällen von Fualdes Ermordung und Fonk ausgesprochen. Wir geben auf die Erinnerungskraft der Zeugen sehr wenig, wo dieselbe nicht etwa durch außerordentliche Ereignisse, welche zu gleicher Zeit sich zugetragen haben, geschärft sein dürfte.

La Roncière's Alibi ist für uns nicht erwiesen, aber eben so wenig ist es seine Thäterschaft zu einer Thatsache, welche, an sich unerwiesen, an der Grenze der Unmöglichkeit steht.

Aber die Motive! — Was nutzt die Frage nach den Motiven, wo Factum und Autorschaft schon fortgestrichen sind? Doch immer, um noch mehr Licht in die Sache zu bringen; vielleicht um die zweifelhaften Schatten noch dunkler zu machen. Was konnte Emil de la Roncière zu der unerhörten, grauenhaften Ruchlosigkeit bewegen? Was zu der empörenden Grausamkeit gegen ein junges, unschuldiges Mädchen, ein halbes Kind, welches ihm nichts zu Leide gethan? — Weil die Mutter seine Liebesanträge nicht anhört? Weil der Vater ihn aus der Gesellschaft verwiesen? — Endlich (nach der Wendung in der Intrigue) weil er doch eigentlich Lust hatte, die Tochter des reichen Hauses zu heirathen? Schon aber diese Wendung der Intrigue verdächtigt. Ein reiches Mädchen zu überfallen, zu mishandeln, um die Eltern zu zwingen, daß sie ihm dieselbe zur Frau geben, eine solche Absicht konnte man möglicherweise einem Charakter, wie La Roncière, beimessen. Aber diese Imputation kam erst ganz spät. Die erste Anlage der Intrigue stimmt damit nicht; es war nur ein letzter Nothbehelf, als jene zu grauenhaft monströs erschien, und bei den Gläubigsten gerechten Zweifel erregte. Weil sein General ihm einen Schimpf angethan und er, als militairisch Untergebener ihn nicht fodern durfte! Es wäre die unerhörteste Rache, die weder mit dem militairischen Charakter eines Franzosen stimmt, noch mit Dem, was man sonst von der

Schlechtigkeit des La Roncière'schen weiß. Welche andern Stufengrade mußten vorausgegangen sein, um zu dieser moralischen Depravation zu gelangen, die selbst in der wüstesten Romantik ihres Gleichen sucht?

Das erste Motiv, verschmähte Liebe von Seiten der Mutter, hätte, dagegen gehalten, noch einige Wahrscheinlichkeit für sich. Einer rasenden Liebesleidenschaft ist, wenn nicht Alles, doch viel möglich. Hier ist eine Dunkelheit geblieben. Ist La Roncière's Liebe zur Baronin Morell reine Fiction der geheimen Intriguantin, oder liegt etwas Wahres zum Grunde? In die Geheimnisse der Morell'schen Familie selbst haben uns die Gerichtsverhandlungen keine Blicke gewährt. War die Baronin eine Coquette, wie die Briefe sie zuweilen nennen, war das Verhältniß zu ihrer Tochter kein gutes, wie gleichfalls angedeutet ist? Daß uns gesagt wird, die Baronin habe ihrer Tochter die strengste sittliche Erziehung gegeben, will nichts beweisen. Im Gegentheil will uns das Prunken mit der Bibel, aus der sie ihre Tochter allein will lesen gelernt haben, nicht gefallen. Wenn aber der leichtsinnige Offizier wirklich eine Neigung zur Mutter gehabt — eine, welche der Dichterin des Romans den ersten Stoff an die Hand gab — so dürfte diese, nach seinem Charakter, schwerlich zu einer so rasenden, afrikanischen Leidenschaft sich gesteigert haben, um, weil verschmäht, das Entsetzlichste zu wagen, seine ganze Existenz aufs Spiel zu setzen, um dabei so kaltblütig raffinirt zu spielen und zu speculiren, wie er gethan. La Roncière liebte zu jener Zeit auch anderwärts, er hatte auch eine Maitresse in Saumur, mit der er später correspondirte, und die Correspondenz verräth keine Spuren solcher extravaganten Leidenschaft.

Die anonymen Briefe rühren nicht von La Roncière her; er hatte keine Motive, das angeschuldigte Verbrechen zu begehen; es ist durch nichts nachgewiesen, daß er dieses Verbrechen begangen und die Wirklichkeit dieses Verbrechens ist in den stärksten Zweifel gezogen.

Was bleibt dann? Die Fiction eines Verbrechens, ein rein ersonnenes Märchen, und ein Verfasser und Dichter, welcher durch diese Erfindung ein anderes, neues, nicht minder ungeheures und strafwürdiges Verbrechen beging? Oder blieb ein Kern von Wahrheit, aus dem durch Zufall, Misverständnisse und bösen Willen jene falsche Anschuldigung sich bildete? Oder ist ein unbekannter Dritter im Spiele, der Das vollbracht, um was La Roncière leiden mußte?

Man hat Vermuthungen der letztern Art sich zugeflüstert, es sind aber nur Vermuthungen geblieben. Man hat auch auf einen Kern von Wahrheit hingedeutet, aber Niemand hat die Grenzen zwischen dem Kern und Schweif zu ziehen gewußt. In Ermangelung aller positiven Fingerzeige, muß man sich lediglich an Das halten, was die gedruckten Acten bieten, und die Vermuthung fest ergreifen, welche aus den Verhandlungen dringend genug vorleuchtet; so hell, so deutlich sprechend oft, daß sie schon im Processe selbst aufgegriffen, ja ausgesprochen wurde. Aber das Vorurtheil im Publicum war zu fest, die Achtung vor der reichen Familie Morell zu groß, und selbst die moralische Scheu zu mächtig, um die furchtbare Last der Beschuldigung auf ein junges Mädchen zurückzuschleudern, die rein und unschuldig aus dem Kindesalter in das der Jungfrau übergetreten war, von der Niemand etwas Böses wußte, während auf der andern Seite ein Mann mit verwüstetem Körper und wüster Seele stand, ein Sohn, den sein Vater mehr als ein

Mal aufgegeben, ein Militair, den selbst seine eigenen Cameraden — welche gegen Jugendsünden nicht strenge Richter sind — von sich wiesen, nicht achteten und jeder bösen That für fähig achteten.

Wählet! rief ein Anwalt der klagenden Partei, zwischen jenem Emil de la Roncière und dieser Marie von Morell, wählet zwischen einem schuldbefleckten Offizier und einer makellosen Jungfrau; und das Publicum hatte längst gewählt, die Richter auch, ja selbst die eignen Vertheidiger des Angeschuldigten schraken vor dieser Alternative zurück. So stand die Sache, daß die Vertheidigung und Reinsprechung des Einen eine Anschuldigung und Verdammung des Andern werden mußte, und Chair d'Estange, der die Anklage zuerst gegen Marien zurückgeschleudert hatte — und das mußte er, wollte er seiner Pflicht genügen und seinen Clienten retten — später vor dem Wagniß zurückschrak und halb zurücknahm. Ihr habt mich überzeugt, rief er aus, Marie Morell kann nicht schuldig sein, sie ist nur eine Visionairin; aber Emil de la Roncière ist auch unschuldig! Helft mir und helft euch! —

Wenn der eigene Vertheidiger des Verklagten, Frankreichs erster Advocat, selbst diesen Eindrücken nachgab, dem Urtheil, welches das moralische Gefühl bereits gefällt hatte; wenn er, statt mit dem aufgehobenen Schwerte scharf zuzuschlagen, vor dem ihm entgegengehaltenen, blendenden Unschuldsschilde zückte, parirte, und, übermannt von einem Gefühle, Seitenstreiche machte, darf es uns dann wundern, wenn auch die Richter dem Impulse folgten, und, vor der jungfräulichen Unschuld, die noch dazu gehüllt in den Mantel des Reichthums saß, sich tief beugten und statt mit der Schärfe des Inquisitionsrichters in sie zu dringen, sie nur leise anfaßten und nur die Antworten hervorlockten, welche Marie zu geben gewillt war?

Aber es gibt keinen andern Weg; der Verdacht fällt, sobald er von La Roncière abgewandt ist, mit aller Schwere auf sie zurück, der doppelte Verdacht: die anonymen Briefe selbst geschrieben und das nächtliche Attentat ersonnen zu haben. Bedarf es noch, nachdem wir die Geschichte, mit allen verunglückten Beweismitteln durchgegangen sind, alle Anzeichen und Punkte dafür noch ein Mal zu wiederholen und zusammenzustellen?

Anonyme Briefe werden schon zu einer Zeit ins Haus gestreut, wo an eine Einwirkung La Roncière's nicht zu denken ist. Was wäre es ihn, was Andere angegangen, daß die Marien gegebene Gouvernante zu jung war! Nur Marie selbst konnte oder mochte sich dadurch beleidigt fühlen. Es war das erste Erwachen des jungfräulichen Stolzes. Er erweckte die Lust zu einer kleinen Selbsthülfe, zur Intrigue. Die Briefe hatten einige Aufmerksamkeit erregt; nun kam in Saumur ein großartiger Gegenstand, eine ernstere Intrigue, die, von weither eingefädelt, durch die neuerregte Aufmerksamkeit zur eifrigen Fortsetzung auffoderte. Nur Marie konnte alle häuslichen Angelegenheiten, Besprechungen so genau kennen, so augenblicklich davon Nachricht haben, und sie in den Schreiben benutzen; nur ihr war es möglich, die Briefe so geschickt in das Haus zu schaffen, und, ihre Wirkungen bewachend, neue Nahrung für folgende daraus zu suchen. Das ist freilich kein Beweis, aber diese ihre vorzugsweise Befähigung stimmt zu bündig mit allem Ermittelten. Die Briefe bereiteten das nächtliche Attentat vor, sie leiteten es ein, um es dann motivirt erscheinen zu lassen; sie erklärten es nachher; sie legten seine Dunkelheiten aus, sie stärkten den Glauben daran, als er zu schwanken anfing; sie gaben ihm eine geschickte Wendung, als die ältere gefährlich wurde. Wenn es feststände,

daß das Attentat selbst nur in Marie Morell's Einbildungs- oder Erfindungskraft existirt hat, wie es gewiß ist, daß sie die einzige Zeugin, die einzige Person ist, welche, nach Lage der Acten, davon Kunde hat, so konnte auch sie nur die Verfasserin, die Schreiberin der Briefe sein. Ein positiver Beweis jener Negative würde sich natürlicherweise nie führen lassen, auch wenn ein Gericht sich der Sache annehmen dürfte und wollte; somit müssen wir bei dem doppelten Gutachten der Sachverständigen stehen bleiben, welche in der Handschrift der anonymen Briefe nicht allein nicht La Roncière's, sondern eine weibliche Hand, Schriftzüge, die halb englisch, halb neufranzösisch wären, endlich eine Aehnlichkeit mit Mariens Hand erkennen, und nicht aus flüchtiger Vermuthung, sondern nach der ernstesten, reiflichsten Prüfung, und selbst bei ihrem Ausspruch da unerschrocken beharrten, als ein Chair d'Estange vor der allgemeinen Stimme der Entrüstung zurückwich. Es bleibe Jedem zu entscheiden überlassen, ob der Ausspruch der Sachverständigen, daß auch das Papier der meisten unter den anonymen Briefen von derselben Sorte mit dem gewesen, dessen Marie Morell sich zu ihren Briefen bedient, ein schweres Indicium ist. Nach unserm Dafürhalten sind Inhalt, Styl, Phantasie, Gedankensprünge in den Briefen schlagendere Indicien dafür, daß nur ein Mädchen, und zwar ein junges, reich mit Einbildungskraft begabtes, aber mit der wirklichen Welt noch wenig vertrautes sie geschrieben hat. Gerade Das, was es für uns moralisch unmöglich macht, in La Roncière den Verfasser der Briefe, den Erfinder der That, den Thäter selbst zu denken, das hyperromanhaft Groteske einer Intrigue aus Rache, die keine Motive und keine naheliegenden Zwecke hat, führt uns zum Glauben, daß diese Intrigue im Kopfe eines weiblichen Individuums

von jugendlichem Alter entsprungen sei, die nur einzelne Blicke in das wirkliche Leben gethan, und mit ihrer aufgeregten Phantasie das wenige Aufgefaßte sich eigenthümlich zuschnitt, gestaltete und weiterbildete.

Sie war nie im Theater, sie hat nie einen Roman gelesen — versichert ihre Mutter. Welche Mutter kann dies von ihrer Tochter beschwören? War sie nie im Theater, las sie nie einen Roman, so hörte sie doch im Gespräch im älterlichen Hause, von den Offizieren der Kriegsschule in Saumur, von den Gesellschaften der Hauptstadt gewiß Dinge, welche den Roman und das Theater ersetzen. Wo ist ein Kreis des gebildeten Lebens in Frankreich, wo in einem Hause, wie das des General Morell, wo nicht Komödie gespielt wird, wo nicht theatralische Schaustücke aufgeführt würden? Ist die Literatur dort so vom Leben getrennt, wie es in Deutschland der Fall war? Gerade die strenge Erziehung, welche die Baronin Morell ihrer Tochter gegeben haben will, — eine Mutter, die wir beiläufig nur in dem Augenblicke sehen, wo sie in's Theater fährt, während sie ihre Tochter im Hause zurückläßt — erregt eigene Bedenken; erstens, ob sie nicht wegen einer besonders aufgeregten Phantasie der Tochter für nöthig erachtet wurde; dann, ob nicht gerade die Strenge, ohne ein Fundament tieferer, geläuterter Sittlichkeit, die Phantasie noch mehr auffoderte, sich im Geheimen selbst Beschäftigung und Erholung zu verschaffen. Wäre das etwas Neues, Unerhörtes! Es ist eigentlich etwas Alltägliches. Nur aus der Bibel ließ man das Fräulein von Morell lesen lernen! Man trifft in dem modernen Frankreich auf noch wunderbarere Gegensätze, auf noch seltenere Manoeuvres, das durch lange Uebung verlorene Himmelreich der Unschuld durch einen plötzlichen Sturmangriff wieder zu erobern. Aber aus der Bibel

kann man allerhand herausleſen; zumal wenn eine Engländerin die Lehrmeiſterin iſt. Ein junges franzöſiſches Mädchen, das ſchon die Bälle beſucht, die Galanterien der Offiziere mit anhört und erwartet, und zu Hauſe eine engliſche Puritanerin als Erzieherin, ſind Contraſte, welche eigene Erziehungsproducte hervorbringen mögen. Uns ſollte es nicht wundern, wenn auch eine Lafarge aus der Bibel leſen gelernt und eine ſchottiſche Presbyterianerin zur erſten Erzieherin gehabt hätte.

Marie Morell war früh, wie man will, in Viſionen oder in Phantaſien, thätig. Man darf als erwieſen annehmen, daß nur ſie den unglücklichen Liebhaber ihrer Mutter in die Loire ſpringen ließ. Daß ſie die Welt und Frankreich noch nicht kannte, wo die unglücklichen Liebhaber nicht ſo ſchnell ins Waſſer zu ſpringen pflegen, verräth dieſe ihre erſte, uns bekannt gewordene Phantaſie; aber ihre Mutter mußte ſie doch kennen, welche den Vorfall glaubte, und vielleicht gern glaubte, wenn der Ausdruck aus den anonymen Briefen „Ihre coquette Mutter" auf einiger Wahrheit beruht. Man hatte ihr geglaubt; welche Aufforderung weiter zu ſpielen, zu erfinden, zu intriguiren! Sie hatte eine Mutter, welche glaubte, wahrſcheinlich auch eine ſolche Gouvernante, gewiß einen gläubigen Vater. Es galt, ſich für die moraliſchen Predigten und Prüfungsſtunden bei Miß Allen zu entſchädigen, und ſie entſchädigte ſich reichlich.

Aber wie? — Indem ſie in den anonymen Briefen ihrer Mutter eine Liebſchaft andichtete, auf dieſe ihre eigene Mutter den Vorwurf der Coquetterie herbeizog, ihren Vater einen Geizhals ſchalt, auf ſich ſelbſt ſchimpfte und ihre Simplicität und Häßlichkeit hervorhob; indem ſie Unfrieden in ihre anſcheinend glückliche Familie brachte; indem ſie ein entſetzliches, unerhörtes Verbrechen an ihr

begangen, erfand, wodurch sie sich selbst vor den Augen der Welt prostituirte und eine traurige Zukunft bereitete; indem sie einen Offizier, der ihr nichts gethan, einer That anschuldigte, welche ihn um seine Aussicht, vielleicht um sein ganzes zeitliches Wohl brachte, und mit solcher unglaublichen Beharrlichkeit den Plan verfolgte, und zugleich unschuldige Domestiken als in das Verbrechen verwickelt denuncirte, die dadurch um ihre Existenz kamen! Wie ist eine solche Voraussetzung bei einem jungen unschuldigen Mädchen aus guter Familie möglich? Wie wird ein hübsches Mädchen sich selbst für häßlich, widerwärtig erklären? Wie kann ein solches die Kenntniß von dem Leben der Cavalerieoffiziere haben, welche die Briefe verrathen, wie nur die rohen Ausdrücke wissen, geschweige denn schreiben, welche einem Militair nur unter seines Gleichen über die Lippen fahren? Und wenn es möglich, zu welchem Zwecke?

Hier hört das Gebiet des actenmäßig Nachzuweisenden auf, und das der Vermuthungen beginnt. Ein deutscher Arzt, der Medicinalrath Matthäi in Verden, hat in seinem „Medicinisch-Psychologischen Gutachten über die Verurtheilung La Roncière's", von dem wir Mehres in unserer Darstellung benutzt haben, einige Hypothesen aufgestellt, welche er nur als solche gibt, die aber auch früher, zum Theil schon im Processe, zur Sprache gekommen sind. Aber da die öffentliche Stimme, vom Mitleiden für Marien bewegt, von ihrer Schönheit geblendet, und eingeschläfert von allen Mitteln, welche die mächtige und reiche Familie aufbot, ihre Tochter von der Schande einer Verurtheilung zu befreien, sich im Lauf des Processes immer entschiedener für sich aussprach, mußten diese Hypothesen wieder verstummen.

Die Tugend und Unschuld Mariens wird von ihren

Aeltern versichert. Wer fühlte sich geneigt, es zu bestreiten, wer mochte nur zweifeln? Aber jene Versicherungen verlieren schon um deswillen an Kraft, weil, nach dem oben Gesagten, eine so strenge Erziehung unter den gegebenen Verhältnissen entweder nicht möglich ist, oder andere Resultate hervorbringt. Die tägliche Erfahrung lehrt, wie listig ein junges Mädchen in der Entwickelungsperiode die Aufpasser zu hintergehen weiß, bemerkt der genannte Arzt. Auch verrathen uns einzelne Blicke in das Familienheiligthum, daß das Vertrauen der Tochter zur Mutter nicht sehr groß gewesen sein kann. Sie trägt der Kammerzofe auf, ihr Nachrichten von dem verwundeten d'Estouilly zu bringen, der Mutter aber nichts davon merken zu lassen. Als sie verwundet sein will, flüchtet sie unter den angeblich schrecklichsten Schmerzen nicht in die Arme ihrer nächsten Freundin; ja sie entdeckt sich erst später der Mutter, zuerst nur der gläubigen Miß Allen. Welche Verstellungskunst übt das 16½jährige Mädchen, indem sie in den nächsten Tagen, nachdem sie erlitten, was ein keusches Mädchen vernichten muß, eine besonders heitere Gemüthsstimmung an den Tag legt, lacht, singt, scherzt und springt, ja am vierten Tage viel auf einem Balle tanzt! Welche noch größere Kraft, mit dem Bewußtsein, so vor dem Geschworenengerichte aufzutreten, und mit der Offenheit vor jungen Damen und Herren auf die vorgelegten Fragen ohne Umschweif zu antworten! Sie setzte sich unbefangen auf den Lehnstuhl und blickte ruhig die Geschworenen an. Ihre Stimme soll nicht gezittert, ihre Sprache die vollkommenste Ruhe und Besonnenheit gezeigt haben. Selbst auf halblaut an sie gerichtete Fragen antwortete sie klar und fest, und als der Präsident sie auffoderte, La Roncière anzusehen, wandte sie sich ohne Zögern um, schlug den Schleier zurück, sah

den Mann, dessen Erscheinung die furchtbarsten Empfindungen in ihr erwecken mußte, ohne jede Spur einer innern Bewegung an, und sagte mit Sicherheit: „Ich erkenne ihn, er ist es!“ — Wenn La Roncière der Mann war zu dem man sich der angeschuldigten That versehen konnte, so war Marie Morell wenigstens auch ein Mädchen, zu der man sich mehr versehen durfte, als was Unschuld und Naivetät einer Tochter von 16 Jahren mit sich bringen.

Es liegt außer unserer Aufgabe, auch die ausführliche medicinische Untersuchung und Zweifel des genannten Arztes über Marie Morells „unerhörten und nie dagewesenen“ Krankheitszustand unsern Lesern wiederzugeben, und wir begnügen uns, als Resultat seiner gründlichen Forschung nur herauszuheben: daß die von den Aerzten mitgetheilten Krankheitserscheinungen nicht hinreichen, um allen Verdacht, dieselben seien künstlich durch den Willen hervorgebracht, unterhalten, vergrößert und verändert, zu entfernen. Desgleichen, daß die von den Aerzten angestellten Versuche die Ueberzeugung nicht rechtfertigen, der Krankheitserscheinung liege keine Verstellung zum Grunde. Endlich könne der Krankheitszustand auch wol ein Gemisch von Symptomen sein, die durch physische Unordnungen im Körper hervorgebracht waren, und von solchen, die durch den Willen theils gesteigert, theils neu hinzugefügt wurden.

Die Frage nach der Möglichkeit verschwindet, wo die Untersuchung sich schon auf dem Gebiete der Wirklichkeit befindet. Unmöglich klingen im Munde einer jungfräulichen Marie Morell Ausdrücke wie: diese Schweine von Saumur, diese Schurken von Gläubigern; aber belauscht kann leicht das kluge Mädchen die intimsten Gespräche der Offiziere im älterlichen Hause haben. Auf

den ersten Blick scheint es unmöglich, daß sie sich selbst auf Brust, Arme und Schenkel geschlagen, in die Handwurzel gebissen, über die Arme gekratzt und mit einem spitzen Instrumente in der Nähe der Geschlechtstheile gestochen haben solle. Aber es ist nicht unmöglich. Wollte sie bei ihrer Familie die Ueberzeugung hervorbringen, der Angriff habe ihrer Ehre, vielleicht gar ihrem Leben gegolten, mußte sie ihre Erzählung durch Handlungen unterstützen. Zu einem Zweck thut, wagt man auch mehr. Schläge, um eine Sugillation hervorzubringen, brauchen nicht sehr schmerzhaft zu sein. Sie schonte vorsichtig das Gesicht. Ein rachsüchtiger, wüthender Mensch würde diese Vorsicht nicht geübt haben.

Der genannte Arzt führt uns verschiedene Beispiele vor, aus eigener und Anderer Praxis, von den Listen, Intriguen und Selbstpeinigungen junger Mädchen zu bestimmten Zwecken, oder wo der Zweck nur ein Kitzel der Eitelkeit, ein krampfhaftes Gelüste war, und die sämmtlich aus dem Gebiete des Unwahrscheinlichen in das des Unnatürlichen überspielen. Mehre davon waren ihrer Zeit sehr bekannt, andere sind uns neu. Zur Erklärung des uns vorliegenden Phänomens ist es aber zweckmäßig, an einige derselben zu erinnern.

Der genannte Arzt und Schriftsteller war zu Anfang dieses Jahrhunderts Familienarzt bei einem Generallieutenant der Cavalerie. Dieser bewohnte ein kleines Gut, etwas entfernt von seiner Garnison. Eine 16jährige, außerordentlich schöne Tochter wünschte, daß der Vater nach der Stadt hinüberziehe; der Umgang der Offiziere, die nahen Vergnügungen lockten sie unwiderstehlich. Ihren Zweck zu erreichen, legte sie heimlich Feuer in die Gebäude des Guts. Ein Nebengebäude brannte nieder, es wurde wieder aufgebaut und der Zweck war nicht er-

reicht. Sie wiederhalte diese Versuche an 30 Mal; meist, aus Zufall, ohne Erfolg. Viele kamen in Verdacht und Untersuchung, bis endlich die junge, schöne, unschuldige Tochter des Generals selbst als Verbrecherin ertappt wurde und ihren Kitzel im Zuchthause durch lebenslängliche Einsperrung abbüßte. — Ein anderes junges, ausgezeichnet schönes Mädchen, in einer norddeutschen ansehnlichen Stadt, aus einer vornehmen Familie, fand ihr Vergnügen daran, durch anonyme Briefe Unfrieden zwischen Liebenden und jungen Eheleuten zu stiften, Andere bitter zu kränken, zu verleumden. Diese Mystificationen dauerten viele Jahre, ohne daß man auf die Spur kam, indem sie nur einen jüngern Bruder zum Vertrauten und Briefträger hatte. Auch sie büßte endlich, als es herauskam, durch langjähriges Gefängniß. — Der Arzt weiß noch von einem jungen, schönen, vornehmen Mädchen, das in verbotenem Umgange mit ihrem Lehrer, wahrscheinlich auch mit andern Männern gelebt hatte. Als sie sich mit einem jungen Manne von Stande verlobt hatte und von den Aeltern desselben in ihr Haus genommen war, ergab sich, daß sie schwanger war. Sie gab aber nicht den Lehrer, sondern einen Mann des höchsten Standes an. Dieser leugnete entrüstet jede Vertraulichkeit mit dem Fräulein. Aber sie wußte mit aller weiblichen Schlauheit so viel Verdachtsgründe gegen ihn aufzuführen, daß sie zum Eide verstattet wurde. Der Angeschuldigte mußte sie heirathen, reiste aber sogleich nach der Trauung fort, um seine Frau niemals wiederzusehen. Unser Gewährsmann sagt, viel beschäftigte Aerzte würden dieses Register leicht vermehren können.

Dies sind Beispiele von Intriguen, die in positiver Schlechtigkeit und verbrecherischen Tendenzen ihren Grund

haben; die Geschichte der Psychologie dieses Jahrhunderts bietet uns aber ein bekanntes Beispiel von einer jugendlichen Selbstpeinigerin, welche sich durch Jahre hindurch zu den äußersten Qualen verdammte, nur aus krankhafter Eitelkeit, um Erstaunen, Bewunderung und Mitleiden zu erregen. Rahel Herz in Kopenhagen war ein höchst gebildetes, selbst auffallend unterrichtetes junges Mädchen, die Tochter wohlhabender Aeltern. Mit der äußersten Consequenz und Listigkeit peinigte sie sich lange Jahre durch (1807 bis 1826) auf die schauderhafteste Art. Sie stach sich viele hundert Nadeln an verschiedenen Stellen des Körpers in's Fleisch, und wenn später Entzündung und Eiterung entstand, ließ sie sich die Nadeln herausschneiden. Sie hielt den Urin zurück und ließ ihn alle Morgen durch den Katheter entfernen; sie blies sich selbst die Urinblase mit Wind auf, und ließ ihn, wenn der Katheter angelegt wurde, entströmen. Ein und ein halbes Jahr blieb sie stumm; noch länger lahm, entzog sich alle Nahrung, ahmte Krämpfe, Ohnmachten täuschend nach, und die Geschichte der unglücklichen Kranken ging, Schauder erregend, durch die Journale und Zeitungen der gebildeten Welt. Niemand hatte an der Wahrheit gezweifelt und erst 1826 wurde der Betrug entdeckt. Die einzigen Beweggründe der verschmitzten Betrügerin waren die Sucht, der Gegenstand des Staunens der Menschen zu sein und das Vergnügen, die gelehrtesten, berühmtesten, scharfsinnigsten Männer zu mystificiren. — Was wollen Marie Morell's Paar Verwundungen gegen diese Selbstquälerin — und Rahel Herz ist nicht die einzige der Art — bedeuten?

Die erste der erwähnten Hypothesen ist: Marie hatte in Paris ein verbotenes Verhältniß gepflogen. In Saumur angekommen, blieb ihre Regel aus; sie fürchtete

schwanger zu sein. Sie wagte nicht sich den Aeltern zu offenbaren. Sie machte d'Estouilly's Bekanntschaft, den die Eltern auszeichneten, der auch ihr gefiel. In ihrer schrecklichen Lage erdachte sie eine Fabel, um, wenn die Schwangerschaft sich bestätigte, sagen zu können: ich bin unschuldig, was ich leide, leide ich nur aus Liebe zu d'Estouilly. — Auf das Ausbleiben der Regel deuten die vielfach, in so großer Anzahl und heimlich angesetzten Blutegel. Es ist aber ein allgemein verbreiteter Glaube im Publicum, besonders in Frankreich, daß Aderlassen an den Füßen und Blutegel an den Geburtstheilen am wirksamsten sind, nicht blos die unterdrückte Regel wieder herzustellen, sondern auch den Fortgang einer Schwangerschaft zu hindern und den Abgang der Frucht zu befördern. Entweder hatte Marie sich vergebens gefürchtet, oder die Mittel hatten angeschlagen.

Zur Vollständigkeit der Fabel gehörte eine bestimmte Person. Zum Fenster durfte kein Jupiter einsteigen und keine Nebelgestalt verschwinden, wenn die Geschichte Glauben finden sollte. Wer war passender als der leichtsinnige, lüderliche La Roncière, den seine eigenen Cameraden jeder That für fähig hielten? Die Intrigue machte sich darauf bei dem sich rasch entwickelnden Talent der jungen Intriguantin von selbst, und Alles war so weit gelungen, daß La Roncière Saumur verließ. Aber die Aeltern beschleunigten noch nicht ihren Wunsch, sie mit d'Estouilly zu verheirathen. Darum wurden die Drohungen fortgesetzt, und endlich erschien das Billet Nr. 16, und darauf folgten die heftigen Krämpfe. Aber auch Das bewirkte nicht, was Marie wünschte, eine beschleunigte Heirath; vielmehr kam Das, was sie am wenigsten erwartete, eine gerichtliche Klage gegen La Roncière. Jetzt galt es, Alles aufbieten, den Verdacht von sich abzuwäl-

zen und auf La Roncière; es galt Sieg oder Tod; daher die neue, wunderbare Krankheit, so lange fortgesetzt und endlich ihr entschiedenes Auftreten vor Gericht. Die Hypothese wird durch den Inhalt der Briefe unterstützt. Während das Attentat sich später als ein in der einen Beziehung verfehltes darstellt, spricht der in Dingen dieser Art sehr bewanderte Cavalerieoffizier sofort von einer Schwangerschaft, als der unausbleiblichen Folge; dann wird den Aeltern wiederholt der Rath gegeben, die Tochter so schnell wie möglich zu verheirathen. Das sei das einzige Mittel, die öffentliche Schande abzuwenden. An La Roncière konnte man nicht füglich denken, also an d'Estouilly. (La Roncière selbst konnte aber füglich noch weniger denken, daß ihm der General Morell seine Tochter geben werde!) Es wird Alles angewandt, d'Estouilly glauben zu machen, daß Marie ihn liebe, und ebenso wird sie, trotz aller Schmähungen auf ihre affröse Häßlichkeit — etwas, von dessen offenbarer Unrichtigkeit d'Estouilly sich durch den Augenschein überzeugen konnte — de la personne la plus innocente du monde, als innocente créature und als elle est innocente et pure, c'est la seule chose, que je ne puisse lui ôter, oder C'est qu'il y a de plus pure au monde mit merkwürdiger Vorliebe aufzuführen. Ein junger Lieutenant von La Roncière's Temperament pflegt weder was er liebt, noch was er haßt, so sentimental zu liebkosen.

Wäre diese Hypothese richtig, so hätte Marie Morell erreicht, was sie wünschte, da sie, so viel bekannt, d'Estouilly's Gattin geworden.

Die zweite Hypothese gründet sich auf die vielfältig bei jungen, noch in der Entwickelung begriffenen Mädchen, oder bei reizbaren hysterischen Frauen gemachte Erfahrung. Die Sucht, Aufsehen zu erregen, Gegenstand

der Neugier, Bewunderung zu werden, siegt plötzlich über Vernunft und Natur, und treibt die Schwachen mit Selbstverleugnung eine Rolle zu spielen, vor der selbst stärkere Naturen zurückschaudern. Es ist möglich, daß nichts Straffälligeres, als die Lust, sich in ein undurchdringliches Geheimniß zu hüllen und so die Leute zu mystificiren, Mariens jugendliches Gemüth afficirt hatte. Als sie noch nicht 15 Jahre alt war, fing sie damit an, in Paris den Vater, die Bonne, ihre Lehrer durch anonyme Briefe zu mystificiren. Sie setzte es in Saumur fort; anfangs trieb sie noch nicht die Eitelkeit, selbst als Heldin darin aufzutreten. Der erste Brief galt der Mutter, die noch Anspruch machte, zu gefallen; sie machte diese Gefallsucht lächerlich. Ihr Verhältniß zu d'Estouilly ward nun hineingezogen. Zum Roman gehörte ein Nebenbuhler, ein böser natürlich; die jugendliche Phantasie verlangt grelle Gegensätze. Wer paßte besser dazu als der viel verschrieene La Roncière? Ihre Einbildungskraft malte ihn sich, wie es sich von selbst versteht, noch weit schwärzer aus, als einen aus Rache und Tücke zusammengesetzten Teufel. Der Roman mußte sich tragisch verwickeln. Die Nebenbuhler wurden zusammengehetzt, sie selbst ließ sich überfallen, mishandeln, in ihrer jungfräulichen Ehre verletzen. Alles Das litt sie nur um ihrer treuen Liebe willen. Das klingt unglaublich, aber es liegt im Gebiete der Möglichkeit, die, wie so viele Beispiele lehren, nur zu oft schon zur Wirklichkeit wurde; die Lust sich vor Andern und vor sich selbst interessant zu machen, ist auf gewisse Gemüther von diabolischer Mächtigkeit. Die letzten Acte, welche das Drama in ein Trauerspiel verwandelten, indem sie die romantisch sentimentale Intrigue vor die Schranken des Gerichtes brachten, lagen natürlich nicht in ihrem Plane;

die Nothwendigkeit gab aber die Gesetze von selbst an die Hand, nach denen nun gehandelt werden mußte; sie sind dieselben, wie bei der zweiten Hypothese.

Eine dritte wäre, daß Marie Morell wirklich eine Visionairin gewesen. Hinsichts der nächtlichen Hauptscene ließe sich dieses, schon bei einer gewöhnlich aufgeregten Phantasie, erklären. Einige glaubten sogar, daß sie auch alle Briefe im somnambulen Zustande könne geschrieben haben; was freilich ein starker Glaube ist. Jedenfalls muß man auch bei dieser dritten Erklärungsweise etwas von dem Mechanismus der zweiten Hypothese hinzuthun.

Bei allen drei Hypothesen bleibt eine Ungewißheit. Marie konnte nicht ohne einige Hülfe arbeiten; Jemand mußte ihr, da sie nie allein ausging, beim Einwerfen der Briefe in den Briefkasten behülflich sein. Es ist nichts darüber ermittelt. Samuel gab vor Gericht die Antwort: er wolle seinen Verdacht nicht aussprechen, aus Furcht, sich zu irren, wie man sich in ihm geirrt habe.

Die Geschworenen sprachen, wie oben angeführt, nach einer mehrstündigen Berathung, das Schuldig über Emil de la Roncière aus. Zur Verwunderung des Publicums aber ward hinzugefügt, daß die Jury mit einer Majorität von mehr als sieben Stimmen erkannt habe, daß mildernde Umstände für den Angeklagten sprächen. Ueber die Bedeutung dieses Ausspruchs auf mildernde Umstände ist schon bei andern französischen Criminalfällen das Nöthige gesagt. Wer, wenn La Roncière das Verbrechen begangen, konnte an mildernde Umstände denken, wer erwartete und wünschte

nicht vielmehr, daß den Cannibalen, der kalten Blutes dieses verüben konnte, noch eine Schärfung der Strafe treffe? Es war nur der Zweifel der Geschworenen, ob sie nicht einen Unschuldigen verurtheilten, welcher sich hinter diesem Ausspruche verbarg. Wer bestimmt, welche der drei Hypothesen ihnen dabei als möglich vorschwebte?

Der Gerichtshof verurtheilte darauf La Roncière zu einer 10jährigen Einsperrung, jedoch ohne Ausstellung am Pranger, sowie zu den Proceßkosten und jedem Schadenersatz.

Auch dieser Fall ward benutzt, wie die vielen andern, in Deutschland den Charakter des Geschworenengerichts zu verdächtigen: Die Geschworenen ließen sich einschüchtern oder verblenden, über einen Mann das Schuldig zu sprechen, den sie für unschuldig hielten; ist dies eine Gerechtigkeitspflege? Wenn hier ein sträflicher Irrthum begangen wurde, so liegt er, wie in so vielen ähnlichen Processen, weniger in der Urtheilskraft oder Charakterschwäche der Geschworenen, als in den Mängeln der juristischen Voruntersuchung. Daß die Instructionsrichter, vielleicht auch der Gerichtspräsident, das Fräulein von Morell mit sammetnen Handschuhen anfaßten, statt mit unerbittlicher Strenge in das Traumgewebe (oder ein anderes) einzugreifen, versetzte die Sache zum Theil in den Stand, wo selbst ein Chair d'Estange zurückwich. Die Jury sprach ihr Schuldig über einen Mann, den sie mit dem ganzen Publicum, den Richtern und seinen eigenen nächsten Genossen, für schuldig hielt, wenn nicht des vorgebrachten Attentats, doch einer Reihe anderer ungestraft gebliebener Vergehen und eines so befleckten Wandels, daß er aus Schuldbewußtsein nach dem Duell ein neues Verbrechen beging, indem er sich fälschlich der Autorschaft jener Briefe aus Furcht bezüchtigte.

Ist nicht dies schon ein Verbrechen, das vor dem moralischen Richterstuhl auf Bestrafung Anspruch macht? — Eine zehnjährige Gefängnißstrafe, ohne öffentliche Ausstellung, wäre auf ein solches Verbrechen eine sehr gelinde Strafe gewesen. Der König der Franzosen hat, wenn die Zeitungen recht berichten, im vergangenen Jahre, nach einer 8jährigen Festungsbuße La Roncière die übrige Strafe im Wege der Gnade erlassen.

Wie man hie und da in Frankreich bald nach dem Proceß über denselben gedacht haben mag, davon gibt uns ein Bänkelsängerlied Nachricht, welches eine ebenso witzige als versteckte Kritik desselben enthält. Wie Solon nur als Wahnsinniger die Wiedereroberung der verlornen Insel anzurathen wagen durfte, bedarf es in Frankreich vielleicht der Anlegung einer solchen Schellenkappe, um ein Urtheil auszusprechen, welches das der Jury einer Ungerechtigkeit zeiht. Es verdient, von dem Untergange gerettet zu werden, ist aber unübersetzbar:

Ecoutez, gendarmerie
Et cavalerie aussi,
L'arrêt de ce procès-ci,
Que par la ville je crie;
Allons, montez sur vos murs,
Bons habitans de Saumur.

Emile de la Roncière,
D'un caractère emporté,
A Cayenne fut déporté
Pour sa vie irrégulière:
Il changeait de régiment
Presque habituellement.

Un jour qu'il était à table
Chez le général Morel,
Où servait aussi Samuel:
„Votre mère est bien aimable,“
Dit-il à Marie, tout bas:
„Vous ne lui ressemblez pas.“

De-là, lettres anonymes,
Qu'il signait toujours E. R.
C'était bien de la Roncière
Et cela prouvait ses crimes!
Car un écrit clandestin
Est toujours d'un vrai coquin.

Le mercredi vers une heure
Vers une heure du matin,
Prenant une échelle en main
Il monte sur la demeure;
La victime s'éveilla,
Quand le carreau se cassa,

Il arrive dans la chambre
Et d'un air tout furieux
Il entre le malheureux!
Sans passer par l'antichambre;
Il avait pour instrument
Un instrument contondant.

Devant la chaise elle se place;
Lui l'empêchant de rien voir,
La noue avec son mouchoir
Lui portant dessus la place,
Des coups dans plus d'un endroit;
Il la mord au poignet droit.
Alors devant les assises
La justice qui informait
Sur cet odieux forfait
Voit les deux familles assises.
Hélas! — La société
Etait dans l'anxiété.

Son avocat, qui se lève,
Dit: On doit le condamner,
Il battait son palefrenier,
Il est digne de la Grève. —
L'autre dit: Il n'en est rien,
Car il aimait trop son chien.

Alors un très bon gendarme,
Voyant Adèle Boreau,
Ainsi qu' Anette Rouault,
Ne peut retenir sa larme.
Le commissaire attendri
Dit: Ell' n'ont qu'un seul mari!

Trois experts en écriture
Sont mandés devant la cour
Pour jeter un nouveau jour
Sur cette affreuse aventure,
Ils déclarent, foi d'experts,
Que ce n'est pas la Roncière.

Or, voici qu'on prend la peine,
De très loin de faire venir
Un Monsieur qui vient de Vire
Ou bien l'île de Cayenne.
Il ne sait rien de l'affaire
Car on l'a pris pour son frère.

On place sur la sellette
De Saumur un vitrier,
Cousin d'un riche épicier;
Il décrit l'espagnolette
Et dit: C'est le même verre,
Je le reconnais, c'est clair.

Enfin pour le mettre au large,
Son avocat fait venir,
Afin de le soutenir,
Un fort témoin à décharge;
On demande, s'il l'a connu,
Il répond: „Oui, je l'ai vu."

L'un dit: Voici son échelle,
L'autre dit: J'en fais aussi,
Voyez cette échelle — ci;
Elle vaut bien son échelle.
Du procès mystérieux
L'échelle était tout le noeud.

Mais, pour augmenter les preuves,
On fait venir Mongolfier,
Personne ne peut nier,
Son talent à tout épreuve.
Il dit tout découragé
Ah! — C'est du papier vergé.

Alors, dans cette séance,
Les avocats les plus forts
Font briller tous leurs efforts
Pour soutenir l'innocence,
Berryer, Odillon Barot
Font pleurer tout le barreau.

En chambre particulière
Les jurés sont réunis,
Donnant chacun leur avis
Ils condamnent la Roncière
A dix ans de réclusion,
Mais sans exposition.

Par cet arrêt légitime
Chacun ici bas peut voir
Que c'est un crime lâche et noir
D'écrire une lettre anonyme,
La moralité du fait
Est de signer ce qu'on fait.

Maria Katharina Wächtler, geborene Wunsch.

1786.

Auf der Straße zwischen Lübeck und Hamburg wurde eines Februarmorgens 1786 von zwei Bauerknechten, die nach Holz fuhren, unfern von dem Dorfe Lütjensee ein „Packen", in Matten eingewickelt gefunden. Die Finder glaubten, daß dieser Packen vielleicht von einem der mehren Frachtwagen, welche sie vor einigen Zeit auf der Landstraße fahren gesehen, verloren gegangen. Sie nahmen ihn auf, fuhren damit eine Strecke bis zu den nächsten Häusern in Lütjensee, öffneten ihn in Gegenwart Anderer und fanden zu ihrem Schreck einen blutigen Sack und in dem Sack einen verstümmelten Körper ohne Kopf, und Arme ohne Hände. Da Niemand wußte, was damit anfangen, und die einzige Obrigkeit, welche in der Nähe war, der Bauernvoigt und der Holzvoigt sich mit der Sache nicht befassen wollten, ihnen auch Niemand im Dorfe die Körper abnehmen wollte, obgleich sie von Haus zu Haus zogen, fuhren

die Bauern mit ihrem gräßlichen Funde an den Ort zurück, wo er gelegen, und warfen ihn dort wieder hin. Später gegen Abend, es war Freitag, am 28. Februar, kam die lübecker Fahrpost vorüber, welche damals von einer Militairwache begleitet wurde; die Pferde wurden scheu, und der Corporal Markmann fand einen offenen Beutel von Leinwand und in demselben ein weißes, blutiges Tuch mit einem Menschenkopf und zwei Händen. Eine Strecke davon, linker Hand, aber den von den Bauern geöffneten Packen mit einem todten Körper ohne Kopf und Hände. Nun ward die Sache ruchbar, und der Amtsvoigt von Hobbe zu Reinbeck nahm zuerst obrigkeitlich davon Notiz. Er erließ eine Ankündigung in den Zeitungen und setzte den hamburger Senat durch eine Zuschrift vom 28. Februar davon in Kenntniß.

Nach diesem Berichte verrieth der Körper dieses aufs grausamste ermordeten Menschen männlichen Geschlechts ein Alter von etwa 50 Jahren. Der unverweste Zustand erlaubte eine ziemlich genaue Beschreibung des Körpers, auf die es, bei der nachmaligen Ermittelung, hier nicht ankommt. Die Kleidungsstücke, der mit einem schwarzseidenen Bande umwundene Zopf, ein zerschnittenes Futterhemde von grauem „Bergenopzoom" mit weißen knöchernen Knöpfen, einer Hose von schwarzem, glatten Zeuche, mit Parchent gefüttert, und mit seidenen Kniebändern, zeigten an, daß der Ermordete nicht den untersten Ständen angehört. Auf dem Sack, worin der Körper befindlich war, und um welchen die Matte geschlagen und zugenäht war, standen die Buchstaben **P. R. W.** und auf einem ziemlich feinen, mit Blut über und über gefärbten und fast ganz zerschnittenen Hemde die Buchstaben **J. M. H.** Der Körper war

umwickelt mit einem vollgestopften, mit Blut befleckten Kopfkissen.

Auf eine Thäterschaft deuteten nach den vorläufigen Ermittelungen des Amtsvoigtes nur folgende Umstände. Die Bauernknechte hatten am Morgen des Freitags, eben gegen 10 Uhr, bei der sogenannten Fleischgaffel vor dem neuen Wirthshause, eine mit vier schwarzen Pferden bespannte Kutsche halten sehen, wobei sich ein Kutscher und Vorreiter befand. Ob Jemand in der Kutsche gewesen, hatten sie nicht bemerkt. Diese Kutsche war kurz vor ihnen von der Fleischgaffel ab und auf der Straße nach Lübeck zugefahren. Sie fuhr sehr rasch und die Bauern konnten sie nicht einholen. Beim Hoyenberge oder Högenberge, wo der Weg nach Lübeck ziemlich steil einen Berg hinabgeht, verloren sie die Kutsche mit den Rappen aus den Augen. Gerade an dieser Stelle, oben auf dem Hoyenberge, war es, wo sie die Packen fanden. Später, als sie im Dorfe Lütjensee anhielten, kam dieselbe Kutsche mit den vier schwarzen Pferden wieder nach Hamburg zurückgefahren.

Der Amtsvoigt hatte sofort eine ärztliche Besichtigung und Obduction anstellen lassen, worüber die Berichte nicht mehr existiren. Ihre Resultate sind indessen in den Acten enthalten. Vom Kopfe waren Stücke der Nase und Oberlippe abgeschnitten. In der rechten Schläfe waren drei Schläge bemerklich, von denen der oberste den Knochen ganz eingedrückt hatte. Nach ihrem Dafürhalten mußten sie dem Erschlagenen mit einem eisernen Hammer, woran ein scharfes Beil befindlich gewesen, beigebracht sein. Das os temporum war in Größe eines Thalers ganz zerquetscht und in drei Stücke gespalten. Hinten über dem Vorkopf fanden sie eine vier

Zoll lange Spalte. Leber und Lunge waren vollkommen gesund, auch äußerlich, außer dem eröffneten Schmeerbauche und ausgetretenen Eingeweiden nichts Merkwürdiges wahrgenommen worden. Beide Hände waren sehr geschickt von den Gelenken abgelöst. Nach Meinung der Aerzte, wäre der erste Schlag dem Unglücklichen vielleicht im Schlafe gegeben worden, der ihn betäubt, wo nicht sogleich getödtet habe. Wahrscheinlich sei die Abschneidung des Kopfes und der Hände gleich darauf erfolgt.

Mit diesem Bericht der zuerst zugezogenen Aerzte stimmte auch das Gutachten der von Hamburg aus zugezogenen Physici, nur bemerkten diese, daß der fragliche Riß im Unterleibe allein die Folge der starken Einschnürung des Packens gewesen. Die Trennung des Kopfes vom Rumpfe war durch einen reinen, glatten Schnitt erfolgt, der ein sehr scharfes Instrument, Ueberlegung und geschickte Hand verrieth. Da sie die Gefäße ohne Blut angetroffen, müsse der Thäter die Absonderung des Kopfes schon vorgenommen haben, als der Verwundete noch gelebt, oder kaum gestorben gewesen.

Die Anzeige des Amtsvoigts von Hobbe nach Hamburg kam indessen dort zu spät an. Durch den Corporal der lübecker Fahrpost war bereits das Gerücht von dem aufgefundenen, grausam verstümmelten Leichnam in ganz Hamburg verbreitet, und sehr bald hatte sich der Verdacht ausgesprochen, daß der Ermordete ein hamburger Bürger, der Tabackskrämer Wächtler sein möge, welcher Mittwoch am 22. Februar des Morgens, wie seine Frau angab, verreist sein sollte. Niemand, außer ihr selbst, hatte aber von dieser Abreise gewußt, Niemand ihn aus dem Hause gehen sehen, und man wußte, daß in dem Hause eine unordentliche Wirth-

schaft herrschte und Mann und Frau oft in Feindschaft lagen.

Der Verdacht steigerte sich um ein Bedeutendes, als Montag am 27. Februar der Lohnkutscher Hennigs sich vor dem Senat gestellte und folgende Denunciation zu Protokoll gab:

Er hatte, wohlbekannt mit der Familie Wächtler und nicht zu entfernt von ihr wohnend, mit der Frau accordirt, sie in einem eigenen Wagen nach Lübeck zu fahren, wo sie ihren heimlich abgereisten Mann anzutreffen hoffte. Dringend hatte sie gewünscht, schon am Donnerstag Abend zu fahren. Er aber hatte in dieser Jahreszeit die Fuhre gegen die Nacht zu nicht annehmen wollen. So war die Abfahrt auf Freitag den 24. früh verabredet. An dem Morgen dieses Tages hatte sie ihn noch ein Mal durch den Arbeitsmann Maas auffodern lassen, doch schnell zu kommen; sie wäre schon parat. Beim Bedingen, am Tage vorher, hatte die Wächtler ihm auch gesagt, sie nähme einen Packen mit. Als er ihr nun gesagt, da wäre es am besten, wenn er ihn schon am Abend vorher abholen lasse, um ihn hinten aufzubinden, hätte die Wächtler entgegnet, das sei nicht nöthig, sie wolle ihn im Wagen selbst mitnehmen. Auch am Morgen früh sah er den Packen nicht. Als der Wagen vor der Thür stand, ward er genöthigt, oben eine Tasse Kaffee zu trinken; und während dessen wurde Alles in den Wagen eingelagert.

Auf der Reise selbst rief die Wächtler, als er gerade oben auf dem Hoyenberge war, wo der Weg sich steilab senkt, ihm aus dem Wagen zu, er möge still halten. Er that es. Sie stieg mit ihrer kleinen Tochter aus und klagte, daß sie einen starken Blutsturz bekomme. Darauf bat sie ihn, mit seinem Vorreiter ein Bischen

beiseit zu gehen und ihr Kind mitzunehmen. Der Fuhrmann und sein Knecht thaten auch so, doch entfernten sie sich nur wenige Schritte von den Pferden auf den Abhang, und benutzten die Zeit, ein Bedürfniß zu befriedigen. Nach wenigen Minuten, als sie zu ihren Pferden zurückkehrten, sahen sie auch die Wächtler schon völlig erholt, indem sie die Vorderpferde gefaßt hielt und sie den Berg hinabziehen wollte.

Darauf fuhren sie weiter nach Schöneberg zu, als die Wächtler mit einem Male von Neuem klagte, sie fühlte sich so unwohl; Hennigs solle mit ihr nach Hamburg umkehren, sie wolle ihm auch den ganzen Fuhrlohn zahlen. Hennigs hatte dagegen nichts einzuwenden, nur daß er nun ein Mal bis Schöneberg fahren müsse, um seine Pferde zu füttern. Dies geschah und noch am selben Abende darauf kehrte der Fuhrmann mit der Wächtler nach Hamburg zurück.

Da Hennigs erfahren, daß am Hoyenberge, am nämlichen Tage, wo er mit der Wächtler dort vorbeigefahren, und an derselben Stelle, wo er auf ihren Wunsch halten müssen, ein ermordeter Körper gefunden, und in ihm der Verdacht aufgestiegen, daß dies der Ehemann der Wächtler sei, der schon ein Paar Tage abwesend, so hätte er sich zu dieser Anzeige durch sein Gewissen gedrungen gefühlt.

Am folgenden Tage, Dienstag am 28. Februar, ward nun Hennigs mit noch einigen Personen, welche den verschwundenen Wächtler gekannt, nach Lütjensee hinausgeschickt, um den Körper des Ermordeten zu recognosciren. Alle kamen mit der Nachricht am nächsten Tage zurück, der Todte sei ganz unzweifelhaft der Tabackskrämer Wächtler.

Diese Indicien genügten dem Richter nun sofort,

Mittwoch am 1. März, nachdem schon wirkliche Volksaufläufe vor dem Wächtler'schen Hause stattgefunden, eine Wache bei der Witwe einzulegen, welche jeden heimlichen Verkehr derselben mit andern Personen verhindern sollte. Schon bei der vorläufigen Untersuchung zeigten sich viele Indicien, welche ihre Richter und das Publicum zur moralischen Ueberzeugung brachten, daß sie es gewesen, welche ihren Mann umgebracht habe. Sie sind, außer dem schon aus dem Obigen ermittelten verdächtigen Zusammentreffen ihrer Reise nach Schöneberg, ihres Verweilens am Hoyenberge, und des gerade dort aufgefundenen Körpers, so wie ihrer sonst unmotivirten, darauf angetretenen Rückkehr, kurz hier zusammengefaßt, folgende:

Ihr Mann sollte, nach ihrer Angabe, am Mittwoch 22. früh nach Lübeck verreist sein. Sie wußte keine Gelegenheit anzugeben. Das Reisen war damals keine so leichte Sache wie heute.

Schon am Morgen, im Dunkeln, etwa gegen 3 Uhr sollte er aufgestanden und bald darauf aus dem Hause gegangen sein. Aber keins von beiden weiblichen Dienstboten im Hause hatte etwas davon gesehen und gehört. Das Haus war klein und eng; die Oertlichkeit so, daß eine Abreise nicht gut so heimlich vor sich gehen konnte.

Noch am Abend vorher hatte Wächtler mit Niemandem von einer Reise gesprochen.

Er hatte keinen Reisekoffer mitgenommen, vielmehr seine beiden Paar Stiefeln, seine Beinschnallen und sein schwarzes Halstuch im Hause zurückgelassen.

Die Wächtler hatte gleich am nämlichen Morgen, nachdem ihr Mann angeblich verreist, ein mit Blut besudeltes Bett, ohne Jemandes Hülfe in zwei Säcke

gepackt, und Morgens 8 Uhr ihre Wäscherin Neumann rufen lassen, und sie mit der dringenden Aufforderung angegangen, das Bettuch sogleich zu waschen und ihr am nächsten Sonnabend wieder rein ins Haus zu liefern.

Die Wächtler hatte, als Morgens die Wäscherin eintrat, an ihres Mannes Bett gesessen und leichenblaß ausgesehen.

Als die Neumann fort war, hatte sie sich den ganzen Vormittag eingeschlossen und erst um 12 Uhr sich wieder sehen lassen, nachdem sie ihrem Dienstmädchen befohlen, einen Eimer Wasser vor die Thür der Schlafstube zu stellen. Das Mädchen hatte den Eimer nachher leer gefunden.

Sie hatte, ohne Beihülfe, die Ueberzüge des Bettzeuchs abgezogen, sie heimlich ausgewaschen, selbst in die Balje hinuntergetragen und erst Nachmittags um 3 Uhr an die Wäscherin geschickt.

Sie hatte die beiden Säcke, ehe sie zur Wäscherin geschickt wurden, allein in ein Nebenzimmer getragen.

Die Köchin Zimmermann war von ungefähr in das Nebenzimmer gerathen, wo beide Säcke standen. Zwischen ihnen lag noch ein dritter Sack, von außen blutig, worin sie, bei der Berührung, Theile eines menschlichen Körpers, als Kopf, Haare, Lenden, Beine, Waden, gefühlt haben wollte.

Die Wächtler ließ den Arbeitsmann, welcher gekommen war, um die Sachen für die Wäscherin abzuholen, nicht in das Nebenzimmer, sondern holte sie selbst heraus, um sie ihm zu übergeben.

Sie hatte an dem Tage dieses Nebenzimmer, nachdem die Köchin darin gewesen, mit Bändern auswendig zugebunden, damit Niemand hineinkäme. Auch als das

Bettzeuch abgeholt war, hatte sie ihren beiden Mädchen verboten, hineinzugehen.

Sie hatte von dem Tage an, wo ihr Mann verschwunden war bis zu ihrer Abreise eine Person in ihrer Schlafstube Nachts wachen lassen und auch nach ihrer Rückkehr, in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag, was sie sonst nie, wenn ihr Mann abwesend war, zu thun pflegte. Als die dazu bestellte Wärterin am Freitag Abend, nach der Reise, wegen heftiger Kopfschmerzen, nach Hause gehen mußte, nöthigte sie beide Mädchen, in der Nacht auf der Erde neben ihrem Bette zu schlafen.

Sie hatte, sogleich nachdem ihr Ehemann unsichtbar geworden, dessen Koffer durch einen Schmied eröffnen lassen.

Am Morgen ihrer verdächtigen Abreise hatte sie nicht allein den Fuhrmann hinaufgenöthigt, sondern auch ihre beiden Mägde und die alte Wärterin Schmidt genöthigt, in einem Zimmer, eine Treppe hoch, Kaffee zu trinken, ihnen verboten, aus der Kammer zu gehen, oder vor ihrer Abfahrt aus dem Fenster zu sehen. Sie selbst hatte als Grund angegeben: damit die andern drei Kinder die Abreise nicht merken und schreien möchten. Die dringende Vermuthung war aber dafür, damit sie während der Zeit unbeobachtet den gefährlichen Packen in den Wagen schaffen können.

Durch den Arbeitsmann Maas hatte sie, was unbestritten ist, einen Packen von etwa 100 Pfund Schwere von dem Waarenboden heruntertragen und in den Wagen setzen lassen. Sie behauptete aber, sie habe diesen schweren Ballen nachher, weil sie andern Sinnes geworden, wieder herausgenommen und in den Laden neben dem Hausflur gesetzt. Aber Niemand hat diese

Handlung, Niemand den Ballen nach ihrer Abreise im Laden gesehen. Maas dagegen behauptete, er erinnere sich zu gewiß, daß sie mit dem Packen abgereist sei.

Auf diesen Umstand kam ihr sehr viel an. Während ihrer Bewachung fand sie Gelegenheit, ihrem Kleinmädchen (Stubenmädchen) zuzuflüstern, sie solle vor Gericht aussagen, wie sie gesehen, daß die Frau den Packen wieder aus dem Wagen genommen und in den Laden getragen habe. Wenn sie Das aussage, solle es ihr Schade nicht sein.

Der Maas erinnerte sich, daß der Packen nach faulem Fleisch gerochen habe.

Zur Motivirung der That diente der allgemeine Glaube aller Nachbarn und Bekannten, daß Mann und Frau in Zwistigkeiten gelebt, welche oft in handgreifliche Angriffe übergegangen wären, daß sie eine Verschwenderin, lüderlich, er geizig gewesen. Speciell wurden noch folgende Indicien aufgestellt:

Am Tage vor der angeblichen Abreise des Mannes war ein heftiger Streit zwischen den Eheleuten ausgebrochen. Er ward so heftig, daß das Stubenmädchen Schmidt das jüngste Kind zu ihrer Mutter (der alten Wartefrau Schmidt) gebracht, um es zu hüten.

Am letzten Sonnabend vor Wächtler's Verschwinden hatte seine Frau sich beim Schullehrer Gruner ein Zimmer gemiethet und diesem dabei gesagt, sie lebten zu uneinig mit einander, sie wollte sich von ihm separiren. Es ergab sich später, daß sie früher bereits mehre Wochen lang von ihrem Manne halb getrennt bei einem Tischler Busch, dessen Frau Wehmutter war, gewohnt.

Diese und andere Indicien geringerer Art, die zu erwähnen später der Ort sein wird, genügten dem Ge-

richte, um zur Gefangennehmung der Angeschuldigten zu schreiten. Auch die beiden Dienstmädchen, die Köchin Zimmermann und die Kleinmagd Schmidt wurden gefangen gesetzt, noch im Verlauf des Processes aber, und zwar im selben Jahre, weil sich keine Mitschuld ermitteln ließ, wieder auf freien Fuß gesetzt, doch unter dem eidlichen Gelöbniß, sich, wenn es gefodert werde, wieder zu stellen.

So einfach die Thatsache in diesem Processe scheint, so ausgedehnt, ja verwickelt wurde derselbe durch die zähe Ausdauer, ja die Frechheit, mit welcher die Wächtler sich vertheidigte. Die Mehrzahl der Acten dieses Processes, welche eine halbe Registratur gefüllt haben sollen, sind beim großen hamburger Brande mit verbrannt; aber die geretteten Stücke geben uns doch interessante Blicke auf die unendliche Mühe, welche der freche Trotz und die Ränke dieses Weibes den hamburger Gerichten vor sechzig Jahren gemacht haben müssen. Ein ähnlicher Fall mochte seit lange nicht vorgekommen sein, und wir finden in der juridischen Behandlung desselben die äußerste, fast ängstliche Sorgsamkeit, welche ein angeborner wohlwollender Sinn und die Humanität der Zeit den Richtern, gegenüber den ererbten barbarischen Gesetzen der Vorzeit, anempfahl. Bei dem vollkommensten moralischen Bewußtsein ihrer Schuld zauderte man doch, zu dem Aeußersten zu schreiten, die Verbrecherin der Strenge der damals noch gültigen Gesetze, sowol in Bezug auf die Mittel, sie zum Geständniß zu bringen, als auf die endliche Strafe zu unterwerfen;

und an mehr als einer Stelle begegnen wir Versuchen, Gnade für Gerechtigkeit obwalten, und zur Beruhigung des eignen Gewissens, sie mit einer geringeren Strafe zu entlassen. Ueber zwei Jahre hindurch mühten sich daher ihre Richter ab mit allem Aufwande von Gelehrsamkeit, Bildung und Menschlichkeit, von dem verstockten Weibe über Das ein Bekenntniß zu erhalten, was durch den vollständigsten Indicienbeweis der Evidenz nahe lag. Die kleinsten Umstände wurden noch ein Mal hervorgezogen, aufs Neue der strengsten Untersuchung unterworfen, ob nicht etwas zu ihrem Gunsten spreche, oder ob nicht diese und jene Ermittelung das Gewissen der Verbrecherin zu rühren und sie zur Ablegung eines Geständnisses vermöge. Umsonst. Sie widerrief ihre Bekenntnisse, und je milder und menschlicher ihre Richter sich zeigten, um so trotziger und roher trat sie ihnen gegenüber auf, wie mit diabolischer Schlauheit von der Schwäche und Unsicherheit, die aus einer edlen Quelle kam, zu ihrer Rettung Vortheil ziehend. Noch beim letzten Urtheil, nachdem kein begründeter Zweifel mehr in Eines Brust obgewaltet haben kann, sehen wir im Votiren der Richter ein Schwanken, das ihrem Herzen allerdings Ehre macht, das heut aber eben so wenig mehr vor einem Gelehrten- als vor einem Geschworenen-Gerichte vorkommen dürfte. Nur einem Zufall, wenn wir es so nennen dürfen, verdankten diese gewissenhaften Richter zuletzt, nachdem ihre Arbeit gethan war, die Beruhigung, daß sie kein ungerechtes Urtheil gesprochen, kein unschuldiges Blut vergossen hatten.

Bei der ersten Untersuchung vor dem Niedergericht — die Relation daraus dürfte schon einen mäßigen, gedruckten Band füllen — ergab sich Folgendes:

Marie Katharine Wunsch, aus Plauen bei Altbrandenburg gebürtig, 36 Jahre alt, lebte mit ihrem Ehemanne, dem hamburger Bürger und Gewürzhändler Julius Adolf Wächtler, in einer Ehe, welche nicht ohne Zank, aber nach dem bis da Ermittelten nicht unbedingt zu den unglücklichen Ehen zu rechnen war. Der Mann war karg, sie verschwenderisch. Sie hatte einige Wochen, von ihrem Manne halb getrennt, beim Tischler Busch gewohnt, dessen Frau, eine Wehmutter, sie früher bei ihren Entbindungen unterstützt hatte. Ueber die Ursachen dieser Trennung war nichts mit Gewißheit ermittelt. Die Busch'schen Eheleute sagten, es sei nur deshalb geschehen, weil die Wächtler Landsleute aus Plauen erwartet, mit denen sie in Uneinigkeit gelebt und bei deren Wiedersehen heftige Auftritte zu erwarten wären. Da sie, die Wächtler, sehr hitziger Natur gewesen, hätte man sie mit gegenseitiger Zustimmung auf einige Zeit auslogirt, um den Lärm im Hause zu vermeiden. Nach der Wächtler eigenen Angabe hätte ihr Mann verlangt, daß sie sich ausquartiere, weil er Schiffsknechte aus dem Preußischen erwartete, welche von ihm Geld erpressen wollen, auf Grund Dessen, daß er früher von ihnen gestohlenen Indigo gekauft. Weil sie den Schiffsknechten zu derb antworten dürfte, habe er sie aus dem Hause geschafft. Gewiß ist, daß diese Ausquartierung mit Bewilligung des Mannes geschehen, denn er schickte ihr täglich das Essen, besuchte sie und ward von ihr besucht.

Aber die Wächtler hatte ihrerseits am 19. Februar, also zwei Tage vor der Ermordung ihres Mannes, zwei

Zimmer im Hause des Schulmeisters Gruner gemiethet, unter dem Vorgeben, sie wolle sich von ihrem Manne separiren und ihre Sachen dahin bringen lassen. Er, Wächtler, hatte Waaren zu den Busch'schen Eheleuten zu bringen. Sie, die Wächtler, hatte sich einen Nachschlüssel machen lassen, und die ihrem Manne zugehörigen Waaren in ihre neue Wohnung geschafft, und das, während sie den Gruner zu ihrem Manne geschickt, um durch seinen Besuch denselben zu beschäftigen, damit er sie in ihrem Umzug nicht störe.

Zu ihrer Rechtfertigung deshalb führte sie an, ihr Mann habe den Vorsatz gehabt, alle seine Sachen zu veräußern, auf und davon zu gehen und sie mit ihren Kindern im Stich zu lassen. Um deshalb habe sie aus Vorsorge für sich und ihre Kinder diese Waaren heimlich nach Gruner's Hause bringen lassen. Ihr Mann, der es nachher erfahren, auch daß sie einige dieser Sachen bei Buschens zum Unterpfand für von ihnen geliehenes Geld zurückgelassen, sei darüber sehr ärgerlich gewesen.

Dieser Transport der Waaren aus der Busch'schen Wohnung in die Gruner'sche scheint die Entdeckung der übrigen Ausschweifungen der Wächtler, den Streit und Lärm am nächstfolgenden Tage, Dienstag, und in der Nacht darauf den Tod des Wächtler veranlaßt zu haben.

Es erhellt ferner aus verschiedenen Zeugenaussagen und auch aus ihren eigenen Eingeständnissen, daß die Wächtler Nachschlüssel zu den Waarenzimmern ihres Mannes sowol außer als in seinem Hause gehabt, daß sie mehrmals heimlich daraus Waaren genommen, und dieselben zu ihren Vertrauten, dem Busch, der alten Wärterin Schmidt und dem Mäkler Ehlers bringen lassen.

Wenn sie Geld brauchte, verkaufte sie davon an den Ehlers oder einen Juden. Außerdem lieh sie, wo sie nur Geld auftreiben konnte. Sie entschuldigte sich damit, daß ihr Mann sie allzu sparsam gehalten; auch habe sie es ihm oft selbst gesagt, auf die Nothwendigkeit hingewiesen und ihn zufrieden gestellt.

Sie hatte außerdem einen verdächtigen Umgang mit einem jungen Friseur Schulz, dem Sohne des sogenannten Baumwirths, mit dem sie Spazierfahrten machte, zu Nacht speiste in ihrer separaten Wohnung, sich Rendezvous auf offener Straße gab, und dem sie, wie er selbst bezeugt, nicht unbedeutende Geldgeschenke aufdrang, wovon sie ebenso wenig als von einem verbotenen Umgange etwas wissen wollte. Der Friseur leugnete den letzteren anfangs zwar mit Bestimmtheit, mußte ihn aber, als es zur Eidesleistung kam, einräumen. Indessen war dieser Umgang ihrerseits mit so unanständiger Oeffentlichkeit gepflogen worden, daß schon Das, was vor Aller Augen geschah, einen dafür empfänglichen Ehemann aufs Aeußerste reizen konnte.

Der erste Streit an dem verhängnißvollen Dienstag Morgen entstand zwischen den Eheleuten darüber, daß Wächtler von seiner Frau den Schlüssel zu den Waaren im Gruner'schen Quartier foderte. Sie wollte ihn verlegt haben, und der erzürnte Mann soll dabei ausgerufen haben: „So soll doch das Donnerwetter drein schlagen, wenn du denkst mich für einen Hundejungen zu gebrauchen, und daß ich glauben soll, du könntest den Schlüssel nicht finden. Ich will gleich ausgehen und andere Anstalten treffen."

Zwar will die Wächtler ihren Ehemann wieder besänftigt haben, indem sie durch einen Schlosser die Thür öffnen ließ, ihm den nachher gefundenen Schlüssel nach-

schickte, auch die Busch angewiesen, ihrem Manne nur Alles wegen des geliehenen Geldes und des Unterpfandes zu sagen; aber als Wächtler zurückkehrte, brach ein neuer Zank aus.

In kochender Wuth warf er ihr Alles vor, was er über ihren Lebenswandel schon wußte, oder erst jetzt erfahren; ihre Gänge und Ausfahrten mit dem Friseur, daß sie wol darum nur bei den Buschens sich einlogirt, daß sie sich heimlich Nachschlüssel zu allen seinen Vorräthen machen lassen, ihn bestohlen, nie Geld genug kriegen können und Alles durchgebracht. Dabei faßte er sie, in Gegenwart der Mägde, des Mäkler Ehlers und des Juden Joseph bei der Brust und schüttelte sie auf dem Stuhl mit den Worten herum: „Du Luder, ich will dich oben einschließen.“ Mit vieler Mühe konnte man den Tobenden von weitern Thätlichkeiten abhalten.“

Nach dem stürmischen Morgen folgte ein anscheinend friedlicher Abend. Die Wächtler will an diesem Abende den Schulmeister Gruner rufen gelassen haben, um ihrem Mann von seiner vorhabenden Reise nach Lübeck abzurathen. Gruner aber behauptet, er sei von selbst mit seiner kleinen Tochter ins Haus gekommen, um sie aufzufodern, daß sie Jemand mit den Schlüsseln in sein Haus schicke, um in den gemietheten Zimmern die Fensterladen zuzumachen. Wächtler hatte den Gruner hereingeladen; sie hatten mit einander gegessen, ein Glas Punsch getrunken. Die Wächtler hatte geklagt, sie befinde sich nicht wohl und Gruner ihr gerathen, ein niederschlagend Pulver einzunehmen, was sie auch gethan. Sie sei stille gewesen, habe nicht mitgegessen, nur ein Glas Punsch getrunken, aber von Uneinigkeit habe er diesmal nichts bemerkt. Von einer Reise nach

Lübeck sei nicht die Rede gewesen, doch habe sie in ihres Mannes Beisein zu ihm geäußert: „ihr Mann hätte schon die Gelder und Papiere weggebracht und von ihr fortgehen wollen," worauf der Mann lächelnd erwidert: „so bald ginge solches noch nicht." Nach dem Abendessen hatte Wächtler den Gruner in sein Haus begleitet, um die Fensterladen zu verschließen, und unterwegs gesagt: seine Frau wäre jetzt so geschmeidig, daß er sie wol um den Finger wickeln könnte. Bei der Rückkehr hatte er den Schlüssel zu den gemietheten Zimmern übergeben, mit dem Ersuchen, von den Waaren Niemand als ihm selbst oder seiner Frau verabfolgen zu lassen. Als Wächtler nach Hause zurückkehrte, soll er nach Aussage der Dienstmägde mit seiner Frau noch ein Paar Gläser Punsch getrunken und sich darauf vergnügt mit ihr ins Bett gelegt haben.

Hiernach schiene also seinerseits eine Aussöhnung erfolgt. Anders stellt sich die Sache nach einer spätern Aussage der Wächtler. Nach dieser zog ihr Mann, als er in die Wohnstube zurückkehrte, das Küchenbeil aus dem Busen und ging dann mit demselben aus der Stube fort. Nach manchen Widersprüchen erklärte sie: Wächtler habe, als er das Beil herauszog, zu ihr gesagt: „Hätte ich unterweges den Jungen, den Friseur, angetroffen, so hätte ich ihm einen Arm damit abhauen wollen." Sie habe ihm darauf erwidert: „Gott bewahre in Gnaden, wie kannst du dir dergleichen Gedanken machen; der Mensch hat dir ja niemals was zuwider gethan." Aus Angst, daß ihr Mann damit ein Unglück anrichten könnte, befahl sie dem Kleinmädchen (der Schmidt), das Beil zu verstecken. Sie selbst versteckte, aus derselben Angst, wie sie einräumt, ein langes, weißes Messer, welches ihr Mann zum Papierschneiden gebrauchte, in

dem Bett, in welchem sie und ihre Kinder zuweilen schliefen.

Ein ander Mal räumte sie ein, daß ihr Mann, als er das Beil aus dem Busen zog, gedroht: er wolle sie und die ganze Spitzbubenbande massacriren, welche ihm die Hälfte seiner Waaren, die er jetzt auf die Reise mitnehmen wollen, gestohlen. Auf diese Drohung ließ sie durch ihr Kleinmädchen vom Schlächter Leopold ein Hackebeil holen, um sich allenfalls damit zu wehren, wenn ihr Mann etwa in der Nacht etwas Gefährliches gegen sie unternehmen wollen. Diese Thatsache steht durch Zeugniß des Leopold und des Mädchens fest, und nach ihrem eigenen Geständniß verbarg sie dieses Hackebeil unter demselben Bette.

Nachts zwischen 10 und 11 Uhr will die Wächtler sich in das Bett niedergelegt haben, worin sonst ihr Mann schlief, und in welchem jetzt auch ihre zweite, siebenjährige Tochter schon lag. Der Mann blieb noch etwa eine Stunde auf und wiederholte gegen sie die schon erwähnten Vorwürfe. Sie suchte ihn zu besänftigen und bat ihn, sich niederzulegen. Endlich begab er sich zur Ruhe, setzte sich hin und las den Abendsegen. Dabei zog er (Alles nach Aussage der Frau) sein gewöhnliches, kleines Einschlag-Taschenmesser aus dem Busen vor und legte es auf die kleine Orgel im Schlafzimmer. Sie warf ihm vor, er habe ihr doch versprochen, kein gefährliches Instrument nach dem Schlafzimmer heraufzunehmen. Er erwiderte: sie solle ruhig sein, er wolle ihr nichts thun. Später sagte er, als sie ihn gebeten, zu ihr ins Bett zu kommen, unter einem der schmutzigsten Schimpfworte: „er wolle nicht zu ihrer verfluchten . . . kommen; habe sie sich was zusammengehurt, so möge sie sehen, wo sie damit bleibe.“ Auf vieles

Bitten sei er endlich zu ihr ins Bett gekommen, aber schon nach einer halben Stunde und mit den Worten wieder aufgestanden: „das ist nichts für mich; ich will in deiner verfluchten . . . . . nicht bleiben."

Er habe sich nun in das andere Bett zu der ältesten Tochter und dem ältesten Sohne gelegt. Hierbei sei er mit dem Fuß an das kalte Hackbeil gestoßen, habe es hervorgezogen und gefragt: was das bedeute? Sie antwortete: sie habe es vom Leopold zum Zuckerschlagen holen lassen, weil ihr Sohn das Zuckermesser verschmissen hätte. Er würde doch vor seiner Abreise Kaffee trinken wollen. Als er sie weiter gefragt: warum sie das Beil unter dem Bette versteckt, hätte sie ihm geradezu gesagt: er könne es ihr doch nicht verdenken, wenn sie auch auf ihre Sicherheit bedacht sei, nachdem er den ganzen Tag gedroht und mit Beilen und Messern umgegangen wäre.

Wächtler sprang — sagt die Frau — dabei aus dem Bette, rief, er wolle es ihr gedenken, gab ihr Ohrfeigen nach beiden Seiten, trug das Hackebeil in die Küche hinunter, kam wieder, spuckte einige Mal aus, ohne ein Wort zu sagen, und legte sich wieder ins Bett.

Eine Stunde nachher stand er auf und rief: „Luder, du sollst mir leuchten." Ganz leise, um die Kinder nicht zu wecken, wäre sie nun aufgestanden. Vom obern Vorflur hätte ihr Mann Matten, die dort gelegen, nach der Diele hinunter getragen, um vor seiner Abreise Waaren, welche außerhalb des Hauses gestanden, darein zu packen. Ihr Licht ging dabei aus. Sie zündete es wieder am Nachtlicht in der Kammer an, wo die Dienstmädchen schliefen. Auf Geheiß ihres Mannes holte sie auch aus dem Schrank in der Nebenstube, welche

zwischen ihrer eigenen und der Kammer der Mädchen lag, ein Paar Packnadeln, welche er in die Matten steckte. Alsdann gingen Beide wieder hinauf, sie legte sich ins Bett, er setzte sich auf den Stuhl an der Orgel.

Etwa um 2½ des Morgens kleidete sich ihr Mann wieder völlig an und ging mit den Matten, Packnadeln und Stricken aus dem Hause. Sie ließ ihn hinaus und riegelte hinter ihm zu. Um 5½ Uhr kam er wieder zurück, füllte sich eine Flasche Branntwein und steckte diese und etwas Geld in einen grünen Beutel. Nach einer halben Stunde ging er, nachdem er ordentlich von ihr Abschied genommen, fort und sagte, er wolle nach Lübeck.

So die Angabe der Angeschuldigten, die nur in wenigen Nebenumständen durch andere Zeugnisse unterstützt wird. Beide Dienstmädchen bekundeten den Umstand von dem Beil, welches Wächtler aus den Busen gezogen und von seiner dabei gegen den Friseur ausgestoßenen Drohung, auch daß die Wächtler nachher dem Kleinmädchen den Auftrag gegeben, das Beil unter ihrem, der Ehefrau, Bette zu verstecken, später aber habe sie diesen Auftrag dahin geändert, daß sie es lieber unter ihrem eigenen, des Dienstmädchens, Bette verstecken möchte, wo es Wächtler nicht so leicht finden würde. Am andern Morgen hatte es das Kleinmädchen auch noch dort gefunden, ohne etwas Verdächtiges daran zu bemerken.

Schon in Bezug auf das Hackebeil, welches die Wächtler vom Schlächter Leopold holen lassen, zeigten sich Widersprüche in ihrer Angabe mit der Aussage des Kleinmädchens. Die Wächtler wollte erst am Abende, nachdem ihr Mann das Küchenbeil aus den Busen gezogen, es sich haben bringen lassen. Aber das Kleinmädchen hatte es ihr schon vorher, in der Dämmer-

stunde vom Schlächter holen müssen. Das Kleinmädchen sagte aus: die Frau habe ihr befohlen, das Hackebeil in der Küche hinzulegen. Nach einer Stunde habe es nicht mehr daselbst gelegen. Am andern Morgen, um 8 Uhr, habe die Wächtler in ihrer, des Mädchens Gegenwart dieses Hackebeil aus dem Ofenkasten im Schlafzimmer vorgelangt und ihr geheißen, es dem Schlächter zurück zu bringen. Sie sollte dabei sagen: es sei gar nicht gebraucht und hätte keinen Schaden gelitten. Das Kleinmädchen fand es ganz trocken und keine verdächtigen Spuren von Blut daran. Die Wächtler mußte diesen Zusammenhang später einräumen. Zu ihrer Rechtfertigung führte sie nur an: ja es sei dieses Hackebeil gewesen, welches sie holen lassen, um für ihren Mann Zucker zu schlagen; erst auf seine Drohung habe sie dasselbe unter dem Bette versteckt, wo es ihr Mann gefunden und dann wahrscheinlich in den Laden hinuntergetragen habe, um sich ein Stück Zucker zu schlagen; denn dort habe sie es am Morgen nach seiner Abreise gefunden und in ihrer Schlafstube in den Ofenkasten gelegt, damit die Kinder es nicht finden sollten.

Die Köchin hatte in der Nacht um 12 Uhr, und später noch ein Mal, Jemanden im Nebenzimmer den Kleiderschrank der Wächtlern öffnen gehört. Als sie es am Morgen ihrer Frau sagte, erklärte diese, daß sie es gewesen; sie habe die ganze Nacht nicht geschlafen, weil ihr Mann so früh nach Lübeck gewollt.

Das Papiermesser, ein langes, sehr scharfes Messer, welches die Wächtler, ihrer eigenen Aussage nach, in das Bett versteckt haben wollte, veranlaßte ebenfalls verschiedene Widersprüche zwischen ihr und dem Kleinmädchen, die indeß zu keinen erheblichen Resultaten führten. Wächtler, am Abende im Laden beschäftigt, hatte es

vermißt und das Kleinmädchen danach zur Frau geschickt. Nach deren Aussage hätte sie es dem Kleinmädchen, die um das Verstecken im Bette gewußt, gegeben, um es ihrem Manne zu bringen. Der habe es vermutlich dort gebraucht und nachher hinter das Pfeifenbehältniß gesteckt, wo sie es andern Tages wieder gefunden. Das Kleinmädchen hingegen wollte nichts von dem Verstecken im Bette wissen; vielmehr habe die Frau ihr, nach einigem Ableugnen, gesagt, es sei in der Küche. Von dort habe sie es auch geholt, ihrem Herrn gebracht, der ihr aber geantwortet, er brauche es nun nicht, sie solle es nur hinter dem Pfeifenbehälter hinstellen. Sie fand es dort auch noch am folgenden oder einem der nächsten Tage, nur daß es etwas mehr hervorragte. Bei der Rückkehr zu ihrer Frau fragte diese sie: ob sie ihrem Mann das Messer gegeben, und erwiderte auf ihre Auskunft darüber und daß sie es hinter die Pfeifen stecken müssen, nur ein „Ja."

Das Taschenmesser, von welchem die Wächtler, in ihrem Bericht von den Begebenheiten der Nacht, gesagt, daß es ihr Mann auf die Orgel niedergelegt, war ein sehr schönes Stück, welches er nie von sich ließ. Die Wächtler erklärte, sie hätte es seit dem Verschwinden ihres Mannes nie wieder gesehen. Die Köchin Zimmermann aber bekundete, sie habe am Donnerstage, vor der Reise der Wächtler ihr dieses Messer schleifen müssen. Sie wunderte sich darüber, wie ihre Frau dazu käme, und fand beim Putzen in der Ritze hartes, getrocknetes Blut, welches sie kaum wegwischen konnte. Schon vor der Einlagerung der Wache hatte sie dem Kleinmädchen dies und ihre sonderbaren Vermuthungen mitgetheilt.

Endlich wird die Angabe der Wächtler von den Vorfällen der Nacht durch den Bericht des Kleinmäd-

chens über den Theil derselben, von dem sie Augenzeugin war, nicht unterstützt. Wächtler hatte zwar das von dem Armabhauen und dem Friseur gesagt, aber gar nicht wüthend oder zornig. Er stieß keine Drohung und kein böses Wort mehr aus, und nichts verrieth, daß er böse Absichten im Sinne hatte; er las den Abendsegen und saß ruhig an der Orgel. Die Wächtler lag auch nicht, wie sie angegeben, in ihres Mannes, sondern in ihrem Bette, bei dem ältesten Sohn und der ältesten Tochter. Endlich hatte die Magd beim Hinausgehen keine Matten auf dem Vorplatz liegen gesehen.

Aber noch ein furchtbarer positiver Zeuge trat über die Begebenheiten der Nacht gegen sie auf, einer, der freilich vor dem Gesetze keine Gültigkeit hat, an dessen Wahrhaftigkeit vor dem moralischen Richterstuhl indeß schwer gezweifelt werden kann, — ihr eigenes Kind, ihre siebenjährige jüngste Tochter.

Das Kind hatte, wie gewöhnlich, im Bette bei dem Vater geschlafen. Ihre älteste Schwester und ihr Bruder schliefen im Bett bei der Mutter. Des Kindes Aussage stimmte hierin mit der des Kleinmädchens. Bald nachdem das Kleinmädchen fortgegangen, legte sich der Vater, als sie noch wachte, neben seiner Tochter zur Ruhe. Etwa um 2 Uhr, denn sie erinnerte sich, daß der Nachtwächter gerufen: „die Glock hat zwei geschlagen!“ kam die Mutter plötzlich an ihr Bett, riß das Kind aus den Federn und legte es in das andere Bett zu ihren Geschwistern. Darüber erwachte sie. Alles war dunkel. Die Mutter sagte ihr: „Willst du bald wieder einschlafen!“ Aber sie konnte nicht wieder einschlafen. Darauf rief die Mutter dem Kleinmädchen, daß sie Licht bringen sollte, und das Kleinmädchen brachte auch Licht. Als das Kleinmädchen fort war,

ging die Mutter hinunter und holte den Hammer, den sie unten im Laden brauchte, und ging dann an des Vaters Bett und schlug ihn damit zwei Mal vor den Kopf. Der Vater bewegte sich dabei ein wenig. Auch sah das Kind, daß sich dabei ein wenig Blut im Bette zeigte (?), darauf setzte sich die Mutter vor des Vaters Bette nieder und zog die Bettdecke über ihn. Darauf rief die Mutter die Köchin und das Kleinmädchen, und dann schlief das Kind wieder ein. Um acht Uhr Morgens kam das Kleinmädchen und holte sie aus der Mutter Bett und kleidete sie an unten in der Wohnstube. Das Kind hätte den Vater nachher nicht wieder gesehen, und Mutter habe ihr gesagt, Vater wäre verreist.

Wann, und auf welche Veranlassung das Kind diese Aussage gemacht, ob freiwillig oder auf geschickte Fragen und Versprechungen, darüber geben uns die geretteten Acten keine Auskunft. Aber in allen Hauptmomenten der Aussage liegt viel innere Wahrheit, und sie stimmen mit dem sonst Ermittelten und dem Bilde überein, welches man sich danach von der Schreckensnacht entwerfen muß. Durch mehre auf einander folgende Schläge ist der Ermordete wahrscheinlich umgebracht, er kann, während der That, nur allein in seinem Bette gelegen haben, und das Kleinmädchen bestätigt auch darin des Kindes Angabe, daß sie am Morgen alle drei Kinder, was ungewöhnlich war, in einem Bette zusammen gefunden. Die Wächtler konnte dies nicht leugnen, gab aber als Grund dafür an, daß ihr Sohn in der Nacht unruhig geworden; um ihn zu beschwichtigen, habe sie das Mädchen zu ihm gelegt.

Nur der Umstand, daß das Kind das Hereinbringen von Licht durch das Kleinmädchen und die spätere Anwesenheit der Köchin erwähnt, kann Bedenken erregen

und mag seiner Zeit den Verdacht gegen die Domestiken, wegen Beihülfe, verstärkt haben. Er hat sich indeß nicht bewährt, sondern ist im Gegentheil mehr und mehr verschwunden, und man darf die Erwähnung eines Umstandes, der nicht existirt hat, nur der unreifen Vorstellung eines siebenjährigen Kindes, das aus dem Schlaf erwachte und durch Zeit und Ort getrennte Begebenheiten zusammenwarf, zur Last legen. Aber zugleich eine Warnung und Rechtfertigung der gesetzlichen Bestimmung, daß Kinderaussagen vor Gericht der Wirkung entbehren.

Dies die Geschichte der Nacht. Ueber die des folgenden Tages, des Mittwoch, bekunden die beiden Mägde: Um 2½ Uhr weckte die Wächtlerin sie. Die Köchin ward angewiesen, Kaffee zu kochen, denn der Herr wolle verreisen. Das Kleinmädchen sollte ihrer Frau Gesellschaft leisten. Als die Köchin den Kaffee gebracht, befahl ihr die Wächtler, sich wieder zu Bett zu legen. Das Kleinmädchen aber blieb von 2½ bis 6 bei der Wächtler im Schlafzimmer, trank mit ihr Kaffee und sprach von gleichgültigen Dingen. Während dessen saß die Wächtler am Bette ihres Mannes, dessen Gardinen zugezogen waren, auf einem Stuhl und sah sehr blaß aus. Das Kleinmädchen glaubte, ihr Herr liege noch im Bette, da er gar nicht zum Vorschein kam. Endlich fragte sie nach ihm und erhielt zur Antwort: Wächtler sei kurz vorher zu Gruner gegangen, um die Waare einzupacken, die er nach Lübeck mitnehmen wolle. Er werde wol bald wiederkommen. Um 6 Uhr stand die Köchin auf und

mußte Gruner holen. Als dieser kam, ging das Kleinmädchen hinunter, um die Kinder anzuziehen, und ließ die Wächtler mit Gruner allein.

Diese Aussagen stehen in grademem Widerspruch mit der der Wächtler, welche fortwährend behauptete, ihr Mann sei um 5½ noch ein Mal zurückgekehrt, sie sei darauf in den Laden hinuntergegangen, habe mit dem dort vorgefundenen Hackebeil Zucker geschlagen zum Kaffee, und bei der Rückkehr das Beil in den Ofen der Schlafstube gelegt, und nachdem ihr Mann sich eine Flasche mit Branntwein gefüllt, habe sie ihn in den Laden begleitet und zur Thür hinausgelassen; alles das vor Gruner's Ankunft. Das Kleinmädchen aber, welche von 2½ bis 6 bei der Wächtler auf deren Stube gewacht, hatte während der ganzen Zeit nichts von ihrem Herrn gesehen. Außerdem behauptete sie, daß sie, als Gruner gekommen, aus eigner Bewegung in den Laden gegangen sei, um Zucker klein zu schlagen, weil die Schale leer war und Gruner oben bei der Frau Kaffee trinken wollte, und sie fand im Laden das gewöhnliche Zuckermesser! — Die Wächtler wußte hierauf nichts zu erwidern, als daß das Kleinmädchen doch nicht die ganze Zeit über bei ihr gewesen sein müsse, und wahrscheinlich ein Mal fortgegangen wäre, als ihr Mann zurückgekommen.

Aehnliche Widersprüche fanden sich in der Aussage Gruner's über das Gespräch, welches er an dem Morgen mit der Wächtler geführt, mit ihrer eigenen Angabe darüber, die wir aber eben als minder erheblich übergehen können, da schon aus dem Bisherigen genugsam dargethan scheint, wie ihre ganze Erzählung von den Begebenheiten der Nacht nur ein Lügengewebe war. Gruner war wahrscheinlich nur um deswillen von

ihr citirt, um ihrem Vorgeben, daß ihr Mann abgereist sei, einen Anstrich von Wahrheit zu geben, indem sie in dem Gespräch über ihren Mann klagte und den Schulmeister bat, ihn nicht für so gut zu halten, als er scheine.

Um 8 Uhr Morgens kam die zu ihr beschiedene Wäscherin Neumann. Die Wächtler sah blaß aus, eine rechte Todtenfarbe. „Warum sollt' ich nicht blaß aussehen? erwiderte sie auf die Verwunderung der Wäscherin. „Mein Gott, was habe ich in zwei Nächten nicht ausstehen müssen, und in dieser Nacht ist eine unzeitige Geburt von mir gegangen."

Diese unzeitige Geburt, heftiges Geblüt und ein Blutsturz waren das oft wiederholte Mittel, durch welches die Wächtler das Blut und seine Spuren, die sie nicht ganz zu überwältigen vermocht, vor ihren Hausgenossen, Bekannten und vor dem Gericht zu erklären versuchte. Ob ärztliche Untersuchungen den Ungrund oder die Möglichkeit dieser Behauptung dargethan, ist aus den vorhandenen Acten nicht mehr ersichtlich.

Durch diese Fehlgeburt sei ihr Bette ganz mit Blut besudelt; ihr Mann wäre sehr eigen, und es käme ihr Alles darauf an, daß er das Bettzeuch bei seiner Rückkunft von der Reise rein finde. Durch diese dringenden Vorstellungen vermochte sie die Neumann, daß diese versprach, trotz der kalten Witterung die Wäsche sogleich zu übernehmen.

Als die Neumann fortgegangen (die Wäsche wurde ihr erst am Nachmittage durch den Arbeitsmann Maas in zwei Säcken zugetragen), mußte das Kleinmädchen der Wächtler einen Eimer Wasser vor die Schlafstubenthür setzen. Die Frau sagte: sie wolle an das Pökelfleisch gehen, und sich etwas davon herausnehmen, da-

mit sie was zu leben hätte, wenn sie etwa würde zum Hause hinausgehen müssen. Das Wasser wolle sie wieder in die Pökeltonne gießen. Dann wurden beide Mädchen mit der Weisung fortgewiesen, sie in der Schlafstube nicht zu stören, wo sie packen wolle und nachher etwas schlafen, da sie vom Frühaufstehen müde wäre. Packen aber wollte sie ihre Sachen, um, wenn ihr Mann zurückkäme und der Lärm wieder anginge, gleich aus dem Hause zu ziehen. Käme ihr Mann zurück, so sollten sie es ihr gleich melden, käme aber ein anderer Besuch, ihm sagen, sie sei nicht wohl.

Sie verschloß sich darauf in der Schlafstube, und blieb hier bis gegen 12 Uhr, ohne daß die Mädchen etwas Auffälliges bemerkt hätten. Nach ihrer eigenen Angabe benutzte sie diese Zeit, um ungestört an ihren Bruder, den Bürgermeister Wunsch in Plauen, und an ihre dort bei ihm lebende, uneheliche Tochter zu schreiben, denen Beiden sie Geschenke, jenem etwas Rauchfleisch, dieser Kattun zu einer Jacke, damit schicken wollen. Bedenkend aber, wie ihr Mann darüber wieder zürnen werde, habe sie beide Briefe verbrannt. Nachher habe sie die Zeit benutzt, um die von ihrer unzeitigen Geburt ganz mit Blut besudelten Betten abzuziehen und in die beiden Säcke zu stecken. Das Wasser im Eimer goß sie zur Hälfte auf das Pökelfleisch, das ihr zu gesalzen geschienen, das andere in die Balje, um die zu blutigen Ueberzüge einzuwässern.

Muthmaßlich hatte sie diese Vormittagsstunden in dem verschlossenen Zimmer dazu benutzt, den Körper ihres Mannes, der noch immer hinter den Gardinen im Bette liegen mußte, zu zerschneiden und einzupacken, obgleich nach dem Gutachten der Aerzte die Abschnei-

dung des Kopfes gleich nach seiner Ermordung oder während er noch lebte, vorgenommen wäre.

Gleich nach dem Mittagessen, während dessen keines von den Mädchen in die Schlafstube hinaufgehen sollte, wurde oben auf Befehl der Frau gescheuert. Einen Fischkessel mit Wasser, welchen die Wächtler selbst hinaufgetragen, fand die Köchin, als sie nachher kam, schon voll röthlichem Spülwasser und die Frau selbst beim Abwaschen beschäftigt. An drei verschiedenen Stellen auf dem Fußboden fand die Köchin Blutspuren, eine Hand groß, die eben abgewischt waren; auch war in den Ritzen der Diele etwas Blut zu sehen. Alles dieses Blut rührte, nach Angabe der Wächtler, von ihrem eigenen Blutverlust her, und ihrer Wäsche, welche sie deshalb am Morgen vorgenommen.

Das viele Blut hatte die Köchin aufmerksam gemacht. Beim Hinausgehen aus der Stube fand sie auf einem Tritt, welcher dicht am Schlafzimmer in das oft erwähnte Nebenzimmer führte, ebenfalls Blutflecke. Sie ging aus Neugier in das Nebenzimmer und fand die beiden Säcke, worin das Bett (Bettzeuch?) eingestopft war; zwischen diesen aber einen gleich großen. Wie sie diesen berührte, schien es ihr, als ob sie einen Kopf fühle und die Haare sich hin und her schöben. Ihre Hand war ganz blutig daran geworden. Ihr ward bange und sie machte, daß sie fortkam. Aber die Neugier stachelte sie an, nach einer Weile in das geheimnißvolle Zimmer wieder hinaufzugehen. Sie faßte sich ein Herz und fühlte dreister an den Sack. Jetzt fühlte sie deutlich einen Kopf heraus, dann eben so deutlich eine Lende, Knie und Wade.

Entsetzen ergriff sie. Augenblicklich stieg ihr der Gedanke zu Kopf, ob das nicht ihr Brotherr wäre?

Aber daß die Frau ihn ermordet hätte, konnte sie sich doch nicht vorstellen; denn wie sollte sie das so ganz allein bewerkstelligt haben?

Als der Maas Nachmittags die beiden Bettsäcke abholte, befahl die Wächtler beiden Dienstmädchen, nicht in das Nebenzimmer hinauf zu gehen, weil sie dort einige Kleinigkeiten liegen hätte. Die Köchin trieb es aber doch hinauf. Das Nebenzimmer, welches nicht verschlossen werden konnte, war diesmal jedoch mit Bändern zugebunden.

Dies Zubinden war etwas ganz Ungewöhnliches. Die Wächtler wußte dafür keine andere Erklärung zu geben, als daß sie die am Morgen geschriebenen Briefe in dieses offene Nebenzimmer gelegt und es zugebunden, damit ihr sehr neugieriges Kleinmädchen die Briefe nicht lesen sollte!

Auch für den dritten Sack, wenn auch nicht für das Blut und die menschlichen Glieder darin wußte sie eine Auskunft, die etwas wahrscheinlicher klang. Fremde Schiffsknechte brachten zuweilen Waaren und ihre Säcke ins Haus zur Verwahrung; ein Verkehr, der nach andern Andeutungen nicht sehr für die Solidität der Firma Wächtler spricht. Einen solchen Schiffsknecht wollte die Wächtler am Mittwoch Morgen, als sie in der Schlafstube Briefe schrieb, durch die — jetzt offen gelassene Thür (weil es ihr in der Stube zu heiß gewesen) die Treppe mit einem Sacke hinaufkommen gesehen haben. Da sie gewußt, was er wollte, winkte sie ihm zu, den Sack nur in das offene Nebenzimmer zu tragen. Da er ihr aber dort nicht sicher zu liegen geschienen, habe sie ihn am Nachmittage in das Waarenzimmer hinaufgetragen, von wo ihn später, am Tage, als die Wache bei ihr eingelegt wurde, derselbe Schiffsknecht, den sie

wohl kenne, deſſen Namen ſie aber nicht wiſſe, wieder abgeholt habe. Ein brandenburgiſcher Schiffsknecht hatte allerdings, nach Ausſage des Kleinmädchens, an dem Tage ſeine Sachen abgeholt, aber es war eine Kiſte und Matratze, und ſie war ſchon den ganzen Winter über im Hauſe in Verwahrung geweſen.

Abends ward nach der Hausordnung in dem bewußten Nebenzimmer geheizt. Etwa gegen 6 Uhr fragte die Köchin an, ob ſie jetzt hineingehen könne? Die Frau bejahte es. Die Thür war nicht mehr zugebunden. Auf der Stelle, wo ſie den blutigen Sack Mittags um 1 Uhr gefunden, ſtand jetzt ein großer Holzkloben, den Wächtler zuweilen als Gewicht brauchte, und der ſchon erwähnte Fußtritt, welcher ſonſt vor der Thür ſtand. Die Köchin und das Kleinmädchen wußten nicht, wie dieſe Sachen in das Zimmer gekommen waren. Der Fußboden darunter war feucht, wie eben erſt abgewiſcht. Kurz vorher hatte die Wächtler eine Schale mit Waſſer gefodert und war damit von der Küche hinaufgegangen, obgleich die Köchin ſich anbot, wenn etwas abzuwiſchen wäre, es ſelbſt zu thun. Die Wächtler wollte ſich nicht entſinnen, daß die genannten Stücke in dem Nebenzimmer geſtanden; wenn aber, ſo möchten die Kinder den Fußtritt hineingeſchleppt haben. Den Holzkloben zu tragen, reichten aber all ihre Kräfte nicht aus.

Noch ein anderer verdächtiger Umſtand ging, der Zeit nach, dieſem voraus. Um 2 Uhr Nachmittags mußte die Köchin in der Küche den Ofen heizen, welcher die Wohnſtube zu ebener Erde wärmte. Als ſie mit dem Holze vom Boden herunterkam, rief ihr die Wächtler zu, ſie möge noch oben warten, ſie, die Frau, habe noch in der Küche etwas zu thun. Als die Frau

sie nach einer halben Stunde herunterrief, erklärte ihr dieselbe, es sei nicht nöthig zu heizen, sie hätte schon allerlei Kram und Zeug in dem Ofen aufgebrannt. Auf dem Herde bemerkte sie auch noch verbranntes Papier und alten Plunder. Geruch oder Gestank war jedoch nicht zu spüren. Die Vermuthung liegt nahe, daß sie den Augenblick benutzt, um Kleidungsstücke ihres Mannes zu verbrennen.

Nach der angeblichen Abreise des Wächtler waren mehre seiner gewöhnlichen Kleidungsstücke verschwunden, wie dies unter beiden Voraussetzungen zutreffen dürfte. Aber er hatte, nach Angabe des Kleinmädchens, nur zwei Paar Stiefeln, trug in der Regel, wenn er im Winter ausging, besonders wenn er verreiste, eins dieser Paar Stiefeln, und am Mittwoch Vormittag noch standen beide Paar Stiefeln, das geputzte und das von gestern unreine, in der Schlafstube. Auf die Verwunderung des Mädchens darüber, hatte die Frau geantwortet: ihr Mann hätte Schuhe angezogen; es wäre ja ganz gut gehen! Im Verhör, wo sie sehr genau die Kleidungsstücke ihres Mannes angegeben, in welchen er am Mittwoch früh das Haus verlassen, („einen violetttuchenen Rock, den er erst vor einigen Tagen gekauft, eine rothgestreifte Plüschweste mit semilornen Knöpfen, einen geflammten Bergen op Zoom-Ueberrock, eine schwarze Hose") hatte sie auch ausdrücklich gesagt, „daß er seine gewöhnlichen Stiefeln angehabt, indem er gewöhnlich in Stiefeln zu gehen gepflegt". Als man sie auf die Widersprüche in ihrer Aussage hinwies, wollte sie jener Antwort auf die Frage des Kleinmädchens sich nicht entsinnen. Später meinte sie, ihr Mann werde drei Paar Stiefeln gehabt haben. Widersprüche und

Irrthümer in so geringfügigen Dingen ließen sich wol entschuldigen, aber das Kleinmädchen putzte täglich die Stiefeln oder Schuhe des Herrn, und mußte in diesen Angelegenheiten daher vollständig unterrichtet sein. Es fand nicht nur Wächtler's zwei Paar Stiefeln, sondern auch seine drei Paar Schuhe im Hause; außerdem seine seidene Halsbinde, die er gewöhnlich trug und desgleichen im Schlafzimmer seine beiden silbernen Knieschnallen, ohne welche er nie ausging. Die Wächtler wußte hierauf nichts zu erwidern, als daß ihr Mann auch ein Paar plattirte Knieschnallen besessen habe.

Den ganzen Mittwoch über gab die Wächtler sich Mühe, den Anschein zu behaupten, als glaube sie wirklich, daß ihr Mann noch am selben Tage wiederkehren dürfte. Sie fragte in die Küche hinunter, ob er sich noch nicht sehen lasse? Erst gegen Abend äußerte sie, nun werde er wol wirklich nach Lübeck gereist sein. Der Friseur Schulz ging während des Tages am Hause vorüber. Ganz unbefangen rief sie ihm aus dem Fenster zu: ihr Mann sei mit Waaren verreist, sie wisse nicht wohin; wahrscheinlich nach Lübeck, möglicherweise aber auch nach Berlin oder noch weiter. Sie lud ihn ein, er möge doch am Abend ein Bischen zu ihr kommen, denn sie langweile sich so sehr. Der Friseur war auch eine halbe Stunde bei ihr; sie redeten aber nur vom Tanzunterricht der Kinder und ähnlichen Dingen.

Am Nachmittage hatte das Kleinmädchen ihre Mutter, die alte Wärterin Schmidt, rufen müssen, um in der Nacht (die erste nach der wahrscheinlichen Mordnacht) bei ihrer Frau zu schlafen. Die Wächtler hatte dies sonst nie gethan, auch wenn ihr Mann auf längere Zeit verreist war. Und sie hatte überdies ihre Kinder

bei sich! Ein furchtbares Grauen muß auch diese entschlossene und zähe Frau bei der Wiederkehr der ersten Nacht ergriffen haben.

Dies die Geschichte des Tages auf die Mordnacht. Die Begebenheiten des nächstfolgenden Donnerstags liefern weniger Indicien.

Die Wächtler ließ am Morgen den Schlosser holen. Die erste Scheu war überwunden. Der Koffer ihres Mannes wurde erbrochen. Außer allerhand Papier lagen darin etwa 20 Stück theils „Tüten", theils Rollen mit Geld. Die Wächtler schien etwas betreten: „wo denn ihr Mann mit dem Gelde sein möchte?" Der Schlosser rieth ihr, ein Paar Tüten aufzumachen; „vielleicht wären Ducaten darin." Es handelte sich nur um Schillinge!

An diesem Morgen eröffnete sie ihren Leuten, sie wolle ihrem Manne nach Lübeck nachreisen. Sie hätte auch einige Waaren bekommen, die wolle sie da absetzen, auch würde sie ihren Mann dort treffen. Man suchte es ihr auszureden bei der kalten Witterung und da sie sich nicht wohl befinde. Sie antwortete: sie wäre hart; der Absatz der Waaren mache die Reise wieder gut.

Am selben Vormittage schickte sie zum Fuhrmann Hennigs und sprach ihn selbst auf der Straße. Sie bedung eine eigene Kutsche für sich und ihre jüngste Tochter und einen Packen, den sie mitnehmen müsse, und ward sogleich über den anscheinend hohen Preis von 20 Thlr. für eine Tagesfahrt mit dem Kutscher einig.

Aber sie wollte noch am selben Abend vor der Thorsperre ab- und die Nacht durch fahren. Hennigs wollte bei dieser Witterung keine Nachtfahrt eingehen. Dann bestand sie darauf, am folgenden Tage, am Freitag, ehe der Tag anbreche, fortzufahren.

Der Fuhrmann wollte den Packen abholen lassen, um ihn hinten auf den Wagen zu schnüren. Sie wollte ihn aber selbst im Wagen mitnehmen.

Ein seltsamer Zwischenmoment, der zu Zweifeln Anlaß gibt: Sie ließ ihren Geliebten, den Friseur Schulz, durch ihr Kleinmädchen fragen: ob er morgen nicht mit ihr nach Lübeck fahren wolle, nur als Vergnügungsparthie? Er schlug es ab, um seine Kunden nicht sitzen zu lassen. So eifrig schien die Wächtler darauf, daß sie die Frage noch ein zweites Mal dringender wiederholen ließ und mit der Zusicherung, sie wolle ihn für allen Verlust in seinem Geschäfte schadlos halten. — War dies ein unbegreiflicher Leichtsinn? Vielleicht die sehr gewagte Hoffnung, daß er aus Thorheit und blinder Liebe ihr behülflich sein werde? — Oder geschah es aus kluger Vorausberechnung, um bei der Entdeckung ein Zeugniß dafür zu gewinnen, daß ihre Reise eine harmlose gewesen?

Mit Geschick ging sie allerdings an die Vorbereitungen zu ihrer Reise, um dem Gefährlichen einen unschuldigen Anstrich zu geben. Sie rief den Arbeitsmann Maas am Abend in ihr Waarenzimmer und will dort Kaffee, gegen 50 Pfund, und kurzes Fischbein, gegen 20 Pfund, in Packen mit ihm zusammengebunden und in Matten gewickelt haben, was sie morgen nach Lübeck mitnehmen wolle. Zwar stimmt des Arbeitsmanns Aussage nicht vollständig mit ihrer eigenen, aber das Resultat bleibt, daß sie ihn mit dem Packen von großen

Waarenstücken beschäftigt, von denen sie angab, daß er morgen eines davon in den Wagen tragen solle.

Am selben Abende befahl sie ausdrücklich ihren Mägden, wenn morgen früh der Kutscher vor der Thür halte, sollte Niemand unten auf der Diele sein, sondern sie sollten sich alle drei (die alte Schmidt inbegriffen) oben im Schlafzimmer bei den Kindern aufhalten, denn sie hätte unten etwas mit dem Kutscher zu sprechen. Auch sollte sich keine unterstehen, aus dem Fenster zu sehen, wenn sie abführe. Die Wächtler wollte von diesem Auftrage nichts wissen.

Die alte Schmidt blieb auch in dieser Nacht bei der Wächtler. Sie hatte eigene Gedanken. Nicht an einen Mord, aber daß der Hausherr, da er so früh Morgens und nach einem solchen Lärmen mit seiner Frau aus dem Hause gegangen, sich ein Leids angethan haben möchte. Sie saß, darüber nachsinnend, auf dem Stuhl am Bette, als die Hausfrau von ungefähr aufwachte. Von Erschütterungen, Visionen, einem Aufschrei wird uns nichts berichtet. Aber die Wartefrau drückte der Wächtler ihre Besorgniß aus: Nach einem solchen Lärm hätte sie ihren Mann nicht sogleich sollen abreisen lassen. Ob sie auch gewiß wäre, ihn in Lübeck zu finden? Wenn er nur nicht aus Desperation sich ins Wasser gestürzt hätte! Die Wächtler antwortete ihr mit völliger Besonnenheit, sie möge ganz ruhig sein. Sie kenne ihren Mann, das thue er nicht. Er müsse noch viertehalb Hundert Thaler in Baarem mitgenommen haben; die hätten im Koffer gefehlt. Er werde schon wiederkommen, wie er schon mehrmals ehedem gethan, als sie noch in der Fremde gewohnt, wo er wol ein Vierteljahr verschwunden gewesen und dann plötzlich wieder erschienen wäre.

Der Freitag Morgen war der Tag der Abreise. Sobald die Kutsche vor der Thür stand, wurde der Kutscher (d. h. der Fuhrherr) hinaufgenöthigt in die obere Schlafstube, um mit den beiden Dienstmädchen und der alten Wärterin Schmidt dort Kaffee zu trinken. Diesen Allen war bedeutet, sich unten nicht sehen zu lassen, aus dem schon angegebenen Grunde. Während dessen führte die Wächtler den Arbeitsmann Maas nach dem Waarenboden hinauf und wies ihm den Packen an, den er hinuntertragen sollte. Maas schätzte ihn auf etwa 100 Pfd. schwer, 3 Fuß lang und 1½ Fuß breit, sodaß er eben in die Kutsche paßte. Der Packen hatte einen Geruch nach altem Fleisch oder Wildpret. Maas fragte deshalb die Frau: was denn drinn wäre? Er röche ja so. Sie antwortete: sie wolle ihrem Manne nachreisen, es solle verschenkt werden. Er legte den Packen nebst 3 Kissen in die Kutsche, so daß er etwas anlehnte gegen die andere Thür.

So weit Maas' Aussage, welche darin mit den andern Zeugnissen, auch mit den eigenen Zugeständnissen der Wächtler im Allgemeinen stimmt. Die Köchin mußte, als Mutter und Tochter im Begriff waren, in die Kutsche zu steigen, den Fuhrherrn noch ein Mal in die untere Wohnstube führen, um ihm auch dort noch eine Tasse Kaffee vorzusetzen. Weder Köchin, noch Kleinmädchen, noch Kutscher hatten den Packen im Wagen gesehen.

Für die Wächtler schien es nun von der höchsten Wichtigkeit, den nicht wegzuleugnenden Umstand von dem „Packen", der in ihren Wagen gelegt worden, wieder fortzuschaffen, um die schweren Indicien zu entkräften. Wo, wenn es auch wirklich nur Kaffee und Fischbein in Matten gewickelt gewesen, war er geblieben? Sie stellte daher eine neue Geschichte auf.

Allerdings hatte sie durch Maas den Packen in den Wagen bringen lassen, während die Andern oben Kaffee tranken. Aber plötzlich waren ihr Bedenken wegen der Zölle in Lübeck, und ihres Mannes willen, gekommen. Schnell änderte sie ihren Entschluß, nahm den Packen selbst wieder aus der Kutsche und legte ihn im Laden an der Diele nieder. Das Kleinmädchen sollte dies gesehen haben.

Aber weder das Kleinmädchen, noch irgend Jemand sonst hat dies gesehen, und diese Thatsache, statt wahrscheinlich gemacht zu sein, erscheint durch mehre andere Umstände als im höchsten Grade unwahrscheinlich. Wie hätte die Frau allein die Kraft gehabt, den 100 Pfund schweren Packen aus dem Wagen zu heben und in den Laden zu tragen! Wie hätte Maas, der bis zur Abfahrt unten blieb, obgleich die Wächtler es leugnet und ihn sogar gescholten haben will, daß er fortgegangen, dies nicht sehen sollen! Die Dienstmädchen, welche nach ihrer Abfahrt in den Laden gingen, der sehr eng war, sahen dort nichts von einem Packen, und endlich sprach gegen die Wächtler der Umstand: daß sie, nachdem die Wache bei ihr eingelegt worden, dem Kleinmädchen zuflüsterte: sie möchte so aussagen wie sie, ihre Herrin, in diesem Punkte; auch ja, daß ihr Mann am Mittwoch noch ein Mal um 5½ Uhr nach Hause zurückgekehrt und in allem Guten von ihr geschieden sei. Es solle dies ihr Schade nicht sein und sie wolle sich erkenntlich dafür beweisen.

Für die Wächtler konnte allein die Aussage des Fuhrmanns sprechen, welcher ebenso wenig als sein Knecht einen Packen im Wagen bemerkt haben will. Doch erinnerte sich Jener, „daß der Wagen inwendig etwa eine Hand höher als der Vordersitz bepackt gewesen und über

dem Bettkissen noch ein Soldatenmantel und der Pelzmantel des Wächtler gelegen habe." Die Wächtler'sche Tochter, welche mitfuhr, will allerdings ein Stück gelber Matte unter dem Pelze und dem rothen Soldatenmantel vorblicken gesehen haben.

Unterwegs zeigte sich die Wächtler sehr freigebig. Auf der ersten Station ward sie von Hennigs um etwas Geld ersucht, damit er den Zoll berichtigen könne. Sie antwortete: „O ja, ich habe Geld genug!" und warf ihm aus einem ansehnlichen Vorrathe Geldes, welchen sie vor sich auf dem Schooße liegen gehabt, eine Zehnthalerrolle zu, zog aber schnell die Wagenthür zu, welche er zu öffnen im Begriff gewesen. An der sogenannten Fleischgaffel, wo er seinen Pferden Brot gereicht, reichte sie ihm eine Flasche Kirschbranntwein und eine Mettwurst aus dem Wagen.

Der Vorfall und das Anhalten am Hoy- oder Högeberge (in einem Document heißt es auch bei Hödenburg) ist schon in der frühern Aussage des Hennigs in allen wesentlichen Punkten erzählt. Sie klagte ihm leise, als sie ausgestiegen, daß sie einen Blutsturz bekomme, und hielt sich dabei die Hand unterm Leibe. Dem Knecht sagte sie, es solle ihr auf einen Thaler Trinkgeld nicht ankommen. Fuhrmann und Knecht waren mit dem Kinde etwas „seitwärts, um die Ecke in einen Nebenweg gegangen", sodaß sie beim Umsehen höchstens den Obertheil der Chaise hinterm Berge sehen können, und hatten dort kaum ihr Wasser abgeschlagen, als sie merkten, daß die Wächtler schon die Pferde angefaßt hatte und den Wagen den Berg hinunterziehen wollte. Sie riefen ihr zu: „Madame, Madame, was ist das?" und sprangen zu, um die Pferde zu fassen. Die Wächtler behauptete,

durch das heftige Stoßen des Wagens habe sie unterwegs einen Blutsturz bekommen und deshalb wirklich anhalten lassen. Sie hat aber durch nichts diesen Blutsturz darzuthun vermocht. Der Knecht sagte noch aus, daß, weil der Weg hinterm Heuberge steil hinabgeht, habe er die Vorderpferde hinuntergeführt, und bis sie hinuntergekommen, sei auch die Wächtler und ihre Tochter zu Fuße gefolgt, und hätte sich erst unten auf ebenem Wege wieder aufgesetzt.

Der Wagen hielt nicht lange an. Um sein Gutachten befragt, erklärte der Fuhrmann Hennigs, daß der Aufenthalt doch so lange gedauert, um einen Packen abzuwerfen. An eben dieser Stelle, oben auf dem Berge, wo der Weg sich steil senkt, also wo der Wagen der Wächtler angehalten, fanden die zwei Braaker Bauerknechte, bald nachdem die Kutsche mit vier schwarzen Pferden und einem Vorreiter ihnen, weil er hinunter fuhr, außer Gesicht gekommen, den Packen. Ob es dieser der Kutsche folgende Bauerwagen gewesen, welcher die vorsorgliche, entschlossene Frau veranlaßt hat, ihr schlau angefangenes Werk nur halb und so ungeschickt auszuführen? Wenn sie die Kraft hatte, den schweren Packen aus dem Wagen zu ziehen, versagte sie ihr, um ihn ein Paar Schritte weiter in das dicht daranstoßende dichte Gehölz zu schleppen, wo er, wenigstens für die nächste Zeit, den Blicken der Vorüberfahrenden verborgen blieb? Lähmte die Angst ihren bisher bewiesenen Muth, oder sah sie Die, welche wirklich die Entdecker ihrer Schandthat wurden, in der Ferne herankommen? Drei Frachtwagen waren des Weges von Lübeck nach Hamburg gefahren und begegneten den Bauerknechten, die anfänglich glaubten, der wohlumwickelte Packen sei von

einem dieser Wagen abgefallen. Möglich, daß auch die Wächtler diesen Umstand benutzte, um den Irrthum hervorzurufen, in welchen die Bauern geriethen.

Die Reise ging ruhig weiter. Beim Einfahren in Schöneberg rief aber die Wächtler den Kutscher plötzlich an, er solle stille halten, sie fühle sich so unwohl, sie müsse zu ihren lieben Kindern zurück; er solle umkehren, sie wolle ihn für die ganze Fuhre bezahlen. Er willigte ein, doch müsse er erst in Schöneberg füttern; sie könne sich während der Zeit besinnen. Im schöneberger Wirthshause besann sie sich nicht eines andern, war aber sehr munter und froh, und ließ sich in ein lebhaftes Gespräch mit dem Bauernvoigt und seiner Familie ein. Sie erzählte ihre Lebensgeschichte, sogar auch Das, daß sie mit einem Baron, einem preußischen Offizier, sechs Jahre lang gelebt, von ihm eine 14jährige Tochter habe und 20,000 Thlr. von ihm zur Mitgift erhalten, als sie sich verheirathet. Sie zahlte dem Fuhrmann seinen ganzen Lohn aus, dem Knechte ein noch größeres Trinkgeld als sie ihm versprochen, und man merkte ihr nichts von Krankheit an.

Ob sie auf dem Rückwege ihre Augen auf den Ort geworfen, wo sie der furchtbaren Last ledig geworden? Sie ahnete nicht, daß der verhängnißvolle Packen auf einem andern Wagen von Haus zu Haus fuhr, und Niemand ihn aufnehmen wollte. Sie ahnete nicht, daß ihre schnelle Rückkehr dem Verdacht gegen sie mehr Nahrung gab.

Auch bei ihrer Rückkehr nach Hamburg schien die Wächtler guter Dinge. Sie erzählte, sie wisse jetzt, woran sie sei, sie habe unterwegs gute Nachrichten von ihrem Manne erhalten; er sei von Lübeck aus weiter ins Preu-

ßische gereist. Es war jetzt weder von Blutsturz, noch von Uebelkeit und Unpäßlichkeit die Rede.

Die folgenden Tage lieferten keine mehren Anzeigen ihrer Schuld, wenn man nicht das dafür annimmt, daß sie ihre Mägde nöthigte, in der Nacht vom Freitag auf den Sonnabend ihre Betten in ihr Zimmer zu tragen. In den folgenden Nächten nahm sie wieder die alte Schmidt zur Nachtwache ins Haus. Das Gerücht, daß sie ihren Mann ermordet, wuchs jetzt von Tag zu Tag, und noch ehe der Fuhrmann Hennigs am Mittwoch von der Recognoscirung des Leichnams aus Lützensee zurückkehrte und die Wache in ihr Haus gelegt wurde, belagerte das hamburger Volk dasselbe schon mehre Tage lang mit dumpfem Gemurmel und Drohungen gegen die Gattenmörderin, ohne daß die Acten uns Nachricht aufbehalten haben, wie es im Innern dieses Hauses während der bangen Tage ausgesehen hat.

Die Wächtler benahm sich vor Gericht weder wie ein tief moralisch von der Anschuldigung verletztes Weib, noch wie eine von Angst und Gewissensbissen zerknirschte Schuldige; sie leugnete vielmehr unter den wildesten Flüchen und Verwünschungen gegen ihre Mägde, die so etwas von ihr ins Gerede gebracht, und besonders gegen ihren Liebhaber, den Friseur Schulz, welcher sie schon am Sonntage auf das Gerücht deshalb heftig zur Rede gestellt hatte. Ihr ganzes Benehmen war von einer mehr als frechen, ja ruchlosen Art; und noch in ihrer ersten Gefangenschaft setzte sie mit ihren Wächtern die lüderliche Lebensart fort, welche mit der Grund zu ihrem Unglück und zu ihrem Verbrechen gewesen.

Die Acten ihres Criminalproceſſes, welcher zuerſt vor dem Niedergericht, dann vor dem Senate verhandelt und entſchieden wurde, ſind uns, wie ſchon erwähnt, nicht vollſtändig aufbewahrt. Aber auch wenn dies der Fall wäre, dürften wir Anſtand nehmen, unſere Leſer durch alle Krümmungen und Windungen dieſes lange hingezogenen Proceſſes Schritt für Schritt zu führen, nachdem alle hauptſächlichen Ermittelungen bereits in der obigen, aus der erſten Relation entnommenen, Geſchichtserzählung angeführt ſind. Wir werden uns daher begnügen, aus der letzten Relation, welche dem Senate in der Appellationsinſtanz vorgetragen wurde, die Momente, welche ſpätere Ermittelungen enthalten und zugleich in Kürze die juriſtiſchen Gründe, welche die Bedenklichkeit der Richter endlich vermochten, das Strafurtheil zu fällen, zuſammenzufaſſen. Aber auch die Geſchichte des Rechtsganges ſelbſt iſt von Intereſſe, und einzelne uns erhaltene Actenſtücke bieten für die Culturgeſchichte unſerer deutſchen Criminaliſtik merkwürdige Momente.

War die Wächtler eine Perſon, zu der man ſich der That verſehen konnte? Dieſe Frage, welche unſere neuere Criminaliſtik in den Vordergrund bringt, ſcheint bei der erſten Unterſuchung in Hamburg zu Anfang nicht beſonders hervorgehoben zu ſein, vielleicht weil ſie den Richtern genugſam bekannt war, oder weil dieſe Perſonalien vor dem grauenhaften Eindruck, welchen die Indicien hervorbrachten, als unbedeutend zurücktreten. Erſt in den letzten Relationen wird uns ein vollſtändiges Bild ihrer Perſon, ihres Lebens und ihres Charakters geliefert; zum Theil freilich erſt aus ſpäteren Ermittelungen.

Die Wächtler, Marie Katharine Wunſch, war in

Plauen an der Havel geboren, Tochter eines dortigen Rathsherrn. Ihre Erziehung war nicht ganz vernachlässigt worden, aber ihre ganze Lebensgeschichte verrieth einen höchst leichtsinnigen und unmoralischen Wandel. Nach dem Tode ihrer Aeltern nahm sich ihr Bruder, der Bürgermeister von Plauen, seiner Schwester an, und brachte sie als Kammerjungfer in Dienst bei einer Frau v. d. Hagen in Steinau. Schon nach sieben Wochen verließ sie diesen Dienst heimlich und ohne Vorwissen ihres Bruders und ward die unterhaltene Freundin eines preußischen Majors, des Barons v. Bertkau (Berthow in andern Berichten genannt). In diesem Verhältniß blieb sie vier Jahre, und erzeugte mit demselben eine uneheliche Tochter. Darauf war sie, was sich erst später ergab, fünf Vierteljahre mit dem Sattler des Ziethenschen Husarenregiments Orthmann verheirathet, war aber, nach ihrer Behauptung, durch Urtel und Recht von demselben geschieden. Sie lebte wieder bei ihrem Bruder, der eine Handlung und einen Diener hatte. Mit diesem Diener, ihrem nachmaligen Manne, Wächtler, stand sie durch zwei Jahre in vertrautem Umgange, ehe sich Beide heiratheten. Als dies geschehen, trat der Comptoirbediente ihres Bruders, Buchholz, in die frühern Rechte ihres jetzigen Mannes, und sie ließ sich von ihrem Liebhaber von Zeit zu Zeit verschiedene, ihrem Bruder entwandte Waaren heimlich bringen. Die Eheleute ließen sich endlich in Hamburg nieder, wo die Wächtler mit dem Friseur Schulz eine ehebrecherische Verbindung der gemeinsten Art anknüpfte, indem sie den anscheinend jüngern Mann durch Geschenke mehr und mehr an sich zu locken suchte. Sie machte Schulden, ließ sich Nachschlüssel zu ihres Mannes Waarenlägern anfertigen und bestahl ihn mehrmals, indem sie die Sachen versetzte oder verkaufte.

Endlich setzte sie, wie schon erwähnt, ihren lasterhaften Lebenswandel noch in ihrer Gefangenschaft auf der Hauptwache fort, indem sie mit mehren Soldaten Unzucht und die gröbsten Unflätereien trieb.

Ein Weib, das nach solchen Anschuldigungen eine solche Lebensweise unter den Auspicien des Rabensteins fortsetzen kann, durfte man, auch ohne die ermittelten Präcedentien für eine Person halten, zu der man sich der angeschuldigten That versehen kann. Die Thatsache des Verbrechens war ermittelt, die Motive lagen sehr nahe, ihre Thäterschaft war durch keinen vollgültigen Zeugen, durch kein Geständniß, aber durch eine zusammenhängende Reihe der vollwichtigsten Indicien zu mehr als moralischer Gewißheit gebracht, und außerdem war sie der offenbarsten Widersprüche überführt; bewiesen war ihr, daß viele ihrer Angaben absolut falsch waren, z. B. ihre vorgeschützten heftigen weiblichen Veränderungen, die Fehlgeburt, die Blutstürze, an denen sie so andauernd und heftig gelitten haben wollte, während doch Wäscherin, Wärterin und Mädchen, welche in diesen Tagen und Wochen in nächster Umgebung mit ihr waren, nicht die geringsten Blutspuren an ihren Hemden oder ihren Laken bis zur Mordnacht bemerkt hatten.

Der fiscalische Anwalt stellte es daher dem Ermessen des Gerichtes anheim, ob dasselbe, bei einer so außerordentlichen Evidenz des von der Wächtler begangenen Verbrechens, zur Erzwingung des eigenen Geständnisses „die vorgängige Application der peinlichen Frage, dieses so trüglichen als grausamen, an sich unnützen und für den Staat selbst äußerst gefährlichen, auch eben daher fast von allen neuern selbst denkenden Criminalisten verworfenen, und in den meisten christlichen Ländern entwe-

der durch ein förmliches Gesetz, oder, wie in Hamburg, stillschweigend abgeschafften Rechtsmittels, annoch nöthig finde?" Seinerseits halte er sich für völlig berechtigt, auf die Zuerkennung der durch die peinliche Halsgerichtsordnung auf den Mord zwischen Eheleuten gesetzten Strafe des Rades cum annexis, oder doch wenigstens eine solche Strafe anzutragen, wodurch die menschliche Gesellschaft von einem so schädlichen Mitgliede befreit werde.

Hierauf finden wir ein Erkenntniß des Niedergerichts vom 3. Oct. 1787, folgenden Wortlautes: „daß die a. Fiscali wider u. s. w. gebotene Strafe des Rades, da Inquisitin dieser so schrecklichen und unmenschlichen That weder selbst geständig, noch derselben rechtlicher Art nach überwiesen worden, solchemnach keine Statt habe, Inquisitin auch, ungeachtet der, zufolge den Acten wider dieselbe hervorgehenden vielen und mannichfaltigen großen, verdächtigen Umständen und Anzeigen, da solche zum Theil nicht rechtlich und genugsam erwiesen, zum Theil aber auch durch anderweitige zum Vortheil der Inquisitin in den Acten vorkommende Umstände und durch Das, was Inquisitin zu ihrer Entschuldigung (wenn solches gleich nicht als völlig zuverläßlich und erwiesen anzunehmen ist, dennoch aber nicht als ganz und gar unwahrscheinlich betrachtet werden kann) vorgebracht hat, wieder aufgehoben, oder doch wenigstens in Ansehung des wider Inquisitin vorliegenden Verdachtes, in etwas geschwächet worden, gegenwärtig und bei diesen Umständen mit der peinlichen Frage zu verschonen; übrigens aber, und da durch die Concurrenz so vieler und mancher wider Inquisitin obwaltenden verdächtigen Umstände, Vermuthungen und Anzeigen, immer noch, und nach wie vor, ein starker und großer Verdacht wider

dieſelbe verbleibet, welchen gänzlich von ſich abzulehnen ſelbige nicht vermocht hat, Inquiſitin als eine höchſt gefährliche und obbemeldeter Urſachen halber verdächtige Perſon in das hieſige Spinnhaus in ſichere, feſte Verwahrung zu ſetzen. Von Rechts wegen."

Dieſes von Rechts wegen dürfte nach juriſtiſchen Grundſätzen ſchwer zu rechtfertigen ſein. Es war ein patriarchaliſcher Spruch wohlmeinender Richter, welche ihrem Gewiſſen und der öffentlichen Sicherheit genug zu thun glaubten, wenn ſie die Frau unſchädlich machten und einſperrten. Es war kein Urtheil, es war eine adminiſtrative Maßregel. Vielleicht war ſeit lange kein großer Criminalfall vorgekommen, und man ſcheute das Blutvergießen.

Anders war die Anſicht des hohen Senats, gleich verſchieden von dem Antrage und den Anſichten des Fiscals, wie von denen des Niedergerichts. Die Wächtler war in ſeinen Augen ſtraffällig und dem Geſetze mußte ſein Recht werden. Aber die Carolina war und iſt noch heut das gültige Criminalgeſetz in Hamburg. Weil dieſelbe in ihrem 22. Artikel verordnet: „daß Niemand auf einigerlei Anzeigung, Argwohn, Wahrzeichen oder Verdacht ſolle endelich zur peinlichen Strafe verurtheilt, ſondern nur allein peinlich befraget werden", auch ausdrücklich ſage: „daß zur endelichen, peinlichen Strafe eigenes Bekenntniß oder Beweiſung erfoderlich ſei", ſo konnte ſich der Richter nicht beſtimmen „auch bei aller, noch ſo ſehr vorhandenen, moraliſchen, durch die bindendſten artificiellen Beweiſe, beſtärkten Gewißheit, bei dem beharrlichen Ableugnen der Inquiſitin und Ermangelung gültiger, bei der That zugegen geweſener Augenzeugen", ſchon mit der ordentlichen Strafe zu verfahren.

Durch das Erkenntniß vom 7. Dec. 1787 ward

für Recht erkannt, daß die Findung des Niedergerichts dergestalt zu reformiren, daß bei den vielfältigen, zur Tortur völlig hinreichenden Anzeigen, die Inquisitin zum nähern Geständniß der Wahrheit mit der scharfen Frage zu belegen.

Es war erfreulich zu lesen, mit welchen kräftigen Ausdrücken der fiscalische Anwalt die Sprache der Humanität und der Aufklärung führte, wie er den Geist des Gesetzes gegen den Buchstaben desselben verfocht, und das ewige Recht gegen die starren Formen lebendig erhalten wollte; ein Weg, auf dem jedes Recht, ohne gewaltsame Umänderungen im Volke, lebendig bleiben kann, sobald seine Priester von Geist und Muth erfüllt sind, um die veraltete Schaale abzuwerfen, ehe sie zur steinernen Kruste wird, in welcher der Kern verdorrt. Hören wir nun auch die Gründe der Richter dagegen.

„Ihr mußte um so mehr die Folter, ohne Rücksicht auf die bei einigen neuern Juristen zur Mode gewordenen Empfindeleien (1788!) zuerkannt werden, als nicht nur vielfältige redliche Anzeigen dazu nach Vorschrift der Gesetze offenbar vorhanden waren, sondern auch aus allen ihren Aussagen und ihren unzähligen in actis vorkommenden Widersprüchen, unwidersprechlich erhellete, daß sie die Wahrheit geflissentlich verhehlte, und zu diesem allen noch hinzukam, daß die Folter bei uns keineswegs für abgeschafft zu achten, auch ihr solche Fragen vorgelegt werden konnten, die kein Unschuldiger zu beantworten vermögend war."

Auch diese Sprache ist gewiß die der redlichen Ueberzeugung; es ist aber gleichfalls erfreulich, daß diese Ueberzeugung trotz ihrer Ehrenfestigkeit in der Zeitströ-

mung so untergegangen ist, daß sie heute in derselben Stadt, wo man jetzt an einem neuen Criminalgesetz arbeitet, schwerlich auch nur eine einzige Stimme für sich hat. Uebrigens wenn eine Folter überhaupt nach den Gesetzen der Vernunft zulässig wäre, so muß man zugeben, daß dieser Fall dafür besonders geeignet war, und wenn die menschliche Gerechtigkeit berechtigt wäre, für Unthaten Qualen zu bereiten, so war die Wächtler wegen ihrer That sowol, als wegen ihres Benehmens nachher, gewiß eine Person, welche vorzugsweise dieselben verdiente.

Eine Verhandlung über die Procedur bei der Folter ist in den Acten nicht mehr enthalten. Dagegen finden sich auf losen Blättern Ausfertigungen an die Executoren, wie mit der Tortur zu verfahren sei. In der einen heißt es, daß, wenn die Wächtler durch vorgängige Verbal- und Realtortur nicht zum Geständniß zu bringen sein sollte, successive 1) mit den Daumstöcken, 2) mit dem Anlegen der Armschnüre, 3) mit deren völligen Zuziehung und 4) mit den Spanischen Stiefeln und mäßigem Aufziehen auf die Folterbank zu belegen *), „damit aber aufhören zu lassen". Die Humanität sprach also schon hier mit, trotz der Spanischen Stiefeln. Auch erfährt man aus der letzten Relation, daß vor der Tortur noch, im Auftrage des Senats, durch zwei Geistliche der Versuch, wiewol vergeblich, gemacht worden, sie in Güte zu einem Geständniß zu bewegen. In einem andern dem **Dom. Praetori** ertheilten Commissorium heißt es, daß er die Tortur vollstrecken solle mit Zuziehung

*) Ueber die Grade und Wirkungen dieser Foltern siehe den Fall „Nickel List und seine Gesellen". Neuer Pitaval Band IV.

der Herren Physicorum und des Rathschirurgi, außer selbigen und der sonstigen dazu erfoderlichen Personen, aber sonst Niemand zuzulassen, auf den Fall jedoch, da Inquisitin bei der Marter einen oder mehre Gehülfen, die entweder an der Ermordung oder Verstümmelung ihres Mannes Antheil genommen, mit hinreichender Wahrscheinlichkeit angeben sollte, diesen sogleich Wache ins Haus zu legen.

Am 25. Januar 1788 ward von dem Prätor zur Vollstreckung des Urtheils geschritten. Dringend wiederholten die Gerichtspersonen, anfänglich in der Verhörstube, dann im Marterkeller ihre Vorstellungen. Die Wächtler aber erklärte unter den frechsten Ausdrücken, daß sie nichts gestehen würde. Der Frohn, heißt es nun, schritt hierauf zur Verbal- und hiernächst zur Realtortur. Höhnisch foderte das Weib den Frohn zur Marter auf: „er möchte es nur versuchen". Nun wurden ihr die Daumstöcke angelegt. Jetzt erst erklärte sie: sie wolle die Wahrheit gestehen. Man nahm ihr die Stöcke wieder ab. Auf alle ihr gestellten Fragen antwortete sie indeß so widersprechend, daß ihre Absicht einleuchtete, auch jetzt den Richter irre zu führen.

Die Daumstöcke wurden ihr zum zweiten Mal angelegt und nun wirklich zugeschraubt. Nach 4½ Minuten rief sie aus: „Jetzt will ich die Wahrheit bekennen."

Man schraubte sie los, nahm ihr die Stöcke ab, und sie bekannte: daß ihr Mann in der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch wirklich, in ihrem eigenen Hause und in ihrer Gegenwart mit dem Hackebeil erschlagen, gleich darauf über den Hals geschnitten und darauf sein Körper verstümmelt worden; aber — sie hätte das nicht selbst gethan. Der Färber Kuhn hätte es auf ihren Antrieb gethan. Schon acht Tage

vorher habe sie den Mord mit ihm verabredet gehabt, und ihm dafür versprochen, daß er nachher im Hause bleiben und Herr sein solle. Sie habe ihn in der Nacht ins Haus gelassen. Diese Angabe bestärkte sie durch eine Menge kleiner Umstände, welche die Gerichtspersonen an die Richtigkeit ihres Geständnisses zu glauben nöthigten.

Sie ward ins Verhörzimmer hinaufgeführt. Hier ward ihr ihre Urgicht wieder vorgelesen. Die ersten peinlichen Fragen bestätigte sie anfänglich, fing darauf aber an ganz ungereimt zu antworten, und erklärte endlich nach Vorlesung des ganzen Verhörs: an ihrer ganzen Aussage sei auch kein Wort wahr!

Man stellte ihr vor, daß, wenn sie noch jetzt nicht bekennen wolle, die scharfe Frage von Neuem und mit ganzer Strenge an ihr vollzogen werden müsse. Jetzt lautete ihre Antwort: Ja, es sei Alles wahr, was sie in der Marterkammer ausgesagt, und gerade so, wie ihr solches jetzt in der Verhörstube vorgelesen worden. Aber schon nach einigen Minuten schwankte sie wieder, sagte jetzt: ja es ist wahr! und dann: nein es ist doch nicht wahr! Zuletzt drohte sie: man möge noch so sehr aufpassen, sie werde sich eher das Leben nehmen, als daß sie sich noch ein Mal martern lasse. Ja sie drohte dem Frohn, der ihr gelassen antwortete, dafür gebe es schon Anstalten: er solle nur zusehen, und sie werde sich vor seinen eigenen Augen in der Gefangenenstube umbringen.

Inzwischen ließ der Senat dem Färber Kuhn nachspüren und denselben gefangen setzen; denn wer durfte annehmen, daß die teuflische Bosheit der Wächtler so weit gehen könne, einen ganz unschuldigen Menschen eines Mordes zu zeihen, und noch dazu, wo dies ihre Schuld nicht minderte, da sie sich als Anstifterin des

Mordes angegeben? Wenn er auch den Mord nicht wirklich der Art vollbracht hatte, durfte doch Kuhn irgendwie dabei betheiligt sein.

Kuhn betheuerte seine Unschuld; ja er habe mit der Wächtler auch nicht den geringsten Umgang gepflogen. Aber er wisse den wahren Thäter. Dieser sei kein anderer als der Lackfabrikant Jauché. Weshalb? — Eine Stimme vom Himmel war in seinem Gefängniß ihm durchs Herz erschollen: „Jauché ist der Mörder!" Außer der Stimme vom Himmel führte er indeß noch einige verdachterregende Nebenumstände an, z. B., daß Jauché anfangs in sehr armseligen Verhältnissen gelebt, dann mit Wächtler und seiner Frau bekannt geworden, worauf seine Umstände sich sichtlich verbessert, und endlich habe er nach der Ermordung sogar einen gewissen Aufwand zu machen angefangen.

Indeß ward Jauché und auch sein Angeber Kuhn, nach der sorgfältigsten Untersuchung, unschuldig befunden. Die Verbrecherin hatte, um die Untersuchung zu verwirren und in die Länge zu ziehen, einen ganz unschuldigen Menschen des Banditenhandwerks bezüchtigt; und dieser, merkwürdigerweise, hatte aus eben so vagen Träumen noch einen dritten denuncirt. So fest stand allgemein der Glaube, daß das Weib dieses entsetzliche Verbrechen nicht allein könne begangen haben, sondern nur mit Beihülfe eines andern Mordgehülfen. Dieser ward gesucht, wo es auch sei.

Die Wächtler gestand auch ganz ruhig in ihrem Verhör am 4. März: Kuhn wäre zur Zeit der Ermordung ihres Mannes gar nicht im Hause gewesen, er könnte daher die Mordthat nicht begangen haben. Sie habe seinen Namen auch nur in der Angst angegeben. Man stellte ihr die ganze Abscheulichkeit ihres Verfahrens

vor. Sie hatte darauf keine andere Antwort, als: „so wolle sie denn die That über sich nehmen.“ Dies war nicht das Geständniß, welches man von ihr verlangte. Sie ward zum zweiten Mal in die Marterkammer hinuntergeführt. Beim Anblick der Marterwerkzeuge verging ihr der Muth. Sie machte ein freiwilliges, das erste zusammenhängende Bekenntniß, welches mit den bisherigen Ermittelungen so ziemlich stimmte.

Sie allein hatte ihren Mann ermordet. Niemand war im Zimmer als ihre drei Kinder, die in dem andern Bette schliefen. Mit dem vom Schlächter Leopold geliehenen Hackebeil hatte sie ihn dreimal vor den Kopf geschlagen, in der bewußten Nacht, aber schon zwischen 11 und 12 Uhr. Gleich nachher hatte sie ihm den Kopf abgeschnitten. Den ersten Schnitt hatte sie mit ihres Mannes Taschenmesser gethan; die Ablösung des Körpers geschah mit dem Papiermesser; später behauptete sie, mit dem gewöhnlichen Brotmesser, das Papiermesser sei gar nicht gebraucht worden. Auch wollte sie sich nicht entsinnen, von welcher Seite und wie oft sie zugeschnitten: „sie habe dann nur so losgefiddelt.“ Der Körper lag, während Gruner und das Kleinmädchen am Morgen mit ihr Kaffee tranken, im Bette. Sie saß davor und hatte die Gardinen fest zugezogen, damit jene den Leichnam nicht sähen. Als sie sich später eingeschlossen, hatte sie ihrem Manne die Hände abgelöst, die halbe Nase und die Oberlippe, auch den Haarzopf. Diese Theile steckte sie in einen kleinen Beutel und trug ihn sogleich auf den Waarenboden, den übrigen Körper aber in einem Sack ins Nebenzimmer. Als Maas am Nachmittage die Bettsäcke abgeholt, trug sie letztern gleichfalls auf den Waarenboden. Seinen Rock und Weste verbrannte sie Nach-

mittags im Küchenofen, und brachte die andern Kleidungsstücke zum Verſatz an einen Juden. Am Dönnerstag erſt verpackte ſie den Körper, der mit Betten und Kleidungsſtücken umwunden war, in Matten, und ließ dieſen Packen am Morgen der Abreiſe von Maas in den Wagen tragen. Vorſorglich hatte ſie der Leiche die Beine untergebunden, damit ſie in dem Wagen Platz hätte. Den Beutel mit Kopf und Händen hatte ſie ſelbſt in die Kutſche getragen. Sie wollte irgendwo in der Dunkelheit die Päcke auswerfen. Da es aber nicht ging, benutzte ſie den Augenblick auf dem Högeberge, wo Niemand auf der Straße war, und erlog den Blutſturz, den ſie weder damals, noch vorher, noch weniger eine Fehlgeburt gehabt. Alles weggewiſchte Blut war ihres Mannes. — Aus Rache hatte ſie ihn ermordet, weil er ſie am Dienſtag Morgen vor den Andern auf dem Stuhle ſo geſchüttelt; und in der bewußten Abſicht und zu dem Zwecke hatte ſie das Hackebeil vom Schlächter holen laſſen. — Als ihr dieſe Urgicht auf der Verhörsſtube nochmals vorgeleſen wurde, antwortete ſie: ja, das iſt die reine Wahrheit.

Nach drei Tagen ward ſie noch einmal zum articulirten Verhör gezogen, und blieb auch hier noch in allen Stücken bei ihrem Bekenntniß. Sie bat um Verzeihung, daß ſie bis da die Wahrheit ſo hartnäckig verſchwiegen, und drückte den einzigen Wunſch, den ſie hätte, zu Protokoll aus, daß ſie nur nicht von unten gerädert und nicht mit glühenden Zangen zerriſſen werden möchte.

Im April wurden darauf die Acten an das Niedergericht zurückgeſandt, zu einem, nach der veränderten Lage der Sachen, neu zu findenden Urtheil. Dabei wurden der Inquiſitin ihre zweite Urgicht und ihre Beſtätigung derſelben am dritten Tage, wieder vorgeleſen.

Sie gab hier schon auf die Frage: ob sie bei dieser Aussage bleibe? die seltsame Antwort: „Was sie gesagt habe, das hätte sie gesagt; was wahr wäre, das wäre wahr. Ja wäre ja, und nein wäre nein."

Das Urtheil des Niedergerichts erkannte ihr darauf, am 3. September, die Todesstrafe zu. Von dem Obergerichte abermals befragt: ob sie bei ihrer Urgicht und Bestätigung bleibe? verneinte sie das und gab am 10. October folgende wörtliche Erklärung ab: „sie habe, so wahr Gott und die heilige Dreifaltigkeit lebe, den Mord nicht begangen, wisse auch nicht wer es gethan. Darauf wolle sie leben und sterben. Sie habe alles Das blos aus Liebe und Gehorsam gegen die Obrigkeit und aus Furcht vor der Tortur gesprochen."

Von rechtlicher Wirkung war dieser Widerruf, noch dazu durch einen eigenmächtigen Eid betheuert, nicht. Sie hätte innerhalb der drei Tage nach der Folter widerrufen müssen, wo alsdann auf erneute, schärfere Tortur erkannt worden wäre. Jetzt kam er zu spät; der Richter brauchte, nach der alten Criminalordnung, darauf keine Rücksicht zu nehmen, und konnte sofort auf die ordentliche Strafe erkennen. Aber welcher Richter in einem civilisirten deutschen Staat, hätte zu Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts auf ein unter Folterqualen abgelegtes Geständniß, welches noch dazu nachher, wenn auch, dem Buchstaben des Gesetzes nach, zu spät widerrufen wurde — und sie verharrte bei dem Widerruf bis auf den letzten Augenblick — welcher Richter, sage ich, hätte auf dieses Erkenntniß allein das Todesurtheil fällen mögen! Die Stimme der Humanität, die Bildung und Sitte, mächtiger als das Gesetz, waren dagegen. Zwar konnte und mußte der letzte Richter zur Begründung

seines Urtheils die Carolina citiren, aber er hielt sich zugleich verpflichtet aufs Neue den ganzen Proceß, als wäre gar kein Geständniß erfolgt, noch ein Mal nach den anderweitig erwiesenen Thatsachen zu referiren, um darauf seine Entscheidung zu bauen; und in diesem vielleicht letzten berühmten Criminalprocesse, wo man sich in Deutschland der Folter bediente, wollte der Zufall es, daß sie in ihrer moralischen Wirkung sich als so unnütz bewies, wie sie der fiscalische Anwalt dem ersten Richter dargestellt hatte.

Der Wächtler Lebenswandel vor der That spricht deutlich, was man von einer solchen Frau zu erwarten hatte, welche zuerst aus dem Dienst gelaufen, dann lange Jahre öffentlich die Maitresse eines Offiziers gewesen, dann sich wahrscheinlich von diesem Offizier verheirathen und von ihrem Manne wieder scheiden lassen, mit dem Lehrburschen ihres Bruders 2 Jahre ein unzüchtiges Verhältniß unterhalten und diesen Bruder bestohlen, den Lehrburschen geheirathet und nun wieder mit einem andern Ladendiener lüderlich gelebt und durch diesen sich Waaren stehlen lassen. Eine Frau, welche, hin und her verschlagen, noch in reifern Jahren dieses unzüchtige Leben in Hamburg fortsetzt, und, wahrscheinlich jetzt mit geminderten Reizen, einen jugendlichen Liebhaber durch Geschenke zu fesseln sucht. Sie hat Nachschlüssel zu allen Waarenvorräthen ihres Mannes, sie bestiehlt ihn mehrmals und scheint mit seinen Dienstleuten hinter seinem Rücken zu agiren. Sie zettelt überall Freundschaften an, bei denen sie versetzt, leiht und durch Freigebigkeit sich Freunde macht. Sie sieht das Ungewitter kommen, wenn der

Mann Alles entdecken sollte, und sucht bei Seite zu schaffen, Verstecke, wohin sie vor seinem Zorn entfliehen könne. Aber das Ungewitter bricht früher los, als sie in ihrem Leichtsinn gedacht. Der Mann schimpft, mishandelt sie, er spricht von Scheidung, und sie traut ihm das Aergste zu, wenn sie ihm nicht zuvorkäme; vielleicht hat sie auch noch mehr Entdeckungen zu fürchten.

Der Entschluß ist da. Wann er geboren wurde, ob es ein länger gehegter Plan war, oder wie eine Minerva geharnischt ins Leben sprang, ob mehr glühendes Rachegefühl, Furcht oder teuflische Berechnung ihn erzeugten, bleibt auf immer im Dunkel. Alle die dringenden Motive, welche sie abhalten sollten, ihre vier Kinder, die traurige Aussicht auf die Zukunft, wenn der Brotherr todt ist, die Furcht vor Entdeckung und Strafe, verschwinden vor der in ihr kochenden Wuth und vor dem Leichtsinn, der ihr zunächst eine Lust, die Stillung ihrer Rache und eine glückliche Freiheit verspricht. Was nachher kommt, liegt jetzt außer ihrem Gedankenkreise. Daß sie ihren Liebhaber, den Friseur Schulz, nach dem Morde zu sich bescheiden kann, weil sie sich so sehr langweile, daß sie ihn auffodern kann, mit ihr zum Vergnügen nach Lübeck zu reisen, sind Momente, die auf ihr inneres Seelenleben charakteristische Blicke werfen lassen.

Sie ist still und fast sanft, als der Mann tobt, sie schüttelt, als er die gröbsten Schimpfworte gegen sie ausstößt, als er das Beil hervorzieht und furchtbare Drohungen fallen läßt. Ihr Defensor wollte diesen Umstand für sie sprechen lassen; aber er verräth nur, daß sie schon zum Entschluß gekommen war, das Opfer war bestimmt; um es zu verstricken und zu treffen, gehörte Verstellung. Sie war wie um den Finger zu wickeln, rief lächelnd ihr kurzsichtiger Mann; er hatte sie so noch nicht gesehen.

Vermuthlich hatte sie auch noch nie den Entschluß gefaßt, ihn in der folgenden Nacht umzubringen. Das heftige Weib, von gewaltiger Sinnlichkeit und natürlicher Stärke, wie hätte es sonst seine Leidenschaften, sein verletztes Gefühl so bändigen können!

In der Dämmerung läßt sie vom Schlächter das Hackbeil holen und versteckt es unterm Bette. Ebenso das Papiermesser. Beides in der Absicht, sich gegen etwaige Anfälle ihres erzürnten Mannes zu wehren. Der Mann hatte nur gedroht, ihrem Liebhaber den Arm abzuhauen, nicht ihr einen Schaden zu thun. Auch jene Drohung war nur ein Auflodern rohen Zornes. Sie durfte dergleichen von ihm nicht besorgen. Obgleich diese Sache mit dem Beil nicht ganz aufgeklärt ist, ebensowenig als die über den Ort, wo das Papiermesser wiedergefunden wurde, so geht doch ein dringender Verdacht daraus hervor, daß sie, mit schweren Dingen umgehend, sich diese Werkzeuge zurechtlegte.

Ihre Geschichtserklärung von den Vorgängen in der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch, von dem Streit im Bette mit ihrem Manne, von seiner Unruhe, von seinem Aufspringen und seiner frühen Abreise wird durch nichts bestätigt. Im Gegentheil erscheint sie nach den nicht damit stimmenden Aussagen der Mägde, namentlich in Bezug auf Wächtler's angebliches Zurückkehren, als ganz unwahrscheinlich, und wird durch das Zeugniß des erwachten Kindes, wenn man diesem Glaubwürdigkeit beimißt, zur baaren Erfindung.

Niemand hat den Mann fortgehen sehen; was unter den obwaltenden Umständen, in dem kleinen Hause, da Mann und Frau auf eine Art mit einander lebten und sprachen, daß man es durch die Wände hörte, schon an sich sehr auffällig wäre. Es würde ohne Thüren-

schmeißen, Poltern und harte Worte unter Leuten dieser Bildung und Sinnesart nicht abgegangen sein. Im Gegentheil herrschte eine unheimliche Stille in der Nacht, nur die Frau hörte man einige Mal im Schranke klappern. Am Morgen war der Mann fort. Er sollte wiedergekommen sein; sie, die Frau, wollte gesehen haben, wie er verschiedene Vorrichtungen unten im Laden vorgenommen, sich eine Flasche Branntwein gefüllt, Geld zu sich gesteckt habe; sie wollte ihn aus der Thür gelassen haben. Alles dies ist in einer Zeit, wo eine Zeugin, das Kleinmädchen, die durch mehre Stunden zur Gesellschaft bei ihr bleiben müssen, davon nichts gesehen hat; im Gegentheil bekundet sie, daß die Frau während dieser Zeit blaß, verstört, am Bette (Wache) gesessen. Sie konnte von dem obern Zimmer, aus dem sie nicht fortkam, nicht sehen, was unten geschah. Außerdem wird erwähnt, daß gar nicht so viel Lichter (Leuchter) in Bereitschaft gewesen wären, um unten, oben und in der Küche diese Geschäfte vorzunehmen.

Eine Zeugin über die Begebenheiten der Nacht ist das Kind. Ihre Aussage hat keine Gültigkeit und darf keine Gültigkeit vor dem erkennenden Richter haben; aber ihre Angaben dürfen ihn leiten und begleiten bei dem Bilde, welches er sich nach den andern Ermittelungen von derselben entwirft, und wo sie zusammenstimmen, legen sie ein moralisches Gewicht in die Waagschale für seine Entscheidung.

Das Kind sagt aus, in welchem Bette es geschlafen, seine Aussage stimmt mit der gewöhnlichen Ordnung im Hause; es sagt, daß es in der Nacht von der Mutter aus des Vaters Bett gehoben und in das seiner Geschwister getragen ward; dort fand man es des Morgens. Damit ist die ganze Erzählung der Mutter von der Anord-

nung des Schlafens zerstört. Was das Kind in der Nacht sah, als es trotz des Befehls der Mutter nicht schlafen konnte, ist oben angegeben. Aber es erweiterte in einem spätern Verhör seine Erzählung: Als die Mutter den Vater zwei Mal vor den Kopf geschlagen, hätte sie ihm noch mit einem Messer über den Hals geschnitten und darauf das Messer auf die Orgel hingelegt. — Dann rief die Mutter Färber's Barbiergesellen, der draußen auf dem Vorplatz am Koffer stand — wie das Kind durch die offengelassene Thür sah — herein. Dieser Barbiergesell schnitt auch noch ein Mal mit dem auf der Orgel gelegenen Messer dem Vater im Bett ein wenig über den Hals. Dann faßte er den Vater beim Hals, die Mutter ihn bei den Beinen und sie trugen ihn aus dem Bette in die Vorkammer. Färber's Gesell ging dann die Treppe hinunter und zum Hause hinaus. Die Mutter kam dann ins Schlafzimmer zurück. Was sie noch gethan, weiß das Kind nicht, denn es schlief gleich wieder ein. Früher hätte sie das nicht gesagt, weil sie gefürchtet, man werde sie ins Zuchthaus setzen, wenn sie so was gegen die Mutter aussage.

Hier mischen sich offenbar Traumbilder mit dem wirklich Gesehenen. Der Barbiergesell ist wahrscheinlich eine Vision. Er kam täglich des Morgens, um den Vater zu rasiren. Was sollte er dem Kinde nicht auch in der Nacht erscheinen, der Mann mit dem scharfen Messer, der so oft am Halse des Vaters schnitt, jetzt, wo das Kind ein Messer sah, wieder an den Hals des Vaters gebracht? Der Barbiergesell stand in keinem Verhältniß zur Mutter. Aber — und das konnte allerdings einen Verdacht begründen, welcher sich jedoch durch nichts weiter gerechtfertigt hat, — der Gesell soll eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Friseur Schulz gehabt haben!

Ob möglicherweise doch ein Gehülfe bei der Mordthat da war, bleibt hiernach zweifelhaft; es ist aber beim Mangel jeder andern Anzeige und nach dem spätern Geständniß der Wächtler auf der Folter unwahrscheinlich. Auch daß der Körper gleich nach der That herausgetragen worden, ist schwer zu glauben. Daß das Kleinmädchen Licht zur That gebracht, daß auch die Köchin zugegen gewesen, verschwindet wieder bei der zweiten Aussage des Kindes; aber als glaubwürdige, mit den andern Ermittelungen übereinstimmende Thatsachen bleibt stehen, daß die Frau mit einem Hammer auf den Kopf des Mannes schlug, daß sie ihn dann mit den Bettdecken erstickte und später mit einem scharfen Messer schnitt. Der Defensor stellte die Behauptung auf, daß dem Kinde diese Aussagen auf der Wache von einem alten Soldaten eingeredet worden. Kindern kann man freilich viel einreden, daß ihm aber Alles eingeredet worden, und wo das Kind wenigstens die Ahnung haben mußte, daß es seiner Mutter Schaden bringen müßte, ist nicht wahrscheinlich, wenigstens nicht bewiesen.

Der Mann war fort, verschwunden, auf eine Reise sollte er fort sein, und seine Stiefeln, die er immer anzuziehen pflegte, die er gerade auf einer Reise, in so rauher Jahreszeit, nicht auslassen durfte, waren zurückgeblieben. So sein Halstuch, seine Knieschnallen. Später findet sich auch sein Taschenmesser, das er nie von sich ließ. Noch später wird auch ermittelt, daß die Wächtler gerade von den Kleidungsstücken, in welchen, ihrer Angabe nach, ihr Mann verreist gewesen, mehre beim Juden Kusel Unna für 60 Mark versetzt habe. Es waren darunter sein Hut und seine silbernen Knieschnallen. Sie hatte diese Gegenstände selbst unter ihrer Saloppe

hingetragen und war dabei so eilig gewesen, daß sie sich nicht einmal den Pfandzettel ausfertigen lassen.

Er war verschwunden, auf der Wächtler haftet der Verdacht, ihn verschwinden gemacht zu haben; ihr lag gerichtlich der Beweis ob, den Verdacht zu entkräften, aber ihr Thun und Treiben, alle ihre nachfolgenden Handlungen haben ihn nur bestärkt.

Das Haus trieft von Blut, das Bette, die Dielen, Schwellen, die Nebenkammer. Selbst das Taschenmesser ihres Mannes trägt noch nach mehren Tagen unverkennbare Blutspuren. Wie sie auch gewaschen, gerieben und gescheuert, die Blutspuren lassen sich nicht vertilgen. Sie hat die Wäscherin rufen lassen, ihr erklärt, woher das Bett, das sie ihr senden will, so sehr blutig sei; weshalb hielt sie es doch für nöthig, selbst an die Vorarbeit sich zu machen, und es vorläufig von den gröbsten Blutspuren auszuwaschen? Wo kommt das viele Blut her? Ihre Geschichte ist fertig. Von einer unzeitigen Entbindung, von der bis da Niemand etwas erfahren, von einer heftigen weiblichen Regel, deren Dasein Denen unbekannt geblieben, welche aufs nächste mit ihr umgingen, welche mit allen Heimlichkeiten einer Frau vertraut waren, die nirgend eine zarte Schamhaftigkeit verrathen hat. Auch nachher, als die Wächtler fortwährend über Unterleibschmerzen und Blutverlust klagte, besichtigt die Wärterin Schmidt ihr Bette und Hemde und findet nie auch nur die geringste Blutspur, und sie denkt bei sich: „das muß eine recht verlogene Frau und voller Ränke sein.“ — Das Blut bleibt, ihre Erklärung ist unerwiesen.

Die Köchin findet einen blutigen Sack versteckt, in welchem sie deutlich die Glieder eines menschlichen Körpers fühlt. Es ist kein Phantasiebild. Nicht ein Mal, zwei Mal sieht und befühlt sie den Kopf, das Knie, die

Lenden, und als sie zum dritten Mal wiederkommt, ist die Thür zur Kammer zugebunden; etwas im Hause ganz Ungewöhnliches. Als die Thür geöffnet ist, stehen auf der Stelle, wo der Sack lag, schwere Geräthschaften, die nicht dahin gehören, die man nur mit großer Anstrengung und mit einer bestimmten Absicht dahin schleppen können; die Absicht war, die blutfeuchte Diele dem Späherauge zu verbergen.

Die Spuren müssen vertilgt, eingepackt werden. Die Wächtler verschließt sich im Schlafzimmer vier Stunden lang. Es kam dies nie vor. Ihr Grund dafür ist aus der Luft gegriffen. Alle Augenblicke müssen die Mägde, wo sie sind, zurückbleiben; es war doch sonst nicht so viel Heimliches in diesem Hause, und wenn, so war es vielleicht, daß die Frau mit den Dienstboten unter einer Decke gegen den Hausherrn spielte. Sie heizt selbst ein und verbrennt alten Plunder, wahrscheinlich die zurückgebliebenen Kleidungsstücke des Mannes, welche sie verrathen konnten; während der Zeit muß die Köchin auf der Treppe warten, um nicht Zeugin davon zu werden.

Die muthige Frau, die sich rühmt, daß sie wie ein Pferd stark sei, und Alles ertragen könne, überkommt nach jener Nacht eine Angst, daß sie nicht mehr allein schlafen kann. Selbst die Gegenwart ihrer Kinder ist ihr nicht genug Schutz. Sie nimmt eine Wärterin, die bei ihr wachen muß. Am Freitag Abend, als sie von der Reise zurückgekehrt und die Schmidt nicht mehr zu erlangen ist, müssen beide Dienstmädchen ihre Betten zu ihr ins Zimmer tragen und auf der Erde neben ihrem Bette schlafen. Wie furchtbar müssen die Phantasiebilder gewesen sein, daß sogar eine Wächtler ihre eiserne Stirn ihnen nicht zu bieten wagte.

Der Defensor sagt: Wie ist es denkbar, daß sie von

Mittwoch früh, am Morgen nach der Mordthat, wo aller Annahme nach der Leichnam noch im Bette lag, daß sie da so viele Personen zu sich beschied? Das Kleinmädchen, den Schulmeister Gruner, die Wäscherin Neumann? Wäre das nicht, wenn wirklich Alles so war, eine That der äußersten Unbesonnenheit gewesen? — Es war nur die Entschlossenheit, die man einer Verbrecherin, wie sie, zutrauen muß; die in der Nacht das Kind aus dem Bette des Vaters riß und ihm bei den andern Kindern zu schlafen befahl; die im selben Zimmer, wo ihre drei Kinder schliefen, die älteste Tochter schon 11 Jahre alt, den Hammer ergriff und den Mann todtschlug inmitten seiner Kinder, dieses Weib hatte einen Muth der Ruchlosigkeit, die Alles wagt. Nicht im Affecte that sie es, nicht ohne Vorbedacht Dessen, was da kommen werde, mit ruhiger Besinnung schon die Folgen im Auge, schon die Mittel präparirend, wie sie dem Gesetze und seiner Strafe entrinnen wolle. Er lag da, ein blutiger, vielleicht schon verstümmelter Leichnam, im Bette; fortbringen konnte sie ihn noch nicht, die Fabel von seiner Abreise hatte sie in den schlaflosen Stunden nach der That, vielleicht schon vorher, erdacht. Es gehörte vieler Schein dazu, um sie glaubwürdig zu machen. Deshalb mußte das Kleinmädchen mehre Stunden des Morgens bei ihr sitzen; wol auch um das innere Grauen der Leichenwärterin zu übertäuben. Der Todte lag in Kissen und Decken vergraben, die Gardinen des Bettes waren fest vorgezogen. Sie saß auf dem Stuhl wie Schildwacht, davor. Wer konnte das Entsetzlichste denken, wer fühlte sich versucht, die Gardine zu lüften, um nachzusehen, ob ihr Gatte nicht verreist war, sondern im Bette schlief? Sie bedurfte des Schulmeisters, von dem sie die erst am Sonntag zu ihr gebrachten Sachen (auch ein merkwür-

diger Umstand) am Abende wieder ins Haus bringen lassen wollte; sie bedurfte der Wäscherin, um die Bettwäsche zu reinigen. Aber sie benutzte auch die Anwesenheit der drei Personen, um ein defensives Mittel sich vorzubereiten.

Aber das Blut, welches beim Abschneiden des Kopfes ausfließen mußte, war es nicht eine Masse, welche das ganze Bett durchdringen und dasselbe in Grund und Boden verwüsten durfte? Da die Gefäße blutleer gefunden waren, mußte die Schlachtscene gleich nach der That, vielleicht noch während das Opfer lebte, erfolgt sein. Auch diesen Punkt hat der Vertheidiger aufgefaßt, und die Untersuchung hat nicht alle Dunkelheiten entfernt; auch blieb es ungewiß, wann sie die letzte Verstümmelung vornahm, wann den Packen schnürte und auf die Waarenkammer auf dem Boden trug. Welche Riesen-, welche Dämonenkräfte müssen in dem Weibe thätig gewesen sein, um diese Arbeit, und unbemerkt in dem engen Hause, zu vollbringen und dabei die vorgelogene Rolle fortzuspielen! Sie selbst nannte diese Eigenschaft eine Pferdenatur. Geschwätziger Art, von sinnlicher, lebenslustiger Natur, gehörte Gesellschaft und Unterhaltung zu ihren Bedürfnissen. Sie entsagte diesem Bedürfniß auch in dieser angsterfüllten, grauenvollen Periode nicht. Sie zog an sich und schwatzte, mit wem sie konnte; ein Mittel, um die geheimen Schauer von sich und zugleich den Verdacht zu entfernen. Gegen ihre Dienstleute immer freigebig, um sie gegen den kargen Mann auf ihre Seite zu ziehen, war sie es wahrscheinlich auch in dieser Zeit. Sie bestach sie, machte sich mit ihnen gemein, um die Herrschaft über sie auszuüben, auf die es ihr ankam. Sie dachte nur an die nächste Folge, weiter reichten nicht die Gedanken dieses ruchlosen, leichtsinnigen Weibes.

Ihre erste That, nach dem Verschwinden des Mannes ist die Erbrechung seines Koffers. Hier handelte sie nicht mit der ihr eigenen Vorsorglichkeit. Wenn er nur verreist war, wie durfte sie das wagen, und so offen? Die gemeine Natur siegte über die Verstellung. Sie ist entrüstet, daß sie so wenig findet, daß dies der ganze Lohn für ihre Blutschuld ist.

Die Momente vor ihrer Abfahrt am Freitage und die Geschichte ihrer Reise selbst sind mit allen verdächtigenden Thatsachen in dem Vorigen zur Genüge besprochen und es ist in dieser Beziehung kaum etwas Neues ermittelt worden. Die Abreise ohne allen Grund mit ihrem verdächtigen Fortschicken der Dienstleute, des Kutschers, während sie mit dem Arbeitsmann Maas allein den Packen in den Wagen trägt, das Drängen, in der Nacht oder wenigstens am dunklen Morgen abzufahren, die plötzliche Rückkehr ebenso ohne allen Grund und Ursache, alles Das spricht so für sich selbst, daß jede Ausführung überflüssig ist. Ihre Angabe, daß sie den großen Packen selbst wieder aus dem Wagen, aus aufsteigenden Bedenklichkeiten wegen des Lübecker Zolles, hinausgetragen und in den Laden gelegt habe, war schon damals unerwiesen, und sie um so mehr verdächtigt, als sie eine Zeugin zu falschem Zeugniß deshalb bewegen wollen. Nachher trat aber noch ein ganz unverdächtiger Zeuge auf, derselbe Schlosser, welcher den Koffer eröffnet, der zufällig von fern der ganzen Abreise beiwohnte. Er sah den Packen hineintragen in den Wagen, ihn gegen das Kutschenfenster, weil er zu groß war, drängen, Mutter und Tochter darauf einsteigen, sich noch verschiedene Kleidungsstücke reichen lassen, aber während der ganzen Zeit ward nichts wieder herausgetragen! Der Packen, den der Arbeitsmann hinuntertrug, roch ihm nach altem Fleisch, und die Frau

gab auf seine Frage eine ausweichende Antwort, und der Packen, den man am Hoyenberge fand, wo die Frau den Wagen anhalten ließ, ausstieg und ungesehen etwas verrichtete, enthielt den verstümmelten Leichnam ihres ermordeten Mannes. Ihr Benehmen während der Reise, daß sie nie ausstieg; wenn der Kutscher sich der Wagenthür näherte, sie zuzog und ihm eiligst Alles hinausreichte, was er nur verlangen konnte; daß sie sich bei ihm erkundigte, ob der Bauerbursch, der hinter ihnen ritt, bis Lübeck mitreiten werde, alles Das sind Anzeichen, unbedeutend im Vergleich mit den vorangehenden, aber Glieder, welche die Kette der Verdachtsgründe immer enger schließen.

Und welche psychologischen Data! Dasselbe Weib, das eben den mitgeschleppten Leichnam ihres ermordeten Mannes glücklich aus dem Wagen auf die Landstraße geworfen, das angibt, krank, gestört zu sein, das deshalb und, um ihre lieben Kinder zu sehen, auf der Stelle nach Hamburg zurück will, setzt sich in Schöneberg ruhig nieder und verzehrt dort, im Wirthshause, in Heiterkeit ihr mitgebrachtes Essen, welches im Wagen, unter dem Leichnam ihres Mannes eingepackt lag! Als wäre sie einer großen Last quitt, läßt sie sich mit den Wirthsleuten in ein lebhaftes Gespräch ein, und erzählt ihnen, ein recht geeigneter Moment, ihre ganze Lebensgeschichte. Sie rühmt sich, viele Jahre hindurch die Maitresse eines Barons gewesen zu sein, daß sie eine uneheliche 14jährige Tochter von ihm, und wahrscheinlich aus derselben Quelle, 20,000 Thaler mitgebracht habe! Denselben Frohsinn behält sie auf dem Rückwege, trinkt in der Fleischgaffel (jetzt kann sie überall aussteigen und die Wagenthür öffnen), ein Eierbier, und hat nun keine anderen Sorgen, als daß sie vor der Thorsperre ja nach Hamburg zurückkehren möchte!

Dies die Grundzüge der ohne Folter ermittelten Thatsachen, welche durch hundert kleine Nebenumstände noch bestärkt werden. Kein Geschworenengericht würde darauf angestanden haben, das Schuldig zu sprechen; auch kein gelehrtes Gericht unserer Tage dürfte in Zweifel sein, auf einen so vollständig gegliederten Indicienbeweis die ordentliche Strafe zu erkennen. Wir schelten nicht die Humanität unserer Großväter, welche zu Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts aus großer Gewissenhaftigkeit, aus Scheu vor Blutvergießen, noch die letzte Strafe zu erkennen zauderten und lieber ein altbarbarisches Gesetz noch ein Mal in Anwendung brachten, was schlimmer ist als die Strafe selbst, um vor sich selbst gerechtfertigt dazustehen. Mit hellsten Schriftzügen ward durch das Verfahren in diesem Processe aufs Neue ins Licht gestellt, auf welche Abwege die Folter führen und wie unnütz und gefährlich ihre Anwendung bei ruchlosen Verbrechern, wie die Wächtler, werden kann. Zwei unschuldige Männer geriethen in Untersuchung, und hätte die Wächtler ihren Widerruf früher gethan, so war das ganze Verfahren ohne rechtliche Wirkung. Und zugleich, wenn wir von den ungeheuren Actenmassen hören, welche in diesem Proceß durch fast drei Jahre vollgeschrieben wurden, die Kräfte der ausgezeichnetsten Männer in Anspruch nehmend, Papiermassen, welche den Flammensäulen über Hamburg nur neue Nahrung gaben, steigt in uns wieder die unheimliche Frage auf: wer denn mehr im Rechte ist, unsere Vorväter, welche rasch, oft zu rasch mit den Verbrechern fertig wurden, oder unsere Väter, welche Berge von Papier beschrieben, um die Möglichkeit der Unschuld eines Schuldigen ans Licht zu bringen? Aber wenn wir diese Masse von Zeit, Kosten, Lebenskräften zu Capital schlagen und ausrechnen, wie viel Menschen,

die ohne Verbrechen und Verschuldung zu Grunde gehen, dafür gerettet werden könnten, wie viel positiv Gutes für das gefördert würde, was ins Actenmeer der Vergessenheit geworfen wird, bis etwa ein neuer oder neuester Pitaval zufällig sein Netz darin auswirft, dann überschleicht uns der Gedanke, daß die höchste Humanität im Strafrecht nicht das Ziel ist, was die höchste Weisheit in irdischen Dingen erstreben darf, dann der Gedanke, daß wir bei der Unvollkommenheit aller irdischen Wahrheit nicht wesentlichere Rücksichten und Interessen der Chimäre opfern sollen, die absolute Wahrheit durch peinliches Jagen nach dem Eingeständniß des Verbrechers ertrotzen zu wollen; und ob dies jahrelange Peinigen eines Angeschuldigten, um die Wahrheit zu bekennen, nicht in vielen Fällen auch zur Folter wird. Dann endlich der Zweifel oder die Ueberzeugung, daß die moralische Ueberzeugung des vollständigst von allem Ermittelten und Ermittelbaren unterrichteten Richters das Urtheil in letzter Instanz sprechen muß, und eigentlich in den meisten Fällen spricht. Eine Jury, vorausgesetzt, daß sie aus intelligenten, urtheilsfähigen Männern besteht, ist nur da gefährlich, wo nicht vorher Alles ermittelt ist, was ermittelt werden konnte.

Durch das am 14. November 1788 publicirte Urtel erkannte der hohe Senat, daß die Wächtler „der begangenen Missethat für überführt zu achten; solchemnach dieselbe wegen dieser grausamen und unmenschlichen That, welche sie mit boshaftem Vorsatze und aus schnöder Rache, auf eine hinterlistige und heimtückische Art verübt, ihr zur wohlverdienten Strafe und andern dergleichen rach-

süchtigen Mordgesinnten und pflichtvergessenen Ehefrauen zum warnenden und abschreckenden Exempel in einer haarenen Decke und mit fliegenden Haaren nach dem Gerichtsplatze hinauszuführen, daselbst mit dem Rade von oben ab vom Leben zum Tode zu bringen, und darauf ihr Körper an der Gerichtsstätte zu verscharren sei."

Nach der Ansicht des Referenten in letzter Instanz sollte „die Hinausführung in einem härenen Hemde und fliegenden Haaren bei dem Pöbel einen vorzüglichen Eindruck machen, ohne daß dadurch die Strafe der Delinquentin an und für sich selbst im mindesten vergrößert wird".

Der Bürgermeister von Plauen an der Havel, der Bruder der Delinquentin, hatte in einer Bittschrift das Hamburger Obergericht flehentlich gebeten, ihm die einzige Gnade dadurch zu erzeigen, daß der Körper seiner Schwester nach der Hinrichtung blos an der Gerichtsstätte verscharret werde. Da nun dieser Bürgermeister „ein rechtschaffener Mann zu sein scheine, der wenigstens nach der Einbildung des Pöbels mit bestraft werde, wenn man den Körper der Inquisitin aufs Rad flechten ließe", hatte der Senat in den dahin gerichteten Antrag seines Referenten gewilligt, wodurch das Erkenntniß des Niedergerichts, das im Uebrigen bestätigt wurde, eine Abänderung erlitt.

Bei den geretteten Acten hat sich ein weißer Bogen Papier erhalten, drei horizontale Striche darauf. Unter dem ersten die Worte: „von unten auf," unter dem zweiten: „von oben ab" unter dem dritten „lebenslängliches Gefängniß". Es ist der Privatanmerk des Vorsitzenden bei der Abstimmung über die Strafe. Der erste Strich hat 2, der zweite 10, der dritte 4 perpendiculaire kleinere Striche. So schwankten noch bei der letzten Be-

rathung die Stimmen, daß 4 Rathsmitglieder ihr Verbrechen mit lebenslänglichem Gefängniß für gebüßt hielten. Mit 10 Stimmen ward sie zum Rade von oben ab verurtheilt. Das weiße Blatt mit den wenigen Strichen, welche über Tod und Leben eines Menschen entschieden, macht heute nach 56 Jahren, wo Der, welcher die Striche zog und Die, deren Stimmen sie bedeuten, längst im Grabe ruhen werden, einen seltsamen Eindruck.

Dem Prätor wurde übrigens aufgetragen, dem Frohn anzubefehlen, daß er die Verbrecherin, vor der Zerstoßung ihrer Glieder mit dem Rade, insgeheim erwürgen lasse.

Sie sollte ohne Begleitung eines Geistlichen zur Richtstätte geführt werden, auch die von ihr erbetene Begleitung durch einen Candidaten Frevey ward ihr verweigert; dagegen gestattet, wenn sie darum ansuchen sollte, daß ihre Kinder vor ihrem Ende noch ein Mal zu ihr gelassen würden.

Ein Geistlicher, der Pastor Encke, gab sich die beiden Tage vor ihrer Hinrichtung alle erdenkliche Mühe, sie zum Geständniß zu bewegen; sie war aber auf keine Weise dahin zu bringen. Endlich Montag am 18. Nov., kurz vor ihrer Hinausführung auf den Richtplatz, gestand sie ihm, daß sie die That selbst, allein und ohne alle Mithülfe verübt habe. Doch solle er dies Bekenntniß erst nach ihrem Tode der Obrigkeit bekannt machen und derselben zugleich für die ihr zuerkannte, hohe, gnädige Strafe danken.

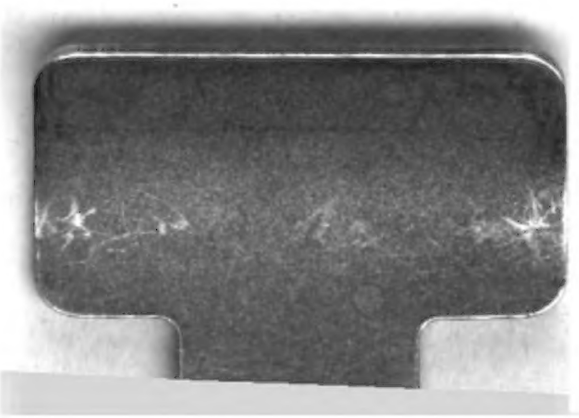
Wie sie gestorben, findet sich in den Acten nicht mehr verzeichnet.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google



W. LINDINGER
Buchbinderei
München 2 NO
Tel.: 21765

Digitized by Google